Das

belletristische Ausland.

Kabinetsbibliothek

der

classischen Romane aller Nationen.

1424stes bis 1427stes Bändchen.

Enthält:

Die Geheimnisse des Volks.

Fünfundzwanzigstes bis achtundzwanzigstes Bändchen.

Jedes Bändchen kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1851.

Druck der K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg in Stuttgart.

Sämmtliche Werke

von

Eugene Sue.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1851.

Die Geheimnisse des Volks

oder

Geschichte einer Proletarier-Familie durch die Zeitalter.

Von

Eugene Sue.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Fünfundzwanzigstes bis achtundzwanzigstes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1851.

Die

Geheimnisse des Volkes

oder

Geschichte einer Proletarier-Familie durch die Zeitalter.

Von

Eugène Sue.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Fünfundzwanzigstes bis achtundzwanzigstes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1851.

Das äbtliche Kreuz

oder

Bonaik der Goldschmied und Septimine die Coliberte.

615—793

Zweites Kapitel.

Fortsetzung und Schluß.

Als Berthoald das St. Saturnin-Kloster verließ, begab er sich mit seinen Leuten auf den Weg, um nach der Abtei Meriadek, dem großmüthigen Geschenke von Karl Martel, zu ziehen. Der Marsch dieser Franken-Schaar war durch den Einsturz von zwei Brücken, die sie halb zerstört auf ihrer Straße fanden, verzögert worden, und ebenso auch durch die Verdorbenheit der Wege, wo mehrere Male die Wagen, welche die Beute dieser Krieger und verschiedene arabische und gallische von ihnen in der Gegend von Narbonne, bei der Belagerung dieser Stadt, genommene Sklaven führten, im Kothe stecken blieben.

Zwei Tage, nachdem Broute-Saule den Klauen des Sperbers preisgegeben worden war, kam Berthoald mit seinen Leuten in der Gegend von Nantes an. Die Sonne senkte sich, die Nacht rückte herbei. Der junge

Führer ritt seinen Gefährten einige Schritte voran. Einige von diesen, welche vor nicht langer Zeit aus Germanien, bei den beständigen Anwerbungen von Karl Martel jenseits des Rheins, angekommen waren, sahen so grimmig, so wild aus, wie die ersten Soldaten von Chlodwig; wie diese, waren sie in Thierfelle gekleidet und trugen ihre Haare oben auf dem Kopfe aufgebunden, wie sie mehr als zwei Jahrhunderte vorher Neroweg, einer von den Leudes des Königs der Franken, getragen hatte; die anderen Krieger waren behelmt und geharnischt. Berthoald zeigte sich zurückhaltend, beinahe hoffärtig gegen die Leute seiner Bande; unter sich warfen sie ihm seine Kälte, seinen Stolz vor; aber das Ansehen seines glänzenden Muthes, von dem er so viele Beweise gegeben hatte, seine furchtbare körperliche Stärke, seine seltene Gewandtheit in der Handhabung der Waffen, die Raschheit seiner Kriegszüge, die hohe Gunst endlich, in der er bei Karl stand, flößten diesen rauhen Kriegern Ehrfurcht ein. Berthoald ritt also allein an der Spitze seiner Schaar. Oft seit seinem Abgange von der St. Saturnin-Abtei war er, sich des reizenden Bildes von Septimine der Coliberte erinnernd, träumerisch geworden; er dachte an dieses Mädchen, als Richulf, einer der fränkischen Krieger, auf den jungen Führer zuritt und zu diesem sagte:

„Nach den Erkundigungen, die wir unter Weges eingezogen, müssen wir in der Nähe von Nantes sein, unsere Abtei muß unfern von hier liegen. Dort arbeiten Sklaven auf dem Felde; wenn wir sie fragen würden?“

Berthoald erwachte aus seiner Träumerei und nickte bejahend mit dem Kopf: Beide beschleunigten den Gang ihrer Pferde.

„Ich,“ sprach Richulf, eine Art von germanischem Riesen mit ungeheurem Bauch, während er weiter ritt, „ich lache zum Voraus über das Gesicht des Abtes von unserem Kloster, wenn wir zu ihm sagen werden:

Wir sind hier durch die Gnade des guten Karl; tritt uns den Platz ab und öffne uns Deinen Keller und Deine Speisekammer."

Berthoald, der zu der Sklaven gekommen war, fragte einen von ihnen:

„Ist die Abtei Meriadek weit von hier?"

„Nein, Herr, der Querweg, den Ihr dort mit Pappeln eingefaßt seht, führt dahin."

„Steht ein Abt oder eine Aebtissin an der Spitze der Abtei?"

„Unsere fromme Frau Meroflede."

„Eine Aebtissin!" versetzte Berthoald ein wenig erstaunt. Dann fügte er lächelnd bei: „Ist sie hübsch und jung, die Aebtissin Meroflede?"

„Herr, ich weiß es nicht, ich habe sie immer nur von fern, in ihre Schleier gehüllt, gesehen."

„Wenn sie sich in ihre Schleier hüllt, so muß sie alt und teufelmäßig häßlich sein," sagte Richulf, den Kopf schüttelnd. „Doch antworte, Sklave: sind die Güter dieser Abtei fruchtbar? Gibt es viele Schweineherden hier? ich liebe das Schweinefleisch ungemein!"

„Die Güter der Abtei sind sehr fruchtbar, Herr... die Schweine- und Schafherden sehr zahlreich. Vor zwei Tagen haben wir unsere Abgaben nach der Abtei gebracht, und der große Schoppen konnte kaum das Vieh und die Vorräthe aller Art fassen."

„Berthoald," sagte der Franke, „Karl Martel hat uns großmüthig bedacht; doch wir kommen zwei Tage zu spät: die Gülten sind bezahlt, vielleicht verzehrt; wir werden keine Schweine mehr finden."

Der junge Führer schien die Befürchtungen seines Gefährten nicht zu theilen; er sagte zu dem Sklaven:

„Diese mit Pappelbäumen besetzte Straße führt also nach der Abtei Meriadek?"

„Ja, Herr, in einer halben Stunde werdet Ihr dort sein."

„Ich danke für Deine Auskunft,“ sprach Berthoald zu dem Sklaven.

Und er schickte sich an, wieder zu den anderen Kriegern zu reiten, als Richulf ein plumpes Gelächter aufschlug und ihm zurief:

„Bei meinem Barte, ich habe nie einen Menschen gesehen, der sanfter als Du gegen diese Sklavenhunde ist, Berthoald.“

„Es gefällt mir, so zu handeln . . .“

„Gut . . . auch bist Du ein seltsamer Mensch in dem, was die Sklaven betrifft; man sollte glauben, es schmerze Dich, sie zu sehen, . . . denn seit Narbonne schleppen wir in unserem Gefolge in Wagen etliche und zwanzig Sklavinnen, unsern Antheil an der Beute; es sind darunter sehr hübsche, Du hast Dich aber den Wagen nie auch nur nähern wollen, um die Frauen anzuschauen . . . und sie gehören doch Dir ebensowohl als uns.“

„Ich habe Euch hundertmal gesagt, ich mache durchaus keinen Anspruch auf einen Theil von dem uns zugefallenen Menschenfleisch,“ erwiederte ungeduldig Berthoald. „Schon der Anblick dieser armen Geschöpfe wäre mir peinlich. Ihr habt diesen Weibern nicht die Freiheit schenken wollen . . . sprecht mir nicht mehr von ihnen . . .“

„Ihnen die Freiheit schenken! während wir sie, nachdem wir uns mit ihnen auf dem Wege belästigt haben, jedes wenigstens um fünfzehn bis zwanzig Goldsous verkaufen können; denn bei unserem Halte in der Gegend des St. Saturnin Klosters sagte uns ein Jude, der sie besichtigt und geschätzt hatte. . . .“

„Das heißt genug . . . das heißt zu viel von Juden und Sklaven sprechen!“ rief Berthoald, Richulf unterbrechend. Und da er diesem Gespräche, das ihm widrig zu sein schien, ein Ziel setzen wollte, gab er seinem Pferde die Sporen, um wieder zu den anderen Kriegern zu stoßen, welchen er von fern, indem er zu lächen suchte, zurief: „Gefährten, eine gute Kunde! unsere Abtei ist

reich, fruchtbar, und wir folgen im Besitze einer Aebtissin; ist sie jung oder alt, häßlich oder hübsch, ich weiß es nicht . . . Ehe eine Stunde vergeht, werden wir sie sehen."

„Ich, ich würde einen streitsüchtigen Abt, den wir aus dem Besitze hätten vertreiben müssen, vorgezogen haben; doch ich tröste mich, indem ich denke, daß wir Herren zahlreicher Schweineherden sein werden."

„Du, Richulf, denkst nur an Schläge und an Schinken."

Während sie so heiter plaudern, folgen die Krieger dem mit Pappeln besetzten Wege. Endlich erblickte man in der Ferne die Abtei, erbaut mitten auf einer Art von Halbinsel, wohin man auf dieser Seite auf einer schmalen, zwischen zwei Teichen angelegten Straße gelangte.

„Ein schönes Gebäude! siehst Du, Berthoald!"

„Weitläufige Pertinenzien! und diese großen Waldungen am Horizont, sie gehören ohne Zweifel zu unserer Abtei."

„Sie müssen reich an Wildpret sein. Wir werden den Hirsch, den Dambock, das Wildschwein jagen . . . Es lebe Karl Martel!"

„Und die Teiche, die sich dort auf beiden Seiten der Straße ausdehnen, sie müssen fischreich sein . . . wir werden fischen, ich liebe ungemein den Fischfang! Es lebe Karl!"

„Kameraden, findet Ihr nicht, daß diese Abtei ein gewisses kriegerisches Aussehen hat, mit ihren hohen Gebäuden, mit den Strebepfeilern ihrer Mauern, mit ihren wenigen Fenstern und ihren Teichen, die sie umgeben wie eine natürliche Vertheidigung?"

„Desto besser, Berthoald! wir werden dort verschanzt sein wie in einer Festung, und gefiele es den Nachfolgern des guten Karl oder diesen Königsphantomen, den entnervten Abkömmlingen von Chlodwig, uns aus dem Besitze drängen zu wollen, wie wir diese Aebtissin vertreiben, so würden wir beweisen, daß wir Hosen tragen und keine Unterröcke."

„Ja, ja ... unsere Kerzen sind Lanzen, unsere Segen Schwertstreiche.“

„Geben wir unseren Pferden die Sporen, denn der Tag neigt sich, und ich habe großen Hunger ... So wahr ich Richulf heiße, zwei Schinken und ein Berg von Kraut werden mich nicht sättigen.“

„Wetze Deine Zähne, dicker Vielfraß! ich mache den Vorschlag, zum Schmause die Aebtissin und ihre Nonnen einzuladen.“

„Ich, ich mache den Vorschlag, diejenigen, welche jung und hübsch sind, einzuladen, mit uns den Aufenthalt in der Abtei zu theilen.“

„Wie! sie einladen! Sigwald ... Bei meinem Barte! wir müssen sie nöthigen, bei uns zu bleiben, so lange es uns beliebt ... Der gute Karl wird über diesen Streich lachen. Beklagt sich der Bischof von Nantes, so sagen wir, er möge kommen und seine Lämmer holen, und wir werden ihn mit der Spitze unserer Piken empfangen.“

„Zum Teufel mit dem Bischofe von Nantes! die Zeit der Pfaffen ist vorbei, die der Soldaten ist gekommen! ... wir werden die Gebieter bei uns sein!“

Während seine Gefährten sich dieser plumpen Heiterkeit überließen, ritt Berthoald stillschweigend und nachdenkend vor ihnen her. Karl hatte ihn mit der hohen Würde eines Grafen bekleidet, er führte in seinem Gefolge in Wagen eine reiche Beute mit sich. Die Schenkung der Abtei sicherte ihm große Güter; der junge Anführer schien aber von Sorgen erfüllt zu sein; ein bitteres, schmerzliches Lächeln schwebte zuweilen über seine Lippen. Die Sonne war hinter dem Walde verschwunden, der den Horizont begränzte. Die fränkischen Kriegsleute ritten auf der schmalen Straße, an deren beiden Seiten sich unermeßliche Teiche in's Unabsehbare ausdehnten. Nach einigen Augenblicken sagte Richulf zu dem jungen Anführer:

„Ich weiß nicht, ob die Dämmerung mein Gesicht

verwirrt, aber scheint Dir nicht dort die Straße wie von einer Erdanhäufung durchschnitten?"

„Laß uns das von nahe ansehen," antwortete Berthoald, während er sein Pferd in Galopp setzte.

Richulf und Sigwald folgten ihm; bald befanden sich alle Drei vor einem breiten und tiefen Einschnitt, der durch die Straße gemacht und durch die Verbindung der zwei Teiche an dieser Stelle mit Wasser gefüllt war. Jenseits dieses Grabens erhob sich eine Art von Brüstung, verstärkt durch ungeheure Pfähle. Dieses Hinderniß war bedeutend; die Nacht nahm immer mehr zu und auf beiden Seiten dehnten sich die Teiche in's Unabsehbare aus. Berthoald wandte sich sehr erstaunt zu seinen nicht minder erstaunten Gefährten um und sagte zu ihnen:

„Was bedeutet das? Diese Verschanzung hat, wie die Abtei, ein ganz kriegerisches Aussehen."

„Diese Erde ist frisch umgestochen, die Rinde dieser Pfähle ist noch frisch und ebenso das Blätterwerk der Hecke, welche die Brüstung krönt ... Warum des Teufels diese Vertheidigungsanstalten?"

„Bei Karls Hammer!" rief Berthoald, „das ist eine in der Verschanzungskunst sehr bewanderte Aebtissin; doch es muß noch ein anderer Weg da sein, um zur Abtei zu gelangen, und ..."

Berthoald konnte nicht vollenden; eine Salve von Steinen, kräftig geworfen von Schleuderern, die hinter der Hecke, welche die Brüstung krönte, im Hinterhalte lagen, erreichte die drei Krieger: ihre Helme und ihre Harnische schwächten den Schlag; aber der junge Führer wurde ziemlich heftig an der Schulter gequetscht, und das Pferd von Richulf, der es am Rande der Straße angehalten hatte, bäumte sich, an den Kopf getroffen, so gewaltig, daß es sich auf seinen Reiter zurückwarf, und Beide fielen in den Teich, welcher an dieser Stelle so tief war, daß auf einen Augenblick Roß und Reiter völlig verschwanden; bald aber schwamm der Franke

wieder oben auf, und es gelang ihm, sich am Rande der Straße anzuklammern und, nicht ohne Mühe, von Wasser triefend, daran hinaufzusteigen, während sein Pferd in der Bestürzung sich schwimmend nach der Mitte des Teiches entfernte, wo es, erschöpft von der Anstrengung, ersoff.

„Verrath!“ rief Berthoald, indem er vergebens sein Schwert zog, denn dieser tiefe, mit Wasser gefüllte Graben hatte zwanzig Fuß Breite, und um ihn nach der Kriegskunst zuzuschütten, hätte man in der Ferne fünf bis sechshundert Faschinen schneiden und eine wahre Belagerung beginnen müssen. Während der junge Anführer sich mit seinen Kameraden über dieses unvorhergesehene Ereigniß berieth, sagte eine Stimme, welche hinter der Hecke hervorkam, mit der die Verschanzung bekrönt war:

„Dieser Steinehagel ist ein wahrer Rosenregen in Vergleich mit dem, was Eurer harrt, wenn Ihr den Uebergang hier zu erzwingen versucht.“

„Wer Du auch sein magst, Du wirst diesen Angriff theuer bezahlen!“ rief Berthoald. „Wir kommen hierher auf Befehl von Karl, dem Oberhaupte der Franken, der mir, Berthoald, so wie meinen Leuten die Abtei Meriadek geschenkt hat.“

„Und ich,“ erwiederte die Stimme, „ich schenke Dir, in Erwartung von etwas Besserem, diesen Steinehagel.“

„Nimm Dich in Acht!“ rief Berthoald, „es sind noch nicht alle meine Gefährten da; sie folgen uns in einiger Entfernung. Wir können heute Abend den Uebergang nicht erzwingen, aber wir werden die Nacht hindurch auf dieser Straße lagern und morgen mit Tagesanbruch die Verschanzung wegnehmen; ich sage Dir aber zum Voraus, bedenke wohl, die Aebtissin dieses Klosters und die Nonnen werden behandelt werden, wie man die Weiber in einer eroberten Stadt behandelt.“

„Unsere fromme Frau Meroflede lacht über Deine Drohungen; mehr noch, sie hat ein christliches Mitleiden

mit Dir und Deinen Gefährten," antwortete die Stimme; „die Aebtissin will Dich, den Anführer dieser Räuber, empfangen, aber allein, im Kloster ... Deine Kameraden werden heute Nacht auf dem Erdwalle lagern; morgen bei Tagesanbruch wirst Du zu ihnen zurückkehren, und wenn Du ihnen erzählt hast, was Du in diesem Kloster gesehen und auf welche Art man Euch zu empfangen sich anschickt, werdet Ihr erkennen, daß Ihr nichts Besseres zu thun habt, als rasch wieder Krieg zu führen an der Seite von Karl, diesem Heiden, der so heidnisch ist als die Araber und fortfährt, den Räubern seines Heeres die geheiligten Güter Gottes zu schenken!"

„Oh! ich werde Deine Unverschämtheit bestrafen!"

„Mein Pferd ist ersoffen," fügte Richulf wüthend bei, „das Wasser rieselt unter meiner Rüstung; ich bin starr vor Kälte, mein Bauch ist leer, und wir sollen die Nacht so zubringen?"

„Genug der unnützen Worte, entscheide Dich!" rief die Stimme. „Nimmst Du meinen Vorschlag an, Du, der Oberste dieser Leute, so wird man von dieser Verschanzung herab ein langes Brett werfen, und wenn Du nur immer einen sichern Fuß hast, wirst Du so den Graben überschreiten. Ich geleite Dich nach der Abtei; morgen wirst Du zu Deinen Gefährten zurückkehren, und der Teufel, der Euch hierher geführt hat, wird Euch auch zurückführen!"

Während dieser Unterhandlung hatten die anderen Franken, Gefährten von Berthoald, und später die Wagen mit dem Gepäcke, welche ohne Mißtrauen auf der schmalen Straße gefolgt waren, den jungen Anführer wieder eingeholt. Er erzählte ihnen, was vorgefallen war, und zeigte ihnen den Abschnitt und die Verschanzung. Die neuen Pfründner der Abtei brachen, Anfangs nicht minder verblüfft, dann nicht minder wüthend als Berthoald, in Drohungen und Verwünschungen gegen die Aebtissin aus; aber es war Nacht geworden, und man mußte daran denken, auf der Straße zu lagern.

Es wurde auch verabredet, daß sich Berthoald allein nach der Abtei begeben sollte, am andern Morgen bei Tagesanbruch würden sodann nach seinem Berichte seine Kameraden, welche indessen sehr entschlossen waren, zur Gewalt zu greifen, sich berathen und entscheiden; sie würden aber auch ihre Zuflucht zur Gewalt nehmen, sollte Berthoald, das Opfer eines Verrathes, nicht wieder erscheinen. Er, der sich um die Gefahr nichts bekümmerte, entschied sich beharrlich dahin, daß er in's Kloster gehen werde, wobei er ebenso sehr seinem abenteuerlichen Geiste, als seiner Neugierde, diese kriegerische Aebtissin zu sehen, nachgab. Es wurde, wie es Ricarik (denn er wa'r es) Berthoald angeboten, ein Brett horizontal von der Verschanzung vorgeschoben, dann senkte sich dieses Brett, so daß eines von seinen Enden auf dem Erdwall, das andere auf der Firste der Brüstung ruhte, wo es kräftig festgehalten wurde. Berthoald übergab sein Pferd einem von seinen Gefährten und wagte sich mit sicherem und leichtem Schritte auf das Brett.

„Niemand von Euch lasse es sich einfallen, seinem Führer folgen zu wollen," sprach Ricarik; „das Brett ist zu schwach, um zwei Personen zu tragen, und ich würde es überdies in den Graben fallen lassen."

Nachdem Berthoald hinüber gegangen war, wurde das Brett zurückgezogen; der junge Anführer bezwang seinen Zorn und folgte dem Verwalter, während ungefähr zwölf Schleuderer, Bauern oder Sklaven, auf Befehl der Aebtissin zum Wachdienst berufen, den Graben bei der schwachen Helle dieser gestirnten Nacht bewachten. Berthoald sah zwei Pferde jenseits der Verschanzung. Ricarik bedeutete ihm durch ein Zeichen, er möge eines von diesen Thieren besteigen, bestieg selbst das andere und ritt ihm voran. Der junge Anführer folgte Ricarik stillschweigend; er fühlte sich nicht weniger zornig, als neugierig in Betreff dieser streitsüchtigen Aebtissin, die sich so wenig darein fügte, den Platz den neuen Pfründnern abzutreten. An zwei anderen Stellen fand Berthoald die

Straße durchschnitten und verschanzt, aber gangbar mittelst zweier fliegenden Brücken. Bald gelangte er in die Nähe der ersten Einschließung der Abtei, bestehend aus fest mit einander verbundenen Bohlen, die in geringer Entfernung vom Ufer der Teiche eingeschlagen waren, welche Teiche, den Raum umgebend, wo die Häuser der Abtei sich erhoben, aus diesem umfangreichen, mit Gebäuden bedeckten Terrain eine Art von Halbinsel machten, zu der man auf dieser Seite nur auf dem vor Kurzem in Vertheidigungsstand gesetzten Wege gelangen konnte; hinter dem Kloster bot eine Landzunge, die sich an den Wald anschloß, dessen Gipfel der Horizont begrenzte, einen andern Uebergang. Berthoald bemerkte im Innern der Einschließung lebhafte Scheine, welche ohne Zweifel von Fackeln herrührten. Der Verwalter nahm ein kupfernes Hörnchen, das an seinem Sattelbogen hing, und blies einige Appelle. Sogleich öffnete sich eine eisenbeschlagene Thüre. Berthoald, dem sein Führer voranschritt, gelangte in einen der Höfe der Abtei: hier sah er sich der Aebtissin gegenüber, welche, umgeben von mehreren Fackeln tragenden Sklaven, zu Pferde saß. Meroflede hatte die Capuze ihres scharlachrothen Mantels halb auf ihre Stirne vorgeschlagen; an ihrer Seite hing ein Jagdmesser mit stählerner Scheide und goldenem Hefte. Berthoald fühlte sich von Erstaunen ergriffen beim Anblick dieser so vom Scheine der Fackeln beleuchteten Frau; ihre zugleich klösterliche und kriegerische Tracht hob den geschmeidigen und hohen Wuchs der Aebtissin hervor. Der junge Anführer fand sie schön, so weit er es durch den Schatten beurtheilen konnte, den auf ihre Züge ihre halb vorgeschlagene Capuze warf.

„Ich weiß, wer Du bist: Du heißest Berthoald,“ sprach Meroflede mit einer vibrirenden, männlich klingenden Stimme; „Du kommst, um von meiner Abtei Besitz zu ergreifen?“

„Ja, diese Abtei ist meinen Kriegsgefährten und mir durch eine von der Hand von Karl, dem Haupte

der Franken, geschriebene Urkunde geschenkt worden. Diese Urkunde bringe ich Dir."

Meroflede lachte mit einer verächtlichen Miene, und trotz des Schattens, der ihr Gesicht verschleierte, entblößte dieses Lachen vor den Augen von Berthoald Zähne weiß wie Perlen; doch die Aebtissin gab ihrem Pferde einen leichten Druck mit dem Absatz und sagte zu dem jungen Manne: „Folge mir ..."

In dem Augenblick, wo sich das Pferd von Meroflede in Gang setzte, hielt sich Broute-Saule, ohne Zweifel geheilt von dem Gepicke des Sperbers, aber nicht mehr in Lumpen gekleidet, sondern im Gegentheil angethan mit einer zierlichen grünen Tunica, damhirschledernen Hosen, hübschen Halbstiefeln und einer reichen Pelzmütze, hielt sich Broute-Saule, sagen wir, ganz in der Nähe der Aebtissin; so zwischen sie und Berthoald gestellt, bedeckte der junge Sperberdieb Meroflede, auf ihre geringsten Bewegungen aufmerksam, mit einem glühenden, eifersüchtigen Auge; von Zeit zu Zeit warf er einen unruhigen Blick auf den jungen Anführer. Die Sklaven, welche die Fackeln trugen, hatten sich auch in Marsch gesetzt, während die Aebtissin bei ihrem Eintritt in einen der inneren Höfe des Klosters etwa fünfzig in guter Ordnung aufgestellte und mit Bogen und Schleudern bewaffnete Bauern dem jungen Anführer zeigte.

„Diese Einschließung," sprach Meroflede zu Berthoald, „scheint sie Dir gut bewacht? Antworte, tapferer Kapitän!"

„Für mich und meine Leute ist ein Schleuderer oder ein Bogenschütze nicht gefährlicher als ein Hund, der in der Ferne billt. Man läßt die Pfeile schwirren, die Steine sausen, und man kommt auf Schwerteslänge an Ort und Stelle. Morgen bei Tagesanbruch wirst Du das sehen, Frau Aebtissin, wenn Du hartnäckig darauf bestehst, dieses Kloster zu vertheidigen."

Meroflede lachte abermals und erwiederte:

„Wenn Du Dich gerne von nahe schlägst, so

wirst Du alsbald das Mittel finden, um Deinen Geschmack zu befriedigen."

„Nein, nicht alsbald!" rief Broute-Saule, der Berthoald mit einer Miene voll gehässigen Mißtrauens anschaute. „Wenn Du auf der Stelle kämpfen willst. . . hier, in diesem Hofe, ich bin bereit, obschon ich weder Helm, noch Harnisch habe."

Meroflede schlug Broute-Saule vertraulich mit ihrer Reitgerte auf die Mütze und sagte zu ihm: „Schweige."

Berthoald lächelte, antwortete nichts auf die Herausforderung des hitzigen Jünglings und folgte fortwährend der Aebtissin, welche nun diese zweite Einschließung verließ und sich nach einem großen Gebäude wandte, aus dem verworrenes Geschrei hervordrang; sie bückte sich von ihrem Pferde herab und sagte Broute-Saule zwei Worte ins Ohr; dieser schien zu zögern, ob er gehorchen und sich von der Aebtissin entfernen sollte; da sprach sie mit gebieterischem, hartem Tone zu ihm: „Hast Du gehört?"

„Fromme Frau . . ."

„Wirst Du gehorchen?" herrschte ihm Meroflede zu; und sie schlug Broute-Saule mit ihrer Reitgerte und fügte bei: „Gehe, niedriger Sklave!"

Broute-Saule bebte, sein Gesicht wurde leichenbleich und seine grimmigen Blicke hefteten sich, nicht auf Meroflede, sondern auf Berthoald, der sehr gleichgültig bei diesem Streite blieb. Nach einer heftigen Anstrengung gegen sich selbst ergab sich indessen der junge Sklave und lief weg, um den Befehl von Meroflede zu vollziehen. Bald nachher kamen ungefähr hundert Männer mit finstern, entschlossenen Gesichtern stürmisch aus dem Gebäude hervor, stellten sich auf, schwangen Lanzen, Schwerter und Aexte und riefen:

„Es lebe unsere fromme Aebtissin Meroflede!" Mehrere Weiber, die sich unter die Männer gemischt hatten, schrieen nicht minder geräuschvoll: „Es lebe die Aebtissin!"

„Du, der Du kommst, um Besitz von diesem Kloster zu ergreifen," sprach Meroflede mit einem spöttischen Lächeln, „weißt Du, was das Asylrecht ist?"

„Ich weiß es . . . jeder Verbrecher, der sich in eine Kirche geflüchtet hat, ist vor dem Gerichte der Menschen geschützt."

„Du bist ein wahrer Schatz des Wissens, würdig, den Krummstab und die Mitra zu tragen, Du, der Du kommst, um mich aus dem Besitze dieser Abtei zu setzen! Diese guten Leute aber, die Du hier siehst, sind die Blüthe der Banditen des Landes; der Unschuldigste von ihnen hat ein paar Morde begangen. Als ich Deine Ankunft erfuhr, machte ich ihnen den Vorschlag, nächtlicher Weile das Asyl der Basilica von Nantes zu verlassen, und versprach ihnen Asyl in der Kapelle der Abtei und die Toleranz der guten alten Zeit, wo man ein so lustiges Leben in den heiligen Asylen führte. Wenn sie von hier weggehen, erwartet sie der Galgen; damit sage ich Dir, mit welcher Wuth sie das Kloster gegen Dich und Deine Leute vertheidigen werden, die Ihr nicht christlich solche Gäste behalten würdet, während ich sie speise und beherberge. Du siehst, junger Mann, eine Abtei schenken ist leicht, Besitz davon ergreifen ist schwer. Ich sage nichts von den zahlreichen Sklaven, die mir im Namen des Herrn gehorchen, und die ich zu bewaffnen gedenke. Du kennst nun die Kräfte, über die ich verfüge; gehen wir ins Kloster hinein; nach dem langen Marsche mußt Du müde sein. Ich biete Dir Gastfreundschaft an, Du wirst mit mir zu Nacht speisen . . . Das ist nicht canonisch, ich weiß es; aber wir sind gleichsam in Kriegszeiten, und der Krieg hat seine Freiheiten. . . Morgen bei Tagesanbruch wirst Du zu Deinen Gefährten zurückkehren; Du mußt ein Mann des guten Rathes sein und wirst Deine Bande auffordern, sich eine andere Abtei zu suchen, und Du wirst sie bei dieser Sache leiten."

„Mit Vergnügen, fromme Aebtissin, sehe ich, daß die Einsamkeit und die strenge Lebensart des Klosters

die heitere Laune, die Du zu besitzen scheinst, nicht verändert haben."

„Ah! Du glaubst, ich sei in heiterer Laune?!"

„Sagst Du nicht mit einem sehr komischen Ernste, ich und meine Leute, die wir seit der Schlacht von Poitiers gegen die Araber, gegen die Türken und die Sachsen Krieg führen, werden vor dieser Handvoll Mörder und Diebe, verstärkt durch arme Bauern, welche den Pflug mit der Lanze, den Karst mit der Schleuder vertauscht haben, Fersengeld geben?"

„Prahlerischer Krieger!" rief Broute-Saule, der seinen Platz wieder am Kopfe des Pferdes von Meroflede eingenommen hatte, „wollen wir jeder eine Art nehmen? wir entblößen uns bis um den halben Leib, und Du wirst sehen, ob die Menschen hier feige sind!"

„Du scheinst mir ein muthiger Junge zu sein," erwiederte Berthoald lächelnd; „wenn Du bei uns in der Abtei bleiben willst, wirst Du Deinen Platz finden."

Broute-Saule wollte etwas erwiedern, Meroflede schnitt ihm das Wort ab und sagte zu Berthoald:

„Von jetzt bis morgen früh halten wir Waffenstillstand; Du wirst müde sein; man wird Dich in ein Bad führen, das wird Dich erquicken; dann speisen wir zu Nacht; ich gebe Dir keinen Schmaus ähnlich denjenigen, welche die heilige Agnes und die heilige Radegunde ihrem Lieblingsdichter, dem Bischof Fortunat, gaben; aber Du wirst durchaus nicht fasten." Dann sich an Ricarik wendend: „Du hast meine Befehle, befolge sie."

Während sie so sprach, hatte sich Meroflede dem innern Thore der Abtei genähert. Mit einem leichten Sprunge stieg sie von ihrem Pferde und sie verschwand im Kloster, nachdem sie den Zaum Broute-Saule zugeworfen hatte. Der Jüngling folgte ihr mit einem beinahe verzweifelten Blicke, dann kehrte er langsam nach den Ställen zurück, nachdem er Berthoald von fern die Faust gewiesen hatte. Immer mehr betroffen von den Seltsamkeiten der Aebtissin, blieb Berthoald nachdenkend, als

Ricarik ihn seiner Träumerei entriß und, auf zwei Sklaven deutend, zu ihm sagte:

„Steige ab!, diese Sklaven werden Dich zum Bade führen; sie werden Dir Deine Rüstung ablegen helfen und Dir, da Du Dein Gepäcke nicht hier hast, anständige Kleider geben, Hosen und einen ganz neuen Rock, den ich nie getragen habe. Du wirst diese Kleider anziehen, wenn Du Deine eiserne Muschel gern von Dir wirfst; dann werde ich kommen und Dich zum Abendbrode mit unserer frommen Frau abholen.“

Nach einer halben Stunde trat Berthoald, der das Bad verlassen hatte, geführt von Ricarik, in das Gemach der Aebtissin ein.

Als Berthoald in dem Saale erschien, wo Meroflede wartete, fand er sie allein; sie hatte ihre schwarzen Gewänder abgelegt, um ein weißes Kleid anzuziehen; ein leichter Schleier verbarg halb die Flechten ihrer dichten, goldrothen Haare; ein Collier und Spangen von Edelsteinen schmückten ihren bloßen Hals und ihre nackten Arme. Die Franken hatten die einst von den Römern in Gallien eingeführte Gewohnheit, ihre Tische mit einer Art von Betten zu umgeben, beibehalten. Die Aebtissin empfing Berthoald auch halb liegend auf einem langen und breiten Stuhle mit einer mit Polstern versehenen Lehne und bedeutete dem jungen Anführer durch einen Wink, er möge sich zu ihr setzen. Berthoald gehorchte, immer mehr erstaunt über die seltsame Schönheit von Meroflede. Ein großes Feuer flammte im Kamin, reiches Silbergeschirr glänzte auf dem mit gestickter Leinwand bedeckten Tische; kostbar ciselirte Kannen erhoben sich neben goldenen Bechern; die Schüsseln enthielten appetitliche Gerichte; der Candelaber, auf dem zwei Wachskerzen brannten, erhellte kaum diesen ungeheuren Saal, der, durch die Unzulänglichkeit des Lichtes, ein

paar Schritte von den Tischgenossen beinahe dunkel wurde und an seinen Enden in Finsterniß versunken war. Das Bett lehnte sich an eine getäfelte Wand an, an welcher zwei Portraits hingen; das eine stellte, roh auf eine eichene Füllung nach der byzantinischen Weise gemalt, einen fränkischen Krieger vor, barbarisch aufgeputzt, wie sich drei Jahrhunderte vorher die Leudes von Chlodwig, diese ersten Eroberer Galliens, kleideten; unter dem Gemälde las man: Gonthramm Neroweg. Neben diesem Portrait sah man das der Aebtissin Meroflede, gehüllt in ihre langen schwarzen und weißen Schleier; sie hielt in der einen Hand ihren äbtlichen Stab, in der andern ein bloßes Schwert. Viel kleiner als das erste, war dieses Bild auf Pergament gemalt, nach Art der Miniaturen, mit denen man damals die heiligen Bücher verzierte. Berthoald bemerkte diese zwei Portraits in dem Augenblick, wo er sich an die Seite der Aebtissin setzte. Bei diesem Anblick bebte er und bieb eine Zeit lang von tiefem Erstaunen ergriffen; dann heftete er abwechselnd seine Augen auf Gonthramm Neroweg und auf Meroflede und schien die zwischen ihnen bestehende Aehnlichkeit zu vergleichen, eine unleugbare Aehnlichkeit, insofern Meroflede, wie Neroweg, rothe Haare, eine Adlernase und grüne Augen hatte. Der junge Anführer konnte sein Erstaunen nicht verbergen. Die Aebtissin fragte ihn:

„Was hast Du so das Portrait von einem meiner Ahnen, der vor mehreren Jahrhunderten gestorben ist, zu betrachten?“

„Du bist also vom Geschlechte der Neroweg?“

„Ja, und meine Familie wohnt noch auf ihren großen Besitzungen in der Auvergne, welche meine Ahnen durch das Schwert erobert oder durch königliche Schenkungen erhalten haben. Doch es ist genug von der Vergangenheit gesprochen. Ehre den Todten, Freude den Lebenden! Setze Dich hieher und laß uns zu Nacht speisen . . . Ich scheine Dir eine seltsame Aebtissin zu sein? Aber, bei Gott! ich lebe wie die Aebte und Bi-

schöfe, außer daß sie mit hübschen Mädchen speisen, während ich heute Abend mit einem tapfern, schönen Kriegsmann speise. Solltest Du Dich hierüber beklagen?"

Und sie hob mit einer männlichen Faust eine von den schweren silbernen Kannen auf und füllte bis an den Rand den goldenen Becher, der bei Berthoald stand; dann, als sie ihre rothen, fleischigen Lippen nur damit befeuchtet hatte, reichte sie ihn dem jungen Anführer und sagte entschlossen zu ihm:

„Trinken wir auf Deinen Willkommen im Kloster."

Berthoald behielt seinen Becher einen Augenblick in seinen Händen, und während er einen letzten Blick auf das Portrait von Neroweg warf, lächelte er auf eine gezwungene Weise, dachte einige Sekunden nach, heftete auf die Aebtissin einen Blick nicht minder dreist als diejenigen, welche sie ihm zuwarf, und erwiederte:

„Trinken wir, schöne Aebtissin!"

Und er leerte auf einen Zug den großen Becher und fügte bei:

„Trinken wir auf die Liebe!"

„Gut, trinken wir auf die Liebe, den Gott der Welt, wie die Heiden sagten," antwortete Meroflede, indem sie ihren Becher mit einem in einem Kännchen von Vermeil enthaltenen Weine füllte. Dann schenkte sie abermals dem jungen Anführer ein, der sie mit einem funkelnden Auge betrachtete, und fügte bei:

„Ich habe nach Deinen Wünschen getrunken; trinke nun nach den meinigen."

„Welche es auch sein mögen, fromme Aebtissin; wäre dieser Becher mit Gift gefüllt, ich würde ihn leeren, das schwöre ich Dir bei Deinem schönen, schneeweißen Arme."

„So laß uns auf den Juden Mardochai trinken!" sprach die Aebtissin, während sie einen durchdringenden Blick auf den jungen Mann warf.

Berthoald hielt den Becher an seine Lippen, doch bei dem Namen des Juden schauerte er, stellte ungestüm

das goldene Gefäß auf den Tisch, seine Züge verdüsterten sich, und er rief beinahe mit Schrecken:

„Der Jude Mardochai!“

„Ei! bei Venus! der Patronin der Verliebten, zittre nicht so, mein Tapferer!“

„Auf den Juden Mardochai trinken, ich!“

„Du hast mir gesagt: Trinken wir auf den Liebesgott! . . ich habe darauf getrunken, ich werde abermals darauf trinken, wenn Du willst,“ fügte die Aebtissin, Berthoald fest anschauend, bei, „Du hast mir bei der Weiße dieses Armes geschworen,“ — und sie schlug ihren weiten Aermel noch mehr zurück, „Du hast mir nach meinen Wünschen zu trinken geschworen, erfülle Dein Versprechen!“

„Weib!“ versetzte Berthoald ungeduldig und verlegen, „wer ist dieser Jude, warum willst Du, daß ich . . .“

„Ha! ha! ha!“ unterbrach Meroflede, ein schallendes Gelächter aufschlagend, den jungen Anführer; „ich hielt Dich für einen Muthigen! Du geräthst wegen einer solchen Kleinigkeit in Unruhe? Weißt Du, warum ich auf den Juden Mardochai trinken will?“

„Nein.“

„Höre mich . . . Hätte Dich Mardochai nicht als Sklaven an den edlen Herrn Bodegesil verkauft, Du würdest nicht in einer Nacht das Pferd und die Rüstung Deines Gebieters gestohlen haben, um auf Abenteuer auszuziehen, wobei Du Dich, Du, ein Gallier von geknechteter Race, bei dem verteufelten Karl für einen Adeligen von fränkischem Geschlechte und den Sohn eines seiner Güter beraubten Pfründherrn ausgegeben hast. Karl, bei dem Du einer seiner besten Hauptleute geworden bist, hätte Dir nicht diese Abtei bewilligt. . . Du wärest also nicht hier an meiner Seite, an diesem Tische wo wir auf die Liebe trinken. . . Darum, mein Tapferer, leere ich diesen Becher auf das Andenken dieses unreinen Juden!“ Und sie leerte ihren Becher. „Wirst Du nun trinken?“

Während Meroflede so sprach, betrachtete sie Berthoald mit einem wachsenden Erstaunen, gemischt mit Bangigkeit, ohne daß er ein Wort zu erwiedern finden konnte.

„Ha! ha! ha!“ sagte die Aebtissin, abermals lachend, „nun ist er stumm. Worüber erbleichst Du und erröthest Du abwechselnd? Was ist mir daran gelegen, ob Du von gallischem oder von fränkischem Geschlechte bist? Macht das Deine Augen minder blau, Deine Haare minder schwarz, Dein Gesicht minder hübsch? Du hast Karl durch Deinen Betrug zum Besten gehabt, desto besser, wir werden mit einander über diesen Einfältigen lachen. . . Auf, ermuntere Dich doch, mein Tapferer. Muß ich, eine Aebtissin, Dir, dem Soldaten, das Beispiel geben, die Becher zu leeren?“

Berthoald glaubte zu träumen. . . Meroflede bezeigte ihm in ihren Worten weder die Verachtung, die ihr die abscheuliche Lüge, welcher er sich schuldig gemacht, einflößen mußte, noch den boshaften Triumph, den ihr der Besitz der für ihn furchtbaren Geheimnisse bereiten mußte. Freimüthig in ihrem Cynismus, betrachtete sie den jungen Anführer mit einem glühenden Auge. Diese Blicke, welche die Unruhe in seinen Geist und das Feuer in seine Adern brachten, die Seltsamkeit des Abenteuers, der große Becher Wein, den er auf einen Zug geleert hatte, — ein sehr berauschender oder mit einem Liebestranke vermischter Wein, — fingen an die Vernunft von Berthoald zu verwirren; da er an Dreistigkeit mit der Aebtissin wetteifern wollte, so sagte er zu ihr:

„Du, die Du vom Geschlechte von Neroweg bist, weißt Du, daß es nicht zum ersten Mal ist, daß Dein Geschlecht durch die Zeitalter mit dem von Joel zusammentrifft?“

„Was für ein Geschlecht ist das, das Geschlecht von Joel?“

„Das meinige!“

„Wir werden auf Joel trinken, er ist der Stammvater von schönen Soldaten gewesen!“

„Weißt Du, was der Tod des Sohnes von diesem Gonthramm Neroweg, dessen Portrait hier hängt, gewesen ist?“

„Eine Tradition meiner Familie sagt, er sei auf seinen Besitzungen in der Auvergne vom Anführer einer Schaar von Räubern und empörten Bauern getödtet worden.“

„Der Anführer dieser Räuber hieß Karadeuk ... er war der Großvater meines Urgroßvaters!“

„Bei Gott! das ist seltsam! Und wie hat dieser Räuber Neroweg getödtet?“

„Dein Ahn und der meinige haben muthig mit der Art gekämpft, der Graf ist unterlegen.“

„In der That ... Du erweckst in mir Erinnerungen aus meiner Kindheit ... Hat Dein Ahn nicht nach diesem Kampfe ein paar Worte an einen Baumstamm geschrieben?“

„Ja, er schrieb daran: „„Karadeuk, ein Abkömmling von Joel, hat den Grafen Neroweg getödtet.““

„So ist es! . . . und Godegisela, die Frau des Grafen, gebar einige Monate nachher einen Sohn, der der Großvater meines Großvaters war.“

„Das ist seltsam . . . Du, die Tochter der Neroweg, Du hörst diese Erzählung mit Ruhe!“

„So wahr, als er seinen Becher voll läßt, dieser Soldat ist, bei Gott! noch viel alberner, als er schön ist! Was gehen denn mich diese Kämpfe unserer Geschlechter und unserer Ahnen an? Bei Venus! ich kenne nur ein Geschlecht in der Welt: das der Liebenden! Leere also Deinen Becher, mein Tapferer, und laß uns heiter speisen. Heute Nacht ist Waffenstillstand zwischen uns. Morgen der Krieg!“

„Scham! Gewissensbisse! Vernunft! Pflicht! ersäufen wir Alles im Wein! Ich weiß nicht, ob ich in die-

ser seltsamen Nacht wache oder träume!“ rief der junge Anführer; dann nahm er seinen vollen Becher in die Hand, stand auf und fügte mit einer Miene höhnischer Herausforderung bei, indem er sich gegen das finstere, wilde Bild des fränkischen Kriegers umwandte: „Ich trinke auf Dich, Neroweg!“ Als sein Becher geleert war, warf sich Berthoald in einer Art von Schwindel auf das Bett zurück und sagte zu Meroflede: „Es lebe die Liebe! Aebtissin des Teufels! Lieben wir uns heute Abend und schlagen wir uns morgen!“

„Schlagen wir uns zur Stunde!“ rief eine heisere, erstickte Stimme, die aus den Tiefen des großen Saales, welchen die Dunkelheit ein paar Schritte von dem Tische beherrschte, wo Meroflede und Berthoald saßen, hervorzukommen schien; dann wurden die Vorhänge von einer der Thüren plötzlich aus einander geschoben, und Broute-Saule, der sich ohne Wissen der Aebtessin, von einer grimmigen Eifersucht angetrieben, in das Innere dieser Wohnung geschlichen hatte, stürzte, behende wie ein Tiger, herein, war mit zwei Sprüngen bei Berthoald und packte ihn mit einer Hand bei den Haaren, während er mit der andern seinen Dolch emporhob, um ihm denselben in die Kehle zu tauchen. Obgleich unversehens überfallen, zog der junge Anführer sein Schwert, drückte mit seiner eisernen Faust die bewaffnete Hand zusammen, welche Broute-Saule gegen ihn erhob, und stieß dem Unglücklichen die Klinge in den Bauch; Broute-Saule drehte sich im Kreise, fiel nieder und rief sterbend:

„Wohl mir, Meroflede . . . ich sterbe unter Deinen Augen!“

Sein blutiges Schwert in der Hand, fühlte Berthoald, wie seine Vernunft immer mehr in Verwirrung gerieth, und sank maschinenmäßig auf das Bett zurück; er schaute mit bestürzten Blicken umher, als er Meroflede mit einem Faustschlag den Candelaber umwerfen sah, der allein den Saal erleuchtete, und in der Finsterniß fühlte er sich leidenschaftlich von den Armen dieses

Ungeheuers umschlungen, das mit leiser, zitternder Stimme zu ihm sagte:

„Du hast Dich für mich geschlagen, ich bete Dich an."

Die Morgendämmerung folgte auf die Nacht, in der Broute-Saule durch Berthoald getödtet worden war. Tief eingeschlafen und mit Banden belastet, welche seine Hände hinter seinem Rücken festhalten, ist der junge Anführer auf dem Boden des Schlafzimmers von Meroflede ausgestreckt. In einen schwarzen Mantel gehüllt, das Gesicht bleich, halb verschleiert durch ihre aufgelösten, dichten rothen Haare, welche auf der Erde schleppten, wandte sich die Aebtissin, eine angezündete Pechfackel in der Hand haltend, nach dem Fenster. Sie neigte sich zu diesem Fenster, von wo aus man in der Ferne den Horizont erblickte, hinaus und schwang dreimal ihre Fackel, indem sie nach dem Osten schaute, der sich vom ersten Scheine des entstehenden Tages zu färben anfing. Nach einigen Augenblicken erhob sich die Helle einer großen Flamme durch die letzten Schatten der Nacht und antwortete auf das Signal von Meroflede. Ihre Züge strahlten von einer finstern Freude; sie warf ihre Fackel in den mit Wasser gefüllten Graben, der das Kloster umgab, und schüttelte dann wiederholt Berthoald kräftig, um ihn aufzuwecken. Dieser erwachte schwer aus seinem lethargischen Schlafe. Als er mit seinen Händen nach seiner Stirne fahren wollte, bemerkte er, daß sie gebunden waren; er erhob sich dann mühsam auf seinen beschwerten Beinen und schaute stillschweigend und noch trüben Geistes Meroflede an. Diese streckte ihren halbnackten Arm gegen den Horizont aus, den die Morgendämmerung schwach erleuchtete, und sagte zu Berthoald:

„Siehst Du dort in der Ferne die Straße, welche die Teiche durchzieht und sich bis an die Einschließung dieses Klosters erstreckt?"

„Ja," antwortete Berthoald, noch gegen die seltsame Schlafsucht kämpfend, die seinen Geist und seinen Willen lähmte, ohne seinen Verstand indessen ganz zu verdunkeln, „ja, ich sehe sie."

„Deine Waffengefährten haben heute Nacht auf dieser Straße gelagert."

„In der That," erwiederte der junge Anführer, während er seine verworrenen Erinnerungen zu sammeln suchte, „gestern Abend . . . sind meine Gefährten . . ."

„Horch," sprach lebhaft die Aebtissin, indem sie ihre Hand auf die Schulter des jungen Mannes legte, „horch . . . was hörst Du auf jener Seite, wo die Sonne bald aufgehen wird?"

„Ich höre ein gewaltiges Geräusch . . . es kommt näher . . . Man sollte glauben, es sei das Rauschen von großem Wasser . . ."

„Du hast es gesagt, mein Tapferer." Und sich auf die Schulter von Berthoald stützend: „Es ist dort im Osten ein ungeheurer See durch einen Damm und Schleusen zurückgehalten . . ."

„Ein See?"

„Das Niveau seiner Wasser ist acht bis zehn Fuß über dem Niveau dieser Teiche erhaben. Begreifst Du nun?"

„Nein, mein Geist ist beschwert . . . ich weiß nicht, wo ich bin . . . ich erinnere mich kaum . . . und dann, warum bin ich gebunden?"

„Um Deine Freudensprünge im Zaume zu halten, wenn Du bald Deine Vernunft wieder völlig erlangt haben wirst . . . Sie fängt übrigens an bei Dir wiederzukehren. Du mußt nun begreifen, daß, wenn die Schleusen des Dammes geöffnet sind, und sie sind es, die Wasser dieser Teiche dergestalt anschwellen, daß sie die Straße überschwemmen, wo Deine Waffengefährten heute Nacht mit ihren Pferden und den Wagen, welche ihre Beute und ihre Sklaven enthalten, gelagert haben. Siehst Du, wie das Wasser in der Ferne steigt . . .

Siehst Du, es erreicht schon den abschüssigen Rand des Dammes . . . ehe eine Stunde vergeht, wird es ihn überschwemmt haben . . . Nicht einer von Deinen Gefährten kann dem Tode entkommen... und wenn sie entfliehen wollen, wird ein tiefer Graben, der heute Nacht auf meinen Befehl am Ende des Erdwalls auf der Seite der Straße gemacht worden ist, sie aufhalten, und Alle werden untergehen . . . Hörst Du, mein Tapferer?"

„Alle todt!" murmelte Berthoald, ohne sich von seiner düstern Betäubung ermannen zu können; „Alle todt! . . . Es waren doch brave Krieger unter ihnen!"

„Ah! der Tod Deiner Gefährten geht Dir nicht so sehr zu Herzen, daß Du aus Deiner Erstarrung erwachst! . . . versuchen wir ein anderes Mittel." Und die Aebtissin warf einen entsetzlichen Blick auf Berthoald und sprach mit schallender Stimme: „Höre weiter . . . Unter den Sklavinnen, die Ihr aus dem Languedoc gebracht habt, und die Deine Bande im Wagen mit sich schleppte, war eine Frau . . . sie wird sogleich ertränkt sein wie die Andern . . ." fügte Meroflede, diese Worte betonend, als müßten sie Berthoald im Herzen treffen, bei, „diese Frau war Deine Mutter! . . hörst Du? Deine Mutter! . ."

Berthoald bebte am ganzen Leibe, sprang in seinen Banden, suchte sie, obwohl vergebens, zu zerreißen, stieß einen furchtbaren Schrei aus, warf einen Blick des Schreckens und der Verzweiflung auf die unermeßliche Wasserfläche, welche von den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne geröthet sich ins Unabsehbare ausdehnte, und rief:

„Meine Mutter! meine Mutter!"

„Siehst Du," sprach Meroflede mit einer wilden Freude, „siehst Du dort? Das Wasser hat die Straße beinahe ganz überströmt, man erblickt kaum noch die leinenen Decken, welche die Wagen überragen. Die Wellen steigen immer mehr, und zu dieser Stunde be-

mächtigt sich Deiner Mutter die Todesangst, eine Angst viel gräßlicher als der Tod selbst."

„Oh! Dämon!" rief der junge Mann, sich unter seinen Banden krümmend; dann schrie er: „Du lügst, meine Mutter ist nicht dort! . . . Du lügst."

„Deine Mutter ist vierzig Jahre alt; sie heißt Rosen-Aër und wohnte im Charolles-Thale in Burgund."

„Das ist wahr! . . . wehe! wehe über mich!"

„Bei ihrem Einfall in Burgund von den Arabern zur Sklavin gemacht, ist Deine Mutter von diesen nach Languedoc geführt worden, und bei der letzten Belagerung von Narbonne durch Karl den Verfluchten wurde Deine Mutter, wie andere Frauen, in der Umgegend dieser Stadt gefangen genommen. Als man die Beute und die Sklaven theilte, fiel Rosen-Aër den Leuten Deiner Bande zu, welche sie bis hierher brachten . . . Du zweifelst noch? vernimm einen Beweis. Diese Frau trägt, wie Du, in unvertilgbaren Charakteren die zwei Worte: Brenn-Karnak! . . auf den Arm gezeichnet."

„O meine Mutter!" rief der Unglückliche, indem er mit seinen von Thränen benetzten Augen nach dem Teiche hinausschaute.

„Deine Mutter ist todt! . . . Sieh, der Damm ist verschwunden und das Wasser steigt immer noch! Ja, Deine Mutter ist zur Stunde in dem bedeckten Wagen ertrunken, wo sie mit den andern Sklavinnen eingeschlossen war."

„Mein Herz bricht," murmelte Berthoald, niedergeschmettert unter der Last des Schmerzes und der Verzweiflung; „das heißt zu viel leiden!"

„Zu viel leiden!" rief Meroflede, ein höllisches Gelächter aufschlagend. „Oh nein! das ist noch nicht genug! Wie! alberner Sklave, abtrünniger Gallier! feiger Lügner, der Du Dich frecher Weise mit dem Namen eines edlen Franken schmückst! Wie! Du hast geglaubt, die Rache koche nicht in meinen Adern, weil Du mich gestern Abend bei der Erzählung von dem Tode meines

Ahnherrn, den ein Räuber von Deiner Race erschlagen, hast lächeln sehen! Ja, ich habe gelächelt, weil ich bedachte, ich werde Dich bei Tagesanbruch von fern dem Todeskampfe, dem Tode Deiner Mutter beiwohnen lassen! Doch ich hatte die Nacht für mich ... und ich fand Dich schön."

„O Ungeheuer der Unzucht und der Grausamkeit!" rief Berthoald, indem er sich übermenschlich anstrengte, um seine Bande zu brechen. „Ich muß meine Mutter rächen ... ich werde Dich mit meinen eigenen Händen erdrosseln."

Die Aebtissin, als sie die ohnmächtige Wuth von Berthoald sah, zuckte die Achseln und sprach:

„Ah! Dein Vorfahr, der Bandit, hat vor anderthalb Jahrhunderten das Schloß meines Ahnherrn, des Grafen Nerowég, angezündet und ihn sodann mit Axtstreichen getödtet. Ich erwiedere den Brand durch die Ueberschwemmung, und ich ertränke Deine Mutter! Du, was Dich betrifft, das Loos, das Deiner harrt, wird schrecklich sein! ..."

„Tödte mich rasch; doch ein letztes Wort ... Weiß meine Mutter, daß ich der Anführer der Leute war, zu deren Sklavin sie das Kriegsgeschick gemacht hatte?"

„Leider wußte sie es nicht. Das hat meiner Rache gefehlt!"

„Was Du von meiner Mutter weißt, wer hat es Dir gesagt?"

„Der Jude Mardochai."

„Er kennt sie also? wo hat er sie gesehen?"

„Bei dem Halte, den Du im St. Saturnin Kloster mit Karl Martel gemacht hast. Dort hat Dich der Jude wiedererkannt."

„Mein Gott, ich danke Dir, meine Mutter hat nichts von meiner Schande gewußt! ihr Tod wäre doppelt gräßlich gewesen! Und nun, Ungeheuer, befreie mich vom Leben, ich habe Eile, zu sterben."

„Ich theile diese Eile nicht, Du gehörst mir ..."

An diesem Morgen trat Bonaik, der Goldschmied, wie gewöhnlich in die Werkstätte ein; bald kamen auch die jungen Gesellen herbei. Nachdem er das Feuer der Schmiede angezündet hatte, öffnete der Greis, um dem Rauche einen Ausgang zu gewähren, das Fenster, das auf den Graben ging, und er bemerkte zu seinem großen Erstaunen, daß das Niveau des Wassers von diesem Graben sich dergestalt erhöht hatte, daß zwischen demselben und der Untermauer des Fensters kaum ein Fuß Entfernung blieb. „Ach! meine Kinder!“ sagte er zu den Sklaven, „ich befürchte, es ist heute Nacht ein großes Unglück geschehen! Seit vielen Jahren hat das Wasser dieses Grabens nicht die Höhe erreicht, die es heute hat, wenn nicht beim Bruche des Dammes vom oberen See zu den Teichen. Seht, jenseits des Grabens erhebt sich das Wasser beinahe bis zu dem Luftloche des Kellers, der unter dem Gebäude uns gegenüber liegt.“

„Und man sollte glauben, das Wasser steige immer noch, Vater Bonaik.“

„Ach! ja, meine Kinder, es steigt immer noch. Ah! der Bruch dieser Dämme wird Unglück herbeiführen.“

In diesem Augenblick hörte man die Stimme von Septimine außen rufen:

„Vater Bonaik, öffnet mir! öffnet mir!“

Einer von den Gesellen lief an die Thüre, und bald trat die Coliberte ein; sie hielt eine Frau mit langen triefenden Haaren, in Kleidern vom Wasser durchnäßt, leichenbleich, kaum sich fortschleppend und so schwach, daß sie einige Schritte von der Thüre ohnmächtig in die Arme des alten Goldschmieds und von Septimine fiel.

„Arme Frau! sie ist eiskalt,“ sagte der Greis, und sich an die Gesellen wendend: „Geschwinde, geschwinde, Kinder! nehmt Kohle aus dem Winkel, laßt den Blasebalg spielen, vermehrt das Feuer der Schmiede, daß wir diese Unglückliche wiedererwärmen. Ach! ich habe es vorhergesehen ... Diese Ueberschwemmung wird große Uebel verursachen.“

Auf das Geheiß des Goldschmieds liefen zwei Sklaven in den hinter der Schmiede angebrachten tiefen Winkel und stiegen in den kleinen Keller hinab, um Kohlen zu holen; die anderen Sklaven schürten das Feuer und ließen den Blasebalg spielen, während sich der Greis Septimine näherte; diese kniete weinend vor der ohnmächtigen Frau und sagte zu dem alten Goldschmied: „Ach! mein Gott! sie wird sterben!“

„Beruhige Dich,“ erwiederte der Grris; „so eben noch eiskalt, bekommen die Hände dieses armen Geschöpfes wieder ein wenig Wärme. Aber was ist denn vorgefallen? Deine Kleider sind ganz durchnäßt?“

„Guter Vater, diesen Morgen bei Tagesanbruch stand ich mit meinen Gefährtinnen auf, und wir gingen in den Hof; hier hörten wir andere Sklaven schreien: „„Der Damm ist geborsten.““ Und sie liefen hinab, um die Fortschritte der Ueberschwemmung zu sehen. Ich folgte ihnen maschinenmäßig. Sie zerstreuten sich. Ich ging vor bis zu einer Erdspitze, welche das Wasser der Teiche bespült. Dort steht ein dicker Weidenbaum; bald sah ich unfern von mir einen halb versunkenen Wagen; er schwamm zwischen zwei Wassern, und ein auf Reifen ausgespanntes Tuch bedeckte ihn.“

„Gott sei Dank! so ausgespannt bildete dieses Tuch gleichsam einen Windball und mußte es verhindern, daß der Wagen sogleich völlig untersank. Vollende!“

„Ja, so in eine Art von Segel blasend, trieb der Wind den Wagen gegen das Ufer, wo ich mich befand. Da sah ich diese Unglückliche an dem Tuche angeklammert, den Leib halb in's Wasser getaucht.“

„Was hast Du gethan?“

„Es war kein Augenblick zu verlieren: die schwachen Hände der armen Person, deren Kräfte erschöpft waren, vermochten das Tuch, ihre einzige Stütze, nicht länger festzuhalten. Ich band das eine Ende meines Gürtels an einen von den niedrigen Aesten der Weide, das andere Ende an mein linkes Faustgelenke, neigte mich zu

der Unglücklichen hinaus und rief ihr zu: „„Muth!““ Sie hörte mich und packte krampfhaft meine Hand mit ihren Händen; doch bei dieser ungestümen Bewegung glitschten meine Füße am abschüssigen Rande aus, und ich fiel in's Wasser ...“

„Glücklicher Weise war Dein linkes Faustgelenke immer noch mit einem von den Enden Deines Gürtels an den Baum gebunden!“

„Ja, guter Vater; doch die Erschütterung war so heftig, daß ich glaubte, mein Arm sei aus meinem Leibe gerissen. Zum Glück ergriff mich die arme Frau an meinem Rocke. Als mein erster Schmerz vorüber war, strengte ich alle meine Kräfte an, um mit Hülfe meines an den Baum, gegen den ich mich anholte, angebundenen Gürtels, gelang es mir, das Ufer wieder zu erreichen und aus dem Teiche diejenige zu ziehen, mit welcher ich beinahe umgekommen wäre. Da Eure Werkstätte der nächste Ort war, so führte ich die Arme, die sich kaum fortschleppen konnte, hierher. Doch, ach!“ fügte die Coliberte abermals weinend bei, indem sie das leblose Gesicht am Rosen-Aër betrachtete, denn es war die Mutter von Berthoald, welche Septimine gerettet hatte, „ich habe wohl nur ihren Tod verzögert! Seht, wie bleich sie ist!“

„Verzweifle nicht,“ erwiederte der Greis, „ihre Hände werden jeden Augenblick wärmer. Bringen wir sie näher zur Schmiede, das Feuer wird sie wiederbeleben.“

Durch die Thätigkeit der Gesellen, welche nicht minder von Mitleid erfüllt waren, als Septimine und der Greis, wurde Rosen-Aër, auf einem Schemel sitzend, wirklich näher zum Feuer gerückt. Allmälig empfand sie den wohlthätigen Einfluß dieser durchdringenden Wärme, sie sammelte langsam ihre Lebensgeister wieder, kam endlich völlig zu sich, suchte sich ihrer Erinnerungen wiederzubemächtigen, streckte ihre Arme gegen

Septimine aus und sagte mit schwacher Stimme: „Theures Kind, Du hast mich gerettet.“

Die Coliberte fiel, süße Thränen vergießend, Rosen-Aër um den Hals und sprach:

„Wir haben gethan, was wir thun konnten; wir sind arme Sklaven …“

„Ach! mein Kind, ich bin Sklavin wie Ihr, in dieses Land aus dem Innern des Languedoc geführt. Wir brachten die Nacht auf der Landstraße zu, welche die zwei Teiche trennt, von denen dieses Kloster umgeben ist; man hatte die Ochsen von den Wagen ausgespannt, als uns bei Tagesanbruch die Ueberschwemmung …“ Doch Rosen-Aër unterbrach sich und richtete sich in ihrer ganzen Höhe auf; ihr Gesicht drückte Anfangs Erstaunen, dann eine Art von wahnwitziger Freude aus; sie stürzte nach dem offenen Fenster, streckte ihre Arme zwischen den dicken Gitterstangen durch und rief: „Mein Sohn! mein Sohn Amael! …“

Septimine und Bonaik glaubten einen Augenblick, die Unglückliche sei ihres Verstandes beraubt; als sie sich aber dem Fenster genähert hatten, an das Rosen-Aër gestürzt war, rief das Mädchen, die Hände faltend: „Der fränkische Anführer! in einem der unterirdischen Gewölbe der Abtei! …“

Rosen-Aër und die Coliberte sahen jenseits des Grabens Berthoald, der sich mit beiden Händen an den Gitterstangen des Luftloches vom Keller festhielt. Plötzlich erkannte er seine Mutter, und von einer Art von Extase ergriffen, rief er mit einer schallenden Stimme, deren Ton, trotz der Entfernung, bis zur Werkstätte gelangte:

„Meine Mutter!“

„Septimine,“ sagte hastig Bonaik zu der Coliberte, „Du kennst diesen jungen Mann?“

„Oh! ja, er ist gut gegen mich gewesen wie ein Engel des Himmels. Ich habe ihn im St. Saturnin-Kloster gesehen; diesem Krieger hat Karl die Abtei geschenkt.“

„Ihm!“ versetzte der Greis mit erstaunter, nachdenkender Miene. „Wie kommt es dann, daß er in diesem Keller ist?“

„Meister Bonaik!“ sagte ein herbeilaufender Sklave; „ich höre außen die Stimme von Ricarik; er ist unter dem Gewölbe stehen geblieben, um Einen auszuschelten; in einem Augenblick wird er hier sein; er macht seine Morgenrunde nach seiner Gewohnheit.“

„Großer Gott!“ rief der Greis erschrocken; „er wird die Frau an diesem Orte finden und sie befragen; sie kann sich verrathen und gestehen, daß sie die Mutter des jungen Amael ist, der ohne Zweifel ein Opfer der Aebtissin.“ Und der Greis lief an's Fenster, ergriff Rosen-Aër am Arme und sagte zu ihr, während er sie fortzog: „Beim Leben Eures Sohnes, kommt, kommt!“

„Das Leben meines Sohnes! wer bedroht es?“

„Folgt mir ... oder er ist verloren, und Ihr seid auch verloren!“ Und ohne Rosen-Aër, zu antworten, deutete Bonaik auf den kleinen, hinter der Schmiede angebrachten Keller und fügte bei: „Verbergt Euch dort, rührt Euch nicht.“ Dann lief er an seinen Werktisch und sagte zu den Gesellen: „Ihr, Kinder, hämmert aus Leibeskräften und singt aus vollem Halse. Du, Septimine, polire dieses Gefäß. Bedenkt, daß wir, wenn der Verwalter etwas vermuthet, Alles zu befürchten haben. Gott wolle, daß dieser unglückliche junge Mann nicht am Kellerloch bleibt, oder daß ihn der Verwalter nicht sieht!“ Hiernach fing der alte Goldschmied an auf seinem Amboß zu hämmern, daß Alles hätte zerbrechen sollen, und stimmte kräftig das alte Lied der Goldschmiede zum Lobe des guten Alois an: „Vom Stande des Arbeiters erhoben zu dem des Bischofs, — hat Alois in seinem Hirtenamte den Goldschmied gereinigt; — sein Hammer ist die Macht seines Wortes, — sein Ofen ist die Beharrlichkeit des Eifers, — sein Blasebalg der Eingeber, — sein Amboß der Gehorsam!“

Ricarik trat in die Werkstätte ein. Der Goldschmied

schien ihn nicht zu bemerken; er sang fortwährend und schlug mit dem Hammer ein silbernes Blatt flach, welches den äbtlichen Stab endigte, dessen obere Eiselirung fertig gemacht war.

„Ihr seid sehr heiter diesen Morgen," sagte der Verwalter, mitten in die Werkstätte vorschreitend. „Stellt Eure Gesänge ein, sie betäuben mich."

„Ich habe keinen Tropfen Blut in den Adern," flüsterte Septimine Bonaik zu. „Dieser boshafte Mensch nähert sich dem Fenster ... wenn er den fränkischen Anführer sehen würde ..."

„Warum ist so viel Feuer in dieser Schmiede?" fragte der Verwalter, indem er einen Schritt gegen den Herd that, hinter welchem der Winkel lag, wo sich Rosen-Aër verbarg. „Belustigst Du Dich damit, daß Du Kohlen, ohne daß es nothwendig ist, verbrennst?"

„Ohne daß es nothwendig ist? Nein, sondern, weil ich noch diesen Morgen das Gold und das Silber, das Ihr mir gebracht habt, schmelzen will."

„Lüge! die Metalle schmelzen im Tiegel, nicht in der Schmiede."

„Ricarik, Jedem sein Gewerbe. Ich habe in den Werkstätten des großen Alois gearbeitet. Ich kenne mein Geschäft. Ich werde vor Allem meine Metalle dem glühenden Feuer der Schmiede aussetzen, dann hämmern, dann sie in den Tiegel bringen; der Guß wird mehr gebunden sein."

„Es fehlt Dir nicht an Gründen."

„Weil ich immer gute anzugeben habe. Doch, da Ihr hier seid: ich habe mehrere Gegenstände von Euch zu verlangen, welche für den Guß nothwendig sind, der der bedeutendste ist, den ich in diesem Kloster gemacht, da das silberne Gefäß zwei Fuß Höhe bekommen soll, wie Ihr nach der Gießform seht, welche dort auf jenem Brette steht."

„Was braucht Ihr?"

„Ich brauche nothwendig ein Fäßchen, das ich mit Sand füllen werde, um meine Gießform mitten darein zu setzen ... Das ist noch nicht Alles ... Ich habe oft, trotz der Reife, welche die Dauben der Fäßchen umgeben, worein man die in den Sand getauchten Gießformen setzte, diese Dauben springen sehen, wenn man das geschmolzene Metall in die Höhlung goß. Ich brauche also ein langes Seil, das ich sehr fest um das Faß rollen werde; wenn die Reife springen, so wird wenigstens das Seil nicht brechen. Ferner sollte ich eine nicht minder lange Schnur haben, um die Wände der Gießform zu befestigen.“

„Du sollst das Fäßchen, das Seil und die Schnur haben.“

„Noch ein Wort, Ricarik. Ich und diese jungen Leute werden genöthigt sein, für den Guß einen Theil der Nacht hier zuzubringen, denn die Tage sind kurz in dieser Jahreszeit. Laßt uns einen Schlauch Wein geben, uns, die wir nie etwas Anderes trinken, als Wasser; diese Freigebigkeit wird unsere Kräfte während dieser harten Nachtarbeit unterstützen. Ich bemerke, daß man an den Gußtagen, in der Werkstätte des großen Alois, die Sklaven immer bewirthete.“

„Es sei! Ihr werdet Euren Schlauch Wein bekommen ... auch gut, es ist heute ein Freudentag im Kloster, denn ein großes Wunder hat stattgefunden ...“

„Ein Wunder?“

„Ja, von einer gerechten Strafe des Himmels ist eine Bande von Abenteurern getroffen worden, der Karl der Verfluchte frecher Weise die von der Kirche geheiligte Abtei verliehen hatte. Sie lagerten heute Nacht auf dem Damm und gedachten das Kloster bei Tagesanbruch anzugreifen. Aber durch ein furchtbares, überraschendes Wunder hat der Ewige die Schleusen des Himmels geöffnet. Die Teiche sind angeschwollen, und alle diese Schurken sind ersoffen.“

„Ehre dem Ewigen!“ rief der alte Goldschmied,

indem er die Gesellen durch einen Wink seine Begeisterung nachahmen hieß. „Ehre dem Ewigen! der die Gottlosen in dem Gewässer seines Zornes ersäuft.“

„Ehre dem Ewigen!“ wiederholten aus vollem Halse und im Chor die Sklaven. „Ehre dem Ewigen, der die Gottlosen in dem Gewässer seines Zornes ersäuft!“

„Ein Wunder, das mich nicht in Erstaunen setzt, Ricarik,“ fügte der Goldschmied bei: „wir verdanken es ohne Zweifel dem seligen Daumen vom heiligen Wolf, dieser frommen Reliquie, die Ihr gestern hierher gebracht habt. Diese Reliquie hat ohne Zweifel das göttliche Wunder bewirkt.“

„Das ist wahrscheinlich . . . brauchst Du sonst nichts mehr?“

„Nein,“ antwortete der Greis, während er aufstand und mehrere Kisten besichtigte, „ich habe hier für den Guß Schwefel und Erdharz in hinreichender Quantität; an Kohlen fehlt es nicht, einer von meinen Gesellen wird Euch begleiten, Ricarik, er wird das Fäßchen, die Stricke und den Schlauch Wein zurückbringen . . . vergesset den Schlauch nicht, Herr Verwalter.“

„Man wird ihn Euch später geben, wenn man Eure Portion an Euch austheilt.“

„Ricarik, wir können die Werkstätte wegen des Gusses nicht einen Augenblick verlassen. Laßt uns, wenn es Euch beliebt, unsere tägliche Portion diesen Morgen reichen, damit wir nicht gestört werden; wir wollen die Thüre schließen, um ruhig zu sein.“

„Ich gestatte, daß einer von Deinen Gesellen mir folgt, um diese Sachen hierher zu bringen, aber die Vase muß morgen gegossen sein, oder der Rückgrat soll Euch sieden.“

„Ihr könnt unserer frommen und ehrwürdigen Aebtissin versichern, aus der Gießform hervorgehend, werde die Vase würdig sein eines Künstlers, der den großen Alois die Feile und den Grabstichel hat handhaben sehen.“ Und er wandte sich an einen von seinen Gesellen und

sagte leise zu ihm, während Ricarik nach der Thüre ging: „Hebe unter Weges ein Dutzend Kieselsteine so groß wie Nüsse auf, verbirg sie in Deiner Tasche und bringe sie hierher.“ Laut fügte er bei: Begleite den Herrn Verwalter, mein Junge, und laß Dich nicht durch Spielen aufhalten, wenn Du zurückkehrst.“

Der junge Sklave machte dem Greise ein Zeichen des Einverständnisses und erwiederte, dem Verwalter folgend:

„Seid unbesorgt, Eure Befehle sollen vollzogen werden“

Der Greis blieb einige Augenblicke auf der Schwelle und horchte auf die Tritte des Verwalters, der sich entfernte; worauf er die Thüre mit dem Riegel schloß und nach dem Keller lief, wo sich Rosen-Aër verborgen hielt; Septimine lief zu gleicher Zeit an's Fenster, um zu sehen, ob Berthoald noch da sei; doch plötzlich rief sie von einem Schrecken ergriffen: „Großer Gott! der junge Anführer ist verloren! ... Das Wasser hat das Luftloch erreicht!“

„Verloren! mein Sohn!“ rief Rosen-Aër in Verzweiflung, indem sie trotz der Anstrengung des Greises, um sie zurückzuhalten, nach dem Fenster stürzte. „O mein Sohn! so muß ich Dich wiedergesehen haben um Dich zu verlieren! ... Amael! Amael ...“

„Sie verräth uns, wenn man sie außen hört!“ sagte der Greis voll Angst. Und er war vergebens bemüht, vom Gitter, an dem sie sich anklammerte, die unglückliche Frau zurückzuziehen, welche mit herzzerreißender Stimme ihrem Sohne rief. Aber Amael (da Berthoald für sie ein entlehnter Name war), Amael erschien nicht wieder. Die Woge hatte die Oeffnung des Kellerloches erreicht, und trotz der Breite des Grabens, der die zwei Gebäude von einander trennte, hörte man das dumpfe Rauschen der Wasser, welche durch diese Oeffnung eindrangen und auf den Boden des unterirdischen Gewölbes fielen. Bleich wie eine Todte, fand

Septimine nicht ein Wort. Rosen-Aër suchte im Wahnwitz ihrer Verzweiflung das dicke Gitter am Fenster zu erschüttern und murmelte mit einer durch das Schluchzen stockenden Stimme: „Oh! . . . wissen, daß er da ist . . . im Todeskampfe . . . sterbend . . .“

„Hoffnung!“ rief der Greis, dessen Thränen beim Anblick dieses mütterlichen Schmerzes flossen, „Hoffnung! Ich beobachte seit einem Augenblick jenen mit Moos bedeckten Stein an der Ecke des Luftloches, das Wasser überströmt ihn nicht; es steigt nicht mehr. . . . seht, seht!“

Septimine und Rosen-Aër trockneten ihre Augen und schauten nach dem Steine, den ihnen Bonaik bezeichnete. Er war in der That nicht unter Wasser gesetzt. Bald verminderte sich sogar das Geräusch des durch das Luftloch eindringenden Gewässers, und allmälig hörte es auf.

„Er ist gerettet!“ rief Septimine. „Dank Dir, mein Gott!“

„Gerettet!“ murmelte Rosen-Aër mit einer Miene schmerzlichen Zweifels. „Und wenn in diesen Keller genug Wasser gefallen ist, um ihn zu ertränken! Oh! wenn er lebte, hätte er auf meine Stimme geantwortet. Nein! nein! er stirbt! er ist todt.“

„Meister Bonaik, man klopft an die Thüre,“ sagte herbeilaufend einer von den jungen Sklaven. „Soll ich öffnen?“

„Geschwinde, kehrt in Euern Versteck zurück,“ sprach der Greis zu Rosen-Aër; und da sie ihn nicht zu hören schien, fügte er bei: „Ihr wollt also Euer Verderben, das Verderben von uns Allen! von uns, die wir bereit sind, uns für Euch und Euern Sohn aufzuopfern!“

Auf diese Worte verließ Rosen-Aër das Fenster und kehrte in ihren Versteck zurück, während der Greis an die Thüre trat und fragte: „Wer ist da?“

„Ich, Meister Bonaik,“ antwortete von außen die

Stimme des Sklaven, der mit Ricarik weggegangen war, „ich, Justin."

„Komm rasch herein," sagte der Goldschmied zu dem jungen Menschen, der auf seiner Schulter ein leeres Fäßchen und in seiner Hand einen Korb, Mundvorräthe, den Weinschlauch und einen Pack Stricke enthaltend, trug. Der Greis schob die Riegel an der Thüre wieder vor, nahm den Weinschlauch aus dem Korbe, ging auf den Winkel zu, wo sich Rosen-Aër verbarg, und sagte zu ihr: „Trinkt ein wenig Wein, um Euch zu stärken; für Euch habe ich ihn verlangt."

Doch die Mutter von Amael stieß den Schlauch zurück und rief mit einer herzzerreißenden Stimme: „Mein Sohn! mein Sohn!"

„Justin," sagte der Greis zu dem Gesellen, „hast Du Kieselsteine?"

„Ja, Meister Bonaik, ich habe meine Taschen damit gefüllt."

„Gib mir einen." Der Greis nahm den kleinen Stein, lief ans Fenster und sagte: „Ist der Unglückliche nicht ertrunken, so wird er, wenn er diesen Kieselstein in den Keller fallen sieht, vermuthen, es sei ein Zeichen." Und nachdem er richtig gezielt und den Wurf seines Steines berechnet hatte, schleuderte ihn der Goldschmied in die Oeffnung des Luftloches. Von einer tödtlichen Bangigkeit erfüllt, warteten Rosen-Aër und Septimine auf den Erfolg des Versuches von Bonaik; die Gesellen beobachteten ein tiefes Stillschweigen. So vergingen einige Secunden in angstvoller Erwartung. „Nichts", murmelte der Goldschmied, der glühende Augen auf die Oeffnung des Luftloches heftete, „Nichts."

„Er ist todt!" rief Rosen-Aër, während Septimine sie in ihren Armen zurückhielt. „Ich werde ihn nicht mehr sehen."

„Einen andern Stein!" sagte der Greis. Und er schleuderte einen zweiten Kiesel in das unterirdische Gewölbe. Es war abermals ein Augenblick der Bangigkeit:

jeder Athem blieb gehemmt. Da erhob sich Rosen-Aër auf den Fußspitzen, und plötzlich rief sie: „Seine Hände! ich sehe seine Hände! er klammert sich am Gitter des Luftloches an! Dank Dir, o Jesus, Du hast ihn mir wiedergegeben!“ Und sie fiel auf die Kniee.

Bonaik sah nun das bleiche Gesicht von Amael, umrahmt von seinen langen, von Wasser triefenden Haaren, zwischen den Gitterstangen erscheinen. Der Greis hieß ihn durch einen Wink abermals verschwinden und sagte mit leiser Stimme, als ob er von dem Gefangenen gehört werden könnte: „Und nun verbergt Euch, verbergt Euch und wartet.“ Dann sich gegen Rosen-Aër umwendend: „Euer Sohn hat mich verstanden, doch ich flehe Euch an, Ruhe, keine Unvorsichtigkeit!“ Hierauf ging er an seinen Werktisch, auf dem mehrere Stücke Pergament lagen, deren er sich bediente, um die Modelle zu seinen Goldschmiedarbeiten zu zeichnen, und schrieb folgende Worte: „Wenn das Wasser das unterirdische Gewölbe nicht dergestalt gefüllt hat, daß Ihr ohne Gefahr bis zur Nacht darin bleiben könnt, so zieht dreimal an dieser Schnur, an deren Ende der Stein befestigt ist, um welchen ich einen Zettel gewickelt habe; diese Schnur wird uns dann als Verbindungsmittel dienen; seht Ihr sie sich rühren, so haltet Euch bereit, eine neue Nachricht zu empfangen; bis dahin erscheint nicht am Luftloch. Eure Mutter hofft wie wir, Euch zu retten. Muth und Vertrauen!“

Nachdem diese Worte geschrieben waren, umwickelte der Goldschmied einen Kieselstein mit dem zum Glück seiner Natur nach undurchdringlichen Pergament und band das Ganze mittelst der Schnur, an deren Mitte er ein Stückchen Eisen befestigte, um sie in das Wasser sinken zu machen, damit dieses Correspondenzmittel zwischen der Werkstätte und dem unterirdischen Gewölbe unsichtbar werde; dann schleuderte er in das Luftloch den Stein, an welchen die Schnur, deren Ende er in der Hand behielt, angebunden war. Nach einigen Augenblicken ver-

kündigte ein dreimaliges Ziehen an dieser Schnur, daß Amael bis zum Abend ohne Gefahr im Keller bleiben könne, und daß er die Ermahnungen des Greises befolgen werde. Diese Hoffnung belebte wieder den Muth von Rosen=Aër, und in der Begeisterung ihrer Dankbarkeit ergriff sie die Hände des Goldschmieds und sagte zu ihm: „Guter Vater, Ihr werdet ihn retten, nicht wahr, Ihr werdet ihn retten?“

„Ich werde es versuchen, arme Frau, doch laßt mich meine Geisteskräfte sammeln. In meinem Alter, seht Ihr, sind solche Gemüthsbewegungen anstrengend; soll es gelingen, so muß mit Vorsicht und Ueberlegung gehandelt werden . . . Ich will auch überlegen . . . Das Unternehmen ist schwierig . . .“

Während der Goldschmied, mit den Ellenbogen auf seinen Werktisch gestützt, seine Stirne in seiner Hand, nachdachte und die Gesellen voll Bangigkeit schwiegen, sprach Rosen=Aër, ihre Erinnerungen zurückrufend, zu Septimine:

„Mein Kind, Ihr habt gesagt, mein Sohn sei gut gegen Euch gewesen, wie ein Engel des Himmels . . . wo habt Ihr ihn denn kennen lernen?“

„Bei Poitiers, im St. Saturnin=Kloster. Gerührt von Mitleid für einen jungen Prinzen, ein Kind, das man in diesem Kloster gefangen hielt, wollten wir, meine Familie und ich, die Flucht dieses armen Kleinen begünstigen; Alles wurde entdeckt; man beabsichtigte, mich auf eine schändliche, entehrende Weise zu bestrafen,“ fügte die Coliberte, bei dieser Erinnerung erröthend, bei. „Man wollte mich verkaufen, von meinem Vater, von meiner Mutter trennen . . . Da trat Euer Sohn, der Liebling von Karl, dem Haupte der Franken . . .“

„Mein Sohn!“

„Ja, der Herr Berthoald.“

„Berthoald?“

„Ach! so heißt derjenige, welcher in jenem Keller eingesperrt ist . . .“

„Mein Sohn Amael führt den Namen Berthoald! mein Sohn, der Liebling des Hauptes der Franken!“ rief Rosen-Aër bestürzt. „Mein Sohn, aufgezogen im Abscheu gegen die Eroberer Galliens, diese Unterdrücker unsers Geschlechts! mein Sohn, der Liebling von Einem derselben, nein, nein . . . Deine Erinnerungen täuschen Dich. . . .“

„Meine Erinnerungen sollen mich täuschen! . . . Oh! wenn ich hundert Jahre lebte, ich würde nie, was im St. Saturnin-Kloster vorgefallen ist, nie die rührende Güte des Herrn Berthoald gegen mich vergessen, die er nicht kannte. Hat er nicht von Karl meine Freiheit, die meines Vaters und meiner Mutter erlangt? Ist er nicht so edelmüthig gewesen, daß er mir Gold gegeben hat, um die Bedürfnisse meiner Familie zu bestreiten?“

„Meine Vernunft geräth in Verwirrung, indem ich dieses Geheimniß zu ergründen suche; die Kriegerschaar, welche uns als Sklaven fortführte, hat in der That im St. Saturnin-Kloster angehalten,“ sprach Rosen-Aër voll Angst, und sie fügte bei: „Doch wenn derjenige, welchen Du Berthoald nennst, Deine Freiheit vom Haupte der Franken erlangt hat, warum bist Du hier als Sklavin, armes Kind?“

„Herr Berthoald hat dem Worte von Karl vertraut, und Karl hat dem Worte des Superiors vom Kloster vertraut; doch nach dem Abgange des Hauptes der Franken und Eures Sohnes hat der Abt, der mich schon an einen Juden verkauft hatte, den Handel aufrecht erhalten . . . Vergebens flehte ich die Krieger an, welche Karl im Kloster gelassen hatte, um davon Besitz zu ergreifen und den kleinen Prinzen zu bewachen, meine Bitten blieben fruchtlos, und ich wurde von meiner Familie getrennt. Der Jude behielt das Gold, das mir Euer Sohn großmüthig geschenkt, und führte mich in dieses Land; er verkaufte mich an den Verwalter dieser Abtei, welche, wie ich im St. Saturnin-Kloster ge-

hört habe, von Karl dem Herrn Berthoald bewilligt worden ist.“

„Diese Abtei meinem Sohne bewilligt! . . . er Kriegsgefährte der verfluchten Franken! er, ein Verräther! er, ein Abtrünniger! Oh! wenn Du wahr sprichst, Schmach und Unglück über meinen Sohn!“

„Verräther! Abtrünniger! der Herr Berthoald! er, der Edelmüthigste der Menschen; er, der mich der Sklaverei entrissen hätte ohne die Grausamkeit des Abtes, welcher mich dem Juden Mardochai überlieferte!“

„Dieser Jude hieß so?“

„Ihr kennt ihn?“

„Höre, armes Kind, und Du wirst meinen Schmerz begreifen . . . Nach einer großen Schlacht, welche bei Narbonne gegen die Araber stattgefunden hat, bin ich von den Kriegern von Karl gefangen genommen worden; die Beute, die Sklaven wurden durch das Loos vertheilt; man sagte uns, mir und meinen Gefährtinnen, wir gehören dem Anführer Berthoald und seinen Leuten.“

„Ihr, Sklavin Eures Sohnes! Mein Gott! er wußte aber nichts davon!“

„Ja, wie ich nicht wußte, daß mein neuer Gebieter Berthoald . . . mein Sohn Amael war.“

„Während dieser Reise von Burgund bis hierher hat Euch Euer Sohn nicht gesehen?“

„Wir waren acht bis zehn Sklavinnen in jedem bedeckten Wagen; wir folgten dem Heere von Karl. Zuweilen kamen die Leute des Anführers Berthoald zu uns und . . . doch, mein armes Kind, ich werde Deine Schamhaftigkeit nicht dadurch beleidigen, daß ich Dir diese schändlichen Gewaltthätigkeiten erzähle!“ fügte Rosen-Aër bebend bei diesen Erinnerungen des Ekels und des Abscheus bei. „Mein Alter hat mich vor einer Schande bewahrt, der ich indessen durch den Tod entgangen wäre. . . Mein Sohn nahm nie an diesen unreinen, mit Geschrei, Thränen und Blut gemischten Orgien Theil, denn man schlug bis aufs Blut die Unglücklichen, welche die-

sen Beschimpfungen entgehen wollten. So kamen wir in die Gegend des St. Saturnin-Klosters; hier machten wir einen Halt von einigen Stunden. Der Jude Mardochai befand sich damals im Kloster; da er ohne Zweifel erfuhr, im Gefolge des Heeres seien Sklaven zu kaufen, so begab er sich zu uns in Begleitung von einigen Leuten von der Bande von Berthoald. Du bist verkauft worden, armes Kind, Du kennst die entsetzliche Untersuchung, welche man bei diesen Gallierfleischhändlern auszustehen hat."

„Ja, ja, diese Schande habe ich erduldet vor den Mönchen von St. Saturnin, als sie mich an den Juden verkauften," antwortete Septimine, ihr vor Scham purpurrothes Gesicht in ihren Händen verbergend. Rosen-Aër fuhr fort:

„Frauen, Mädchen wurden, trotz ihrer Bitten, trotz ihres Widerstandes, entkleidet und durch die Blicke der Männer, die uns verkaufen und uns kaufen wollten, entwürdigt, befleckt. Vor dieser Schande konnte mich nicht einmal mein Alter schützen . . ." sagte die Mutter von Amael. Und sie zerfloß in Thränen, rang die Hände und fügte seufzend bei: „Und das sind die Franken, deren Kriegsgefährte mein Sohn ist! er verbindet sich mit ihnen! er kämpft mit ihnen! besitzt viele Sklaven von seinem Geschlechte! und unter diesen so schimpflich behandelten Sklaven hat er seine Mutter! Gerechtigkeit des Himmels! seine Mutter!"

„Oh! das ist entsetzlich! Aber er wußte nichts davon . . . und dann, wie hat er, der von unserem Geschlechte ist, sich mit den Franken verbunden?"

„Diese Niederträchtigkeit bringt meine Vernunft in Verwirrung, empört mein Herz. In einem Alter von fünfzehn Jahren ist mein Sohn aus dem Charolles-Thale verschwunden, wo wir frei und glücklich lebten... was ist seitdem vorgefallen? ich weiß es nicht . . ."

Als er den Namen Charolles-Thal aussprechen hörte, bebte Bonaik, der bis jetzt nachdenkend da saß, und fing

an auf die Fortsetzung des Gespräches von Coliberte und der Mutter von Amael zu horchen. Diese sagte:

„Kommen wir auf diesen Juden zurück, er kennt vielleicht das Geheimniß des Lebens meines Sohnes.“

„Dieser Jude . . . warum?“

„Trotz meines Schmerzes, als dieser Jude um uns feilschte, unterlag ich dem gemeinschaftlichen Loose und wurde entkleidet. Oh! um meines heiligen Mutternamens willen erfahre mein Sohn nie meine Schande! Dieser Gedanke wäre der ewige und gerechte Gewissensbiß seines Lebens, wenn er leben soll . . .“ fügte Rosen Aër leise bei, um nur von Septimine gehört zu werden. „Während ich also das Loos meiner Sklavereigefährtinnen erduldete, bemerkte der Jude auf meinem linken Arme die zwei in unvertilgbaren Charakteren geschriebenen Worte: Brenn-Karnak.“

„Brenn-Karnak,“ wiederholte Coliberte lauter, so daß sie auch von dem Greise gehört wurde. „Was für Namen sind das? warum waren sie auf Euren Arm geschrieben?“

„Dieser Gebrauch ist seit mehreren Jahrhunderten unter uns angenommen, denn, ach! in solchen Zeiten der Unruhen, der fortwährenden Kriege, sind die Familien der Gefahr ausgesetzt, getrennt, in die Ferne zerstreut zu werden, und ein unvertilgbares Zeichen kann ihnen zur gegenseitigen Erkennung dienen.“

Kaum hatte Rosen-Aër diese Worte gesprochen, als Bonaik ganz bewegt auf sie zutrat und sie rasch fragte:

„Ihr seid vom Geschlechte von Joel, dem Brenn des Stammes Karnak?“

„Ja, guter Vater; doch woher wißt Ihr? . . .“

„Ihr wohntet in Burgund im Charolles-Thale? einst bewilligt Loysik, dem Bruder von Ronan, durch Clothar I.“

„Aber ich frage Euch noch einmal, woher wißt Ihr das?“

Der Greis schlug den Aermel seines Kittels zurück

und deutete mit den Fingern auf die auf seinen Arm geschriebenen zwei Worte: Brenn-Karnak.

„Ihr auch!" rief Rosen-Aër, „Ihr auch . . . von der Familie von Joel? . . ."

„Einer von meinen Vorfahren war Kervan, der Bruder von Ronan."

„Eure Familie wohnte in Bretannien bei Karnak."

„Ja, und mein Bruder Allan oder seine Kinder haben ohne Zweifel die Wiege ihres Geschlechtes nicht verlassen."

„Und wie seid Ihr in Sklaverei gerathen?"

„Die Grenze überschreitend, hat unser Stamm nach einem undenklichen Gebrauche in Waffen die Weinlese der Franken in der Nähe von Rennes gehalten; ich begleitete meinen Vater bei diesem Zuge; eine Schaar Franken griff uns an; während des Kampfes wurde ich von meinem Vater getrennt und dann als Sklave weit fortgeschleppt. Von einem Herrn an den andern verkauft, brachte mich der Zufall in diese Gegend, wo ich seit zwölf Jahren bin. Ach! oft haben sich meine Augen nach den Grenzen unsers alten, vielgeliebten, immer noch freien Bretanniens gewandt! Aber mein hohes Alter, die Gewohnheit eines Handwerks, das mir gefällt und mich tröstet, haben mich abgehalten, an meine Entweichung zu denken . . . Somit sind wir Verwandte! Der Unglückliche, der hier in unserer Nähe gefangen ist, gehört unserm Blute an? . . . Wie ist er aber Anführer der Frankenschaar geworden, welche die Ueberschwemmung verschlungen hat?"

„Ich erzählte diesem armen Kinde, ein Jude, ein Sklavenhändler, als er auf meinem Arme die Worte: Brenn-Karnak gesehen, habe erstaunt geschienen und zu mir gesagt: „„Hast Du nicht einen Sohn, der vierundzwanzig Jahre alt ist, der, wie Du, diese zwei Worte auf den Arm geschrieben trägt?"" Trotz des Abscheues, den mir der Jude einflößte, belebten diese Worte in mir die Hoffnung, meinen Sohn wiederzufinden. „„Ja"", antwortete ich; „„seit zehn Jahren ist mein Sohn von

dem Orte, den ich bewohnte, verschwunden."" „„Und Du wohntest im Charolles-Thale?"" fragte mich der Jude. „„Du kennst meinen Sohn?"" rief ich; doch ohne zu antworten, entfernte sich dieser Mensch mit einem grausamen Lächeln."

„Und seitdem habt Ihr ihn nicht wiedergesehen?" sagte Septimine.

„Nie! Die Wagen brachen nach dieser Gegend auf, wo ich mit meinen Sklavereigefährtinnen angekommen bin. Alle müssen durch die Ueberschwemmung heute Nacht umgekommen sein, und ohne die Aufopferung dieses muthigen Kindes hätte auch ich das Leben verloren."

„Der Jude Mardochai," sprach der Goldschmied nachdenkend, „dieser Gallierfleischhändler, ein großer Freund des Verwalters Ricarik, ist seit ein paar Tagen sehr oft hier gewesen; er befand sich im St. Saturnin-Kloster bei der Schenkung dieser Abtei an Euren Sohn und seine Leute; er wird ohne allen Zweifel zuvorgekommen sein, um die Aebtissin zu benachrichtigen; sie hat auch ihre Vertheidigungsanstalten gegen die Krieger getroffen, welche sie aus dem Besitze setzen wollten."

„Der Jude ist in der That sehr schnell seit seinem Abgange aus dem St. Saturnin-Kloster, von wo er mich weggeführt hat, gereist," sagte Septimine. „Wir waren nur drei Sklavinnen und er in einem leichten, mit zwei Pferden bespannten Wagen. Er muß hier zwei bis drei Tage vor der Schaar des Herrn Berthoald angekommen sein, welche auf ihrem Marsche durch ihr vieles Gepäcke aufgehalten worden ist."

„So wird der Jude Meroflede benachrichtigt und ihr ohne Zweifel enthüllt haben, der vorgebliche fränkische Anführer sei von gallischem Geschlechte," sprach Bonaik; „daher die Rache der Aebtissin, welche Euren Sohn in dieses unterirdische Gewölbe werfen ließ, wodurch sie ihn wahrscheinlich einem sichern Tode preiszugeben glaubte. Es handelt sich nun darum, ihn zu

retten, Euch auch, uns auch; denn in diesem Kloster bleiben nach der Entweichung Eures Sohnes hieße der Rache der Aebtissin diese armen Gesellen und Septimine aussetzen."

„Oh! guter Vater, was ist zu thun?" fragte Septimine die Hände faltend. „Niemand kann in dieses Gebäude hinein, unter dem der Herr Berthoald eingesperrt ist."

„Nenne ihn Amael, mein Kind," sagte mit Bitterkeit Rosen-Aër. Der Name Berthoald erinnert mich unabläßig an eine Schande, die ich gern vergessen möchte."

„Amael aus diesem Keller ziehen ist nichts ganz Unmögliches," erwiederte der Goldschmied, den Kopf schüttelnd. „Ich habe vorhin darüber nachgedacht, und ich glaube, wir haben einige Aussichten auf günstigen Erfolg."

„Aber, guter Vater," versetzte Rosen-Aër, „das Gitter vor dem Fenster dieser Werkstätte? das des Luftloches am Keller, wo mein Sohn eingesperrt ist? dann dieser breite und tiefe Graben? welche Hindernisse!"

„Diese Hindernisse sind nicht die schwierigsten, die man zu überwinden hat. Nehmen wir an, es sei Nacht geworden, Amael sei befreit und mit uns vereinigt, was ist dann zu thun?"

„Wir müssen die Abtei verlassen," erwiederte Septimine, „Alle fliehen . . ."

„Und durch welches Mittel, mein Kind? Weißt Du nicht, daß bei Einbruch der Nacht das Thor des Dammes geschlossen wird? Der Wächter ist auf der Hut; und dann, gelangte man auch durch dieses Thor, so bedeckt die Ueberschwemmung die Straße; es wird ein paar Tage brauchen, bis sich das Wasser wieder ganz zurückgezogen hat; bis dahin wird die Abtei vom Wasser umgeben bleiben wie eine Insel."

„Meister Bonaik," sagte einer von den jungen Leuten, „und die Fischerkähne?"

„Wo sind sie gewöhnlich angebunden, mein Junge?"

„Bei der Kapelle.“

„Um dahin zu kommen, müßte man den innern Hof des Klosters durchschreiten, und die Thüre wird jeden Abend von innen verriegelt.“

„Ach!“ rief Rosen-Aër, „müssen wir auf jede Hoffnung verzichten?“

„Man muß nie verzweifeln. Beschäftigen wir uns zuerst mit Amael. Was ihm auch begegnen mag, ist er einmal aus dem unterirdischen Gewölbe, so wird sich sein Loos kaum verschlechtern können. Nun, meine Kinder, ein letztes Wort,“ fügte der Goldschmied, sich an die Gesellen wendend, bei. „Was wir versuchen wollen, ist ernst, es handelt sich um Euer Leben und das unsere... Ihr habt nicht zu zögern. Ihr müßt uns unterstützen oder uns verrathen. Uns verrathen wäre eine schändliche Handlung, doch Ihr habt kein anderes Interesse bei dieser Flucht, als die unsichere Hoffnung, Eure Freiheit wiederzuerlangen. Wollt Ihr uns verrathen? sagt es offenherzig, auf der Stelle . . . dann werde ich nichts unternehmen, das Schicksal dieser würdigen Frau und ihres Sohnes wird in Erfüllung gehen. . . Gelingt es dagegen mit unserer Hülfe, Amael zu retten und aus dieser Abtei zu entkommen, so ist Folgendes mein Plan: Es sollen ungefähr vier Tagemärsche bis zu den Grenzen der Armorica, des einzigen freien Landes vom heutigen Gallien, sein. Wir werden danach trachten, dorthin zu kommen; sind wir einmal in Bretannien, so haben wir nichts mehr zu befürchten, und wir schlagen den Weg nach Karnak ein; dort werden wir meinen Bruder oder seine Abkömmlinge finden, unser Stamm wird uns als Kinder der Familie aufnehmen; aus Goldschmiedsgesellen werdet Ihr Ackerbaulehrlinge werden, wenn Ihr es nicht vorzieht, Euer Gewerbe in einigen Städten Bretanniens fortzusetzen, nicht mehr als Handwerker-Sklaven, sondern als freie Handwerker. Ueberlegt reiflich und entscheidet Euch: der Tag rückt vor, die Zeit ist kostbar.“

Justin, einer der Gesellen, nachdem er sich leise mit seinen Gefährten berathen hatte, antwortete dem Greise:

„Unsere Wahl ist nicht zweifelhaft, Meister Bonaik; wir werden, wie Ihr, danach trachten, einen Sohn seiner Mutter zurückzugeben; was auch geschehen mag, wir theilen Euer Loos.“

„Ich danke Euch, oh! meine edlen Kinder!“ rief Rosen-Aër, deren Augen sich mit Thränen füllten. „Ach! ich kann Euch nur die Dankbarkeit einer Mutter bieten!“

„Und nun,“ sprach rasch der Greis, der die Lebhaftigkeit seiner Jugend wiederzufinden schien, „genug der Worte, laßt uns handeln. Zwei von Euch werden sich damit beschäftigen, daß sie die Gitterstangen am Fenster der Werkstätte durchsägen, doch ohne sie fallen zu machen!“

„Das soll geschehen, Vater Bonaik,“ sagte Justin; „die Stangen werden am Platze bleiben ... man braucht dann nur einen Feilenzug, um sie herunterzubringen.“

„Gut; man hat übrigens nicht zu befürchten, von außen gesehen zu werden. Das Hauptgebäude uns gegenüber entbehrt der Fenster nach dieser Seite.“

„Aber das Gitter an dem Luftloche des Kellers, wo mein Sohn eingesperrt ist?“

„Er wird es durchsägen mittelst dieser in sein Gefängniß geschleuderten Feile, die ich zuvor mit einem Zettel umwickle, worin ich Amael schreibe, was er zu thun hat,“ erwiederte der Greis. Und er setzte sich an seinen Werktisch und schrieb folgende Zeilen, welche Coliberte, über ihn geneigt, auch las: „Mit dieser Feile werdet Ihr das Gitter des Luftloches durchsägen, ohne es völlig loszumachen; sobald es Nacht geworden ist, nehmt Ihr es heraus. Ein dreimaliges Rütteln an der Schnur, von der Ihr ein Ende habt, wird uns benachrichtigen, daß Ihr bereit seid. Dann zieht Ihr gegen das Luftloch ein leeres Faß an, das wir an das Ende der Schnur gebunden haben.“

dem Orte, den ich bewohnte, verschwunden."" ""Und Du wohntest im Charolles-Thale?"" fragte mich der Jude. ""Du kennst meinen Sohn?"" rief ich; doch ohne zu antworten, entfernte sich dieser Mensch mit einem grausamen Lächeln."

"Und seitdem habt Ihr ihn nicht wiedergesehen?" sagte Septimine.

"Nie! Die Wagen brachen nach dieser Gegend auf, wo ich mit meinen Sklavereigefährtinnen angekommen bin. Alle müssen durch die Ueberschwemmung heute Nacht umgekommen sein, und ohne die Aufopferung dieses muthigen Kindes hätte auch ich das Leben verloren."

"Der Jude Mardochai," sprach der Goldschmied nachdenkend, "dieser Gallierfleischhändler, ein großer Freund des Verwalters Ricarik, ist seit ein paar Tagen sehr oft hier gewesen; er befand sich im St. Saturnin-Kloster bei der Schenkung dieser Abtei an Euren Sohn und seine Leute; er wird ohne allen Zweifel zuvorgekommen sein, um die Aebtissin zu benachrichtigen; sie hat auch ihre Vertheidigungsanstalten gegen die Krieger getroffen, welche sie aus dem Besitze setzen wollten."

"Der Jude ist in der That sehr schnell seit seinem Abgange aus dem St. Saturnin-Kloster, von wo er mich weggeführt hat, gereist," sagte Septimine. "Wir waren nur drei Sklavinnen und er in einem leichten, mit zwei Pferden bespannten Wagen. Er muß hier zwei bis drei Tage vor der Schaar des Herrn Berthoald angekommen sein, welche auf ihrem Marsche durch ihr vieles Gepäcke aufgehalten worden ist."

"So wird der Jude Meroflede benachrichtigt und ihr ohne Zweifel enthüllt haben, der vorgebliche fränkische Anführer sei von gallischem Geschlechte," sprach Bonaik; "daher die Rache der Aebtissin, welche Euren Sohn in dieses unterirdische Gewölbe werfen ließ, wodurch sie ihn wahrscheinlich einem sichern Tode preiszugeben glaubte. Es handelt sich nun darum, ihn zu

retten, Euch auch, uns auch; denn in diesem Kloster bleiben nach der Entweichung Eures Sohnes hieße der Rache der Aebtissin diese armen Gesellen und Septimine aussetzen."

„Oh! guter Vater, was ist zu thun?" fragte Septimine die Hände faltend. „Niemand kann in dieses Gebäude hinein, unter dem der Herr Berthoald eingesperrt ist."

„Nenne ihn Amael, mein Kind," sagte mit Bitterkeit Rosen-Aër. Der Name Berthoald erinnert mich unabläßig an eine Schande, die ich gern vergessen möchte."

„Amael aus diesem Keller ziehen ist nichts ganz Unmögliches," erwiederte der Goldschmied, den Kopf schüttelnd. „Ich habe vorhin darüber nachgedacht, und ich glaube, wir haben einige Aussichten auf günstigen Erfolg."

„Aber, guter Vater," versetzte Rosen-Aër, „das Gitter vor dem Fenster dieser Werkstätte? das des Luftloches am Keller, wo mein Sohn eingesperrt ist? dann dieser breite und tiefe Graben? welche Hindernisse!"

„Diese Hindernisse sind nicht die schwierigsten, die man zu überwinden hat. Nehmen wir an, es sei Nacht geworden, Amael sei befreit und mit uns vereinigt, was ist dann zu thun?"

„Wir müssen die Abtei verlassen," erwiederte Septimine, „Alle fliehen . . ."

„Und durch welches Mittel, mein Kind? Weißt Du nicht, daß bei Einbruch der Nacht das Thor des Dammes geschlossen wird? Der Wächter ist auf der Hut; und dann, gelangte man auch durch dieses Thor, so bedeckt die Ueberschwemmung die Straße; es wird ein paar Tage brauchen, bis sich das Wasser wieder ganz zurückgezogen hat; bis dahin wird die Abtei vom Wasser umgeben bleiben wie eine Insel."

„Meister Bonaik," sagte einer von den jungen Leuten, „und die Fischerkähne?"

„Wo sind sie gewöhnlich angebunden, mein Junge?"

„Bei der Kapelle.“

„Um dahin zu kommen, müßte man den innern Hof des Klosters durchschreiten, und die Thüre wird jeden Abend von innen verriegelt.“

„Ach!“ rief Rosen-Aër, „müssen wir auf jede Hoffnung verzichten?“

„Man muß nie verzweifeln. Beschäftigen wir uns zuerst mit Amael. Was ihm auch begegnen mag, ist er einmal aus dem unterirdischen Gewölbe, so wird sich sein Loos kaum verschlechtern können. Nun, meine Kinder, ein letztes Wort,“ fügte der Goldschmied, sich an die Gesellen wendend, bei. „Was wir versuchen wollen, ist ernst, es handelt sich um Euer Leben und das unsere... Ihr habt nicht zu zögern. Ihr müßt uns unterstützen oder uns verrathen. Uns verrathen wäre eine schändliche Handlung, doch Ihr habt kein anderes Interesse bei dieser Flucht, als die unsichere Hoffnung, Eure Freiheit wiederzuerlangen. Wollt Ihr uns verrathen? sagt es offenherzig, auf der Stelle . . . dann werde ich nichts unternehmen, das Schicksal dieser würdigen Frau und ihres Sohnes wird in Erfüllung gehen. . . Gelingt es dagegen mit unserer Hülfe, Amael zu retten und aus dieser Abtei zu entkommen, so ist Folgendes mein Plan: Es sollen ungefähr vier Tagemärsche bis zu den Grenzen der Armorica, des einzigen freien Landes vom heutigen Gallien, sein. Wir werden danach trachten, dorthin zu kommen; sind wir einmal in Bretannien, so haben wir nichts mehr zu befürchten, und wir schlagen den Weg nach Karnak ein; dort werden wir meinen Bruder oder seine Abkömmlinge finden, unser Stamm wird uns als Kinder der Familie aufnehmen; aus Goldschmiedsgesellen werdet Ihr Ackerbaulehrlinge werden, wenn Ihr es nicht vorzieht, Euer Gewerbe in einigen Städten Bretanniens fortzusetzen, nicht mehr als Handwerker-Sklaven, sondern als freie Handwerker. Ueberlegt reiflich und entscheidet Euch: der Tag rückt vor, die Zeit ist kostbar.“

Justin, einer der Gesellen, nachdem er sich leise mit seinen Gefährten berathen hatte, antwortete dem Greise:

„Unsere Wahl ist nicht zweifelhaft, Meister Bonaik; wir werden, wie Ihr, danach trachten, einen Sohn seiner Mutter zurückzugeben; was auch geschehen mag, wir theilen Euer Loos.“

„Ich danke Euch, oh! meine edlen Kinder!“ rief Rosen-Aër, deren Augen sich mit Thränen füllten. „Ach! ich kann Euch nur die Dankbarkeit einer Mutter bieten!“

„Und nun,“ sprach rasch der Greis, der die Lebhaftigkeit seiner Jugend wiederzufinden schien, „genug der Worte, laßt uns handeln. Zwei von Euch werden sich damit beschäftigen, daß sie die Gitterstangen am Fenster der Werkstätte durchsägen, doch ohne sie fallen zu machen!“

„Das soll geschehen, Vater Bonaik,“ sagte Justin; „die Stangen werden am Platze bleiben ... man braucht dann nur einen Feilenzug, um sie herunterzubringen.“

„Gut; man hat übrigens nicht zu befürchten, von außen gesehen zu werden. Das Hauptgebäude uns gegenüber entbehrt der Fenster nach dieser Seite.“

„Aber das Gitter an dem Luftloche des Kellers, wo mein Sohn eingesperrt ist?“

„Er wird es durchsägen mittelst dieser in sein Gefängniß geschleuderten Feile, die ich zuvor mit einem Zettel umwickle, worin ich Amael schreibe, was er zu thun hat,“ erwiederte der Greis. Und er setzte sich an seinen Werktisch und schrieb folgende Zeilen, welche Coliberte, über ihn geneigt, auch las: „Mit dieser Feile werdet Ihr das Gitter des Luftloches durchsägen, ohne es völlig loszumachen; sobald es Nacht geworden ist, nehmt Ihr es heraus. Ein dreimaliges Rütteln an der Schnur, von der Ihr ein Ende habt, wird uns benachrichtigen, daß Ihr bereit seid. Dann zieht Ihr gegen das Luftloch ein leeres Faß an, das wir an das Ende der Schnur gebunden haben.“

„Oh!“ rief Septimine, „ich begreife nun, warum Ihr dieses Fäßchen verlangt habt.“

„Wie!“ versetzte Rosen-Aër, nicht minder erstaunt als das Mädchen, „guter Vater, Ihr habt Geistesgegenwart genug gehabt, um sogleich an dieses Entweichungsmittel zu denken?“

„Ich mußte sogleich daran denken . . . oder gar nicht, meine Kinder,“ erwiederte der alte Goldschmied, während er fortschrieb.

„Und wir, die wir vom Handwerk sind, wir glaubten ganz einfach, es handle sich um den Guß,“ sagte Justin . . „Welch ein guter Streich! Der boshafte Ricarik wird selbst das Faß und das Seil geliefert haben.“

„Wenn das Faß beim Luftloche ist,“ las Septimine weiter, während der Greis schrieb, „so packt kräftig mit Euren beiden Händen ein Seil, mit dem die Tonne umwickelt ist; dann nehmt daran Euren Stützpunkt, werft Euch ins Wasser, treibt das Faß vor Euch her, und wir ziehen Euch bis zum Fenster, das Ihr mit unserer Hülfe sehr leicht erklettern werdet.“

„Oh! guter Vater,“ sagte Rosen-Aër voll Rührung, „er ist gerettet.“

„Ach! nein, noch nicht, arme Frau! Ich habe Euch gesagt: ihn aus diesem Gewölbe ziehen ist möglich; aber dann muß man aus dem verfluchten Kloster kommen . . . Nun, wir werden es versuchen.“ Und er schrieb noch folgende letzte Zeilen, welche Septimine auch laut las: „Es mag sein, daß Ihr zu schwimmen versteht; doch keine Unvorsichtigkeit! die besten Schwimmer ertrinken; sparet Eure Kräfte, um Eure Mutter bei der Flucht aus dieser Abtei unterstützen zu können. Wenn Ihr dieses Pergament gelesen habt, zerreißt es wie das andere in kleine Stücke und werft sie in die dunkelste Ecke Eures Gefängnisses, denn es ist möglich, daß man Euch vor heute Abend aus diesem Gewölbe holt.“

„O mein Gott!“ rief Rosen-Aër, voll Schmerz die

Hände faltend; „daran dachten wir nicht; dieses Unglück ist möglich!“

„Ach! man muß für Alles vorhersehen,“ erwiederte der Greis, indem er vollends schrieb, wie folgt: „Verzweifelt nicht und verlaßt Euch auf Jesus, den Gott unserer Väter.“

„Ah!“ murmelte Rosen-Aër schmerzlich, „den Glauben seiner Väter, die Lehren seiner Familie, die Leiden seines Geschlechts, den Haß gegen den Fremdling, er hat Alles vergessen.“

„Aber der Anblick seiner Mutter wird ihn an Alles erinnert haben,“ entgegnete der Greis. Und er zog an der Schnur, um Amael aufmerksam zu machen; dieser antwortete auf dieselbe Art auf das Zeichen. Dann wikkelte Bonaik die Feile in das Pergament und schleuderte sie nach der andern Seite des Grabens, wobei er abermals richtig nach dem Luftloche des Kellers zielte, in dessen Tiefe sie fiel. Amael, nachdem er von den neuen Instructionen des Greises Kenntniß genommen hatte, trat an das Gitter. Seine gierigen Blicke schienen die Gegenwart seiner Mutter zu verlangen.

„Er sucht Euch mit den Augen!“ sagte, ohne daß sie ihre Thränen zurückzuhalten vermochte, die Coliberte zu Rosen-Aër, „verweigert ihm diesen Trost nicht.“

Die gallische Matrone seufzte und machte, sich auf Septimine stützend, zwei Schritte gegen das Fenster. Dann hob sie mit einer feierlichen Miene einen Finger zum Himmel empor, als wollte sie ihrem Sohne sagen, er solle dem Gott seiner Väter vertrauen. Beim Anblick seiner Mutter und von Septimine, deren sanftes Antlitz ihm seit ihrem ersten Zusammentreffen im St. Saturnin-Kloster immer gegenwärtig geblieben war, faltete Amael mit Macht seine Hände, und seine Züge drückten zugleich Ergebenheit, Ehrfurcht und Dankbarkeit aus.

„Und nun, meine Kinder,“ sprach der Goldschmied zu den jungen Sklaven, „nehmt Eure Feilen und durchsägt die Gitterstangen; ich und Einer von Euch, wir werden den Tiegel auf die Gluth setzen und die Metalle

schmelzen. Ricarik kann kommen, er muß uns mit dem Gusse beschäftigt glauben. Die Thüre ist von innen geschlossen; Ihr, Rosen-Aër, bleibt beim Eingang des kleinen Kellers, damit Ihr Euch darin verbergen könnt, im Fall, daß der verfluchte Verwalter zurückkäme, was nicht sehr wahrscheinlich ist, denn hat er seine Morgenrunde beendigt, so sehen wir ihn, Gott sei Dank, beinahe nie am Tage; doch die geringste Unvorsichtigkeit könnte uns Alle ins Verderben stürzen!“

Es ist Nacht geworden; die Aebtissin liegt halb, in ihrem klösterlichen Gewande, auf dem Bette im Speisezimmer, wo am Tage vorher Amael sich zu ihr gesetzt hatte. Das bleiche Gesicht dieser Frau ist düster, nachdenkend. Ricarik, der an dem durch eine Wachskerze beleuchteten Tische sitzt, hat einen von der Aebtissin dictirten Brief geschrieben. „Ehrwürdige Frau,“ spricht er zu ihr, „Ihr habt nur noch Eure Unterschrift diesem Schreiben an den Bischof von Nantes beizufügen.“ Und als Meroflede, in Gedanken versunken, nicht antwortete, sagte der Verwalter mit stärkerer Stimme: „Ehrwürdige Frau, ich erwarte Eure Unterschrift.“

Die Stirne auf ihre Hand gestützt, das Auge starr, fragte dann Meroflede, deren Busen heftig bebte, langsam und mit hohler Stimme den Verwalter:

„Als Du ihn heute Morgen im Gefängniß wieder besuchtest, was hat er Dir gesagt?“

„Von wem sprecht Ihr, gnädige Frau?“

„Ei! von wem werde ich sprechen, wenn nicht von Berthoald?“

„Er ist stumm und finster geblieben, ehrwürdige Frau.“

Die Aebtissin stand ungestüm auf und ging in großer Aufregung im Gemache umher; dann, nach einer

gewaltigen Anstrengung gegen sich selbst, sagte sie zum Verwalter:

„Hole Berthoald.“

„Ehrwürdige Frau . . .“

„Wirst Du gehorchen!“

„Aber der Bote, den Ihr verlangt habt, wartet auf diesen Brief für den Bischof von Nantes. Das Boot ist mit vier Ruderern bereit.“

„Was kümmern mich der Bischof von Nantes und Dein Boot? Hole mir Berthoald . . .“

„Ich gehorche.“

Ricarik wandte sich langsam nach dem Eingange des Gemaches; er war im Begriffe, hinter dem Vorhang zu verschwinden, als ihm Meroflede, nach einem leidenschaftlichen Kampfe, zurief: „Nein . . . komm zurück.“ Und die Aebtissin sank auf ihr Bett, verbarg ihr Gesicht in ihren Händen und stieß schmerzliche Seufzer aus, welche dem Geheul einer verwundeten Wölfin glichen. Der Verwalter näherte sich ihr und wartete schweigend, bis die heftige Krise, der Meroflede preisgegeben, beschwichtigt war. Nach einigen Augenblicken erhob sich das entsetzliche Weib mit entflammter Wange, mit funkelndem Auge und verächtlicher Lippe und rief: „Ich bin zu feige! Oh! dieser Mensch! dieser Mensch! er wird mir das, was er mich hat leiden lassen, theuer bezahlen!“ Und nachdem sie abermals sehr aufgeregt umher gegangen war, schien sie sich zu beruhigen; sie warf sich auf das Bett und sagte zum Verwalter: „Lies mir den Brief vor . . . ich war toll . . .“

Der Verwalter las, wie folgt:

„Meroflede, Magd der Mägde des Herrn, ihrem theuersten Vater Arsenes, Bischof der Dioces Nantes, ehrerbietigen Gruß! Theuerster Vater, der Herr hat durch ein glänzendes Wunder, — ein neuer Beweis seiner Vorliebe für demüthige Jungfrauen, welche in seinem Glauben und nach seinem Worte leben, — der Herr hat gezeigt, welche furchtbare Strafen er den Gott-

losen vorbehält, die ihn in der Person seiner armen Töchter beleidigen. Karl, das Haupt der Franken, der Verächter aller göttlichen Gesetze, der Verheerer der Kirche, der Verwüster ihrer heiligen Güter, der Verfolger der Gläubigen, hatte die ruchlose Frechheit, einer Bande seiner Krieger den Besitz dieser Abtei, eines Erbguts von Gott, zu bewilligen; der Anführer dieser Abenteurer hat mich schimpflicher Weise aufgefordert, dieses Kloster zu verlassen, mit dem Beifügen, wenn ich nicht gehorche, so werde er uns bei Tagesanbruch mit Waffengewalt angreifen. Diese Verfluchten, Lieblingssöhne Satans, haben sich, um zur Ausführung ihres Werkes ewiger Verdammniß näher bei der Hand zu sein, in der letzten Nacht bei den Zugängen der Abtei gelagert, indem sie mich und meine theuren Töchter in Christo mit einem erschrecklichen Loose bedrohten. Aber das Auge des Herrn wachte über uns schwachen Lämmern; er hat uns gegen die räuberischen Wölfe zu beschützen gewußt. Heute Nacht haben sich durch den rächenden Willen des Allmächtigen die Schleusen des Himmels mit einem erschrecklichen Getöse geöffnet; eine Sündfluth, nicht minder furchtbar, als diejenige, welche die Erde zur Bestrafung der Sünden der ersten Menschen bedeckte, hat die Helfershelfer des Teufels und von Karl dem Verfluchten überfallen, welche im Schatten der Nacht auf das Morgenroth warteten, um die heilige Zufluchtstätte der Jungfrauen des Herrn zu erreichen. So wunderbar angeschwellt, haben die Wogen der Teiche diese Ruchlosen verschlungen, und nicht Einer ist der himmlischen Strafe entkommen. Entsetzliches Wunder! bis dahin durchsichtig, ist dieses Gewässer plötzlich erdharzig und siedend durch das Untertauchen der höllischen Seelen geworden, die es verschluckte. Röthliche, schwefelige Scheine haben einen Augenblick die Tiefe der Wellen durchfurcht, als hätte sich ein Höllenrachen aufgethan, um diese abscheuliche Beute zu empfangen. Nachdem die Gerechtigkeit des Herrn erfüllt war, ist das Gewässer, wieder

ruhig und durchsichtig geworden, friedlich in sein Bett zurückgekehrt, wie es sich nach der Sündfluth zurückgezogen hat; ebenso auch, wie nach der Sündfluth, da der Himmel wieder heiter geworden, die weiße Taube des Friedens und der Hoffnung aus der heiligen Arche hervorgekommen ist, wird dieser Brief, mein ehrwürdiger Vater in Christo, zu Dir gehen, um Dir dieses neue und herrliche Wunder mitzutheilen, damit Du es, wenn Du es für geeignet erachtest, im ganzen Umfange Deiner Diöces bekannt machen lässest; denn dieser neue und glänzende Beweis der Allmacht des Herrn muß die frommen Seelen erbauen, stärken, trösten, ergötzen und die Gottlosen erschrecken. Ich schließe, indem ich Euch um Euren apostolischen Segen bitte."

Nachdem er diesen Brief vorgelesen hatte, sagte Ricarik zur Aebtissin: „Und nun, ehrwürdige Frau, wollt unterzeichnen."

Meroflede nahm die Feder und schrieb unten an den Brief: Meroflede, Aebtissin von Meriadek. Wonach sie mit einem höhnischen Lächeln beifügte: „Das Wunder scheint mir hinreichend gerechtfertigt; der Bischof von Nantes ist ein gewandter Mann, er wird die Sache geltend zu machen wissen; in hundert Jahren noch wird man von dem ausgezeichneten Wunder sprechen, das die frommen Jungfrauen des Klosters Meriadek beschützt hat. Oh!" sagte Meroflede mit einer düsteren Miene, indem sie ihre brennende Stirne in ihre Hände legte, „ich würde sehr lachen, hätte ich nicht die Hölle in der Seele!"

„Wie! ehrwürdige Frau, immer dieser Berthoald?"

„Ja, wehe mir! Oh! was ich für ihn empfinde, ist eine Mischung von Haß, Verachtung und von Liebeswuth ... Das erschreckt mich ... Nie, nein, nie bis jetzt, habe ich gefühlt, was ich zur Stunde für diesen Mann fühle."

„Es gibt ein Mittel, ehrwürdige Frau, Euch von

diesen Herzensbeklemmungen zu befreien ... Dieses Mittel habe ich Euch vorgeschlagen.“

„Nimm Dich in Acht! Dein Leben haftet mir für das seinige!“

„Was sind aber Eure Absichten?“

„Weiß ich es? ... bald will ich ihn tausend Tode ausstehen lassen, bald vor ihm auf die Kniee fallen, ihn um Gnade bitten ... bald ... doch ich habe es Dir gesagt ... ich bin toll! toll!“ Und die Entsetzliche wand sich heulend auf dem Bette, biß in die Kissen oder zerriß sie mit den Nägeln mit einer Art von unbändiger Wuth; dann erhob sie sich plötzlich, die Augen zugleich feucht von Thränen und funkelnd von Leidenschaft, und sagte zu Ricarik: „Wo ist der Schlüssel zum Gefängniß von Berthoald?“

„Er ist in diesem Bunde,“ antwortete der Verwalter, auf mehrere an seinem Gürtel hängende Schlüssel deutend.

„Gib mir diesen Schlüssel.“

„Wie! ... Ihr wollt?“

„Gib ... gib ...“

„Hier ist er,“ sagte der Verwalter, während er einen großen eisernen Schlüssel vom Bunde losmachte. Meroflede nahm den Schlüssel, betrachtete ihn stillschweigend und blieb einige Augenblicke träumerisch.

„Ehrwürdige Frau,“ sprach Ricarik, „ich will den Boten abgehen lassen, der auf Euren Brief für den Bischof von Nantes wartet.“

„Gehe, gehe ... gib ihm diesen Brief und komm zurück.“

„Ich werde auch einen Blick in die Werkstätte des alten Goldschmieds werfen ... er soll heute die große silberne Vase gießen.“

„Ei! was liegt mir daran! ich denke nicht mehr an die silberne Vase!“

„Ich, ich denke daran, ehrwürdige Frau ... Ich weiß nicht, warum sich in mir ein Zweifel erhoben hat;

es kam mir vor, als bemerkte ich heute Morgen eine gewisse Verlegenheit in den Zügen des verschmitzten Greises; er hat mir gesagt, er werde sich den ganzen Tag einschließen; vielleicht complottirt er mit seinen Gesellen, um einen Theil des Metalls zu entwenden. Er hat mir auch bemerkt, der Guß werde nicht vor Nacht beginnen, nun ist es Nacht, ich will dem Gusse beiwohnen, dann komme ich wieder zurück, ehrwürdige Frau. Ihr habt mir keine anderen Befehle zu geben?“

Meroflede blieb, den Schlüssel zum Gefängniß von Amael in ihrer Hand haltend, in ihre Träumereien versunken; nachdem sie einige Zeit geschwiegen, sagte sie zum Verwalter, ohne ihre beständig auf den Boden gehefteten Augen aufzuschlagen:

„Wenn Du von hier weggehst, befiehl Magdalene, mir meinen Mantel und eine angezündete Lampe zu bringen.“

„Euren Mantel, ehrwürdige Frau? Ihr wollt also ausgehen? Etwa, um Berthoald in seinem Gefängniß aufzusuchen?“

Meroflede unterbrach den Verwalter, indem sie zornig mit dem Fuße stampfte, und sie deutete mit einer gebieterischen Geberde auf die Thüre.

Vom Morgen an in der Werkstätte eingeschlossen, hatten Bonaik, seine Gesellen, Rosen-Aër und Septimine ungeduldig auf die Nacht gewartet; Alles war bereit zur Flucht von Amael, als der Tag sich neigte; der Schein der Kohlengluth der Schmiede und des Ofens beleuchtete allein die Werkstätte; die Gitterstangen der Fenster waren herausgenommen.

„Ihr seid jung und kräftig,“ sagte der Greis zu den Sklaven; „in Ermangelung anderer Waffen werden Euch die ausgebrochenen Stangen dienen können: legt sie

in eine Ecke. Nun schiebt das Fäßchen durch das Fenster und bindet an einen von den Reifen diese Schnur, von der ein Ende sich in den Händen von Amael befindet; er ist bereit, denn er hat auf unser Zeichen geantwortet."

Das Herz bebend von Hoffnung und Bangigkeit, hielten sich Rosen-Aër und die Coliberte am Fenster an einander angepreßt. Die Gesellen schoben das Fäßchen hinaus; eine tiefe Finsterniß hatte sich verbreitet, man unterschied nicht einmal das Weiße des Gebäudes, dessen unterer Theil Amael als Gefängniß diente. Bald von ihm angezogen, verschwand das Fäßchen in der Dunkelheit; während es sich entfernte, entrollte einer von den Gesellen allmälig das Seil, von dem die Tonne umgeben war; es sollte dazu dienen, den Flüchtigen zurückzubringen, wenn er seinen Anhaltspunkt daran genommen hätte. In diesem Augenblick herrschte eine große Stille in der Werkstätte; jeder Athem schien gehemmt; trotz der Nacht, welche so schwarz, daß man durchaus nichts außen erschaute, suchten alle Blicke diese Finsterniß zu durchdringeu. Nach einigen Minuten der Angst, sagte der Geselle, der, aus dem Fenster geneigt, das zum Zurückbringen des Fäßchens bestimmte Seil hielt, zu dem Greise: „Meister Bonaik, der Gefangene ist aus dem Keller heraus; er hält sich an der Tonne an; ich habe so eben das Seil steif werden gefühlt."

„Dann, mein Junge, ziehe an Dich . . . ziehe sachte, ohne zu zerren."

„Er kommt," versetzte freudig der Geselle; „das Gewicht des Gefangenen lastet nun auf der Tonne."

„Großer Gott!" rief Rosen-Aër, „seht in dem Gewölbe das Licht . . . Alles ist verloren!"

Es erschien in der That ein lebhafter Schein, hervorgebracht durch das Licht einer Lampe, plötzlich im Innern des Kellers, die halbkreisförmige Oeffnung des Luftlochs hob sich leuchtend durch die Finsterniß hervor; dieser Wiederschein drang bis auf das Wasser des Grabens und übergoß mit seiner Helle den Flüchtling, der

halb in die Woge getaucht sich mit beiden Händen an der schwimmenden Tonne festhielt. In ihren scharlachrothen Mantel mit niedergeschlagener Capuze gehüllt, erschien Meroflede in diesem Augenblick am Luftloch; sie klammerte sich an die Stangen an, welche Amael nicht zu durchsägen gebraucht hatte, um sich einen Ausgang zu bahnen. Als sie den Flüchtigen erblickte, gab sie ein Gebrülle der Wuth von sich und schrie zweimal: „Berthoald! Berthoald!“ Dann verschwand sie mit ihrer Lampe, so daß außen abermals Alles in Finsterniß versunken war. Der Geselle, der die Tonne anzog, warf sich, erschrocken über die Erscheinung der Aebtissin, rasch rückwärts und ließ das Rettungsseil los ... der Goldschmied ergriff es zum Glück, zog, unter dem Schrecken Aller, das Fäßchen bis an den Rand des Fensters und sagte: „Retten wir vor Allem Amael.“

Dadurch, daß die Tonne beinahe in gleicher Höhe mit dem Fenster schwamm, wurde dieses leicht vom Gefangenen erklettert; seine erste Bewegung war, als er in die Werkstätte kam, daß er seiner Mutter um den Hals fiel. Beide vergaßen die Gefahr in einer leidenschaftlichen Umarmung, als man stark an die Thüre klopfte.

„Wehe uns,“ murmelte einer von den jungen Sklaven, „das ist die Aebtissin!“

„Unmöglich,“ entgegnete der Goldschmied; „um aus dem Gefängniß heraufzusteigen, rings um das Kloster zu gehen, die Höfe zu durchschreiten und hierher zu kommen, braucht sie mehr als zehn Minuten.“

„Bonaik,“ rief außen die rauhe Stimme des Verwalters, „öffne sogleich die Thüre.“

„Oh! was ist zu thun! der Kohlenwinkel ist zu enge, um darin Rosen-Aër und ihren Sohn zu verbergen,“ murmelte der Greis, und er antwortete sehr laut, indem er sich gegen die Thüre wandte: „Herr Verwalter, wir sind im Gusse begriffen und können ihn nicht verlassen.“

„Gerade dem Gusse will ich beiwohnen," rief Ricarik. „Oeffne auf der Stelle."

„Ihr, Euer Sohn und Septimine, bleibt beim Fenster, neigt Euch hinaus, Ihr würdet ersticken," sprach der Greis zu RosenAër, nachdem er einen Augenblick nachgedacht hatte. Und er schob Amael, seine Mutter und die Coliberte zum Fenster, und sagte zu gleicher Zeit zu einem Gesellen: „Leere auf die Kohlengluth die Schachtel voll Schwefel und Erdharz."

Der junge Sklave gehorchte maschinenmäßig, und in dem Augenblick, wo Ricarik mit verdoppelten Schlägen an die Thüre klopfte, fing ein schwefeliger und erdharziger Rauch an sich in der Werkstätte zu verbreiten und wurde bald so dick, daß man kaum auf zwei Schritte vor sich sah. Als der Greis endlich dem Verwalter öffnete, wich dieser auch geblendet, erstickt durch den Qualm, der auf ihn eindrang, rasch zurück, statt einzutreten.

„Tretet doch näher, Herr Verwalrer," sagte Bonaik; „das ist die Wirkung des Gusses nach der Weise des großen Alois. Wir konnten nicht früher öffnen, denn wir müßten befürchten, die im Flusse begriffenen Metalle, die wir in die Form gossen, erkalten zu lassen. Kommt näher, lieber Herr, seht doch den Guß an . . ."

„Geh' zum Teufel!" erwiederte Ricarik, der zum Ersticken hustete und bis über die Schwelle zurückwich. „Ich bin erstickt, geblendet . . ."

„Das ist die Wirkung des Gusses, lieber Herr," wiederholte Bonaik. Als er sodann den Schlüsselbund am Gürtel des Verwalters erblickte, der mit beiden Händen seine durch die Schärfe des Rauches Schmerzen leidenden Augenlider rieb, packte ihn der Greis bei der Gurgel und rief: „Herbei, meine Kinder, er hat die Schlüssel zu den Thüren."

Auf den Ruf des Greises liefen die Gesellen und Amael herbei, überfielen den Verwalter und erstickten sein Geschrei, indem sie ihm den Hals zusammenpreßten,

während ihnen Bonaik, nachdem er sich des Schlüsselbundes bemächtigt, zurief: „Ich habe die Schlüssel. Schleppt diesen Menschen in die Werkstätte und werft ihn rasch in den Graben; das wird schneller geschehen sein. Entschuldigt, lieber Herr Ricarik, es ist der Guß ..."

Die Befehle von Bonaik wurden trotz des wüthenden Widerstandes des Franken vollzogen. Bald hörte man das Geräusch eines in's Wasser fallenden Körpers...

„Und nun," rief der Greis, „kommt Alle! ... Folgt mir und laßt uns laufen. Die Teufelsäbtissin muß ungesäumt mit den Gaunern kommen, welche Asylrecht hier haben."

Der Greis hatte kaum ein paar Schritte im Gange gemacht, als er in der Ferne den Sklaven-Pförtner, eine Laterne in der Hand haltend, herbeikommen sah. „Bleibt im Schatten verborgen," sagte leise der Goldschmied zu den Flüchtlingen. Und er ging rasch dem Pförtner entgegen, der ihm zurief: „He! alter Bonaik, ist der Verwalter nicht in Deiner Werkstätte? Ich weiß nicht, was er denkt; seit zwei Stunden wartet das Boot auf seinen Boten."

„Welches Boot?"

„Das Boot, das Ricarik hat bereit halten lassen. Die Ruderer warten auf den Boten ..."

„Sie werden nicht lange warten, denn dieser Bote bin ich ..."

„Du?"

„Kennst Du diesen Schlüsselbund?"

„Es ist der, welchen der Verwalter an seinem Gürtel trägt!

„Er hat ihn mir anvertraut, damit ich aus der Umschließung des Klosters hinaus könne, solltest Du nicht in Deinem Stübchen sein. Laß uns rasch das Boot aufsuchen. Gehe voran."

Ueberzeugt durch den aufrichtigen Ton des Greises, dessen Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit sich durch

die Gefahren zu vermehren schienen, schritt der Pförtner voran; aber Bonaik hemmte seinen Gang, rief mit leiser Stimme einen von den Gesellen herbei und sagte zu ihm: „Justin, Du und die Anderen, folgt mir von fern; die Nacht ist schwarz; der Schein der Laterne des Pförtners wird Euch leiten; sobald Ihr mich aber pfeifen hört, lauft Alle herbei.“ Und sich an den Pförtner wendend, der ihm voran gegangen war: „He! Bernard! gehe nicht so rasch, Du vergissest, daß man in meinem Alter nicht mehr flink ist.“

Bonaik, dem der Pförtner voranschritt und die Flüchtlinge von fern in der Finsterniß folgten, kam so in den äußeren Hof des Klosters . . . Plötzlich blieb Bernard stehen und horchte. „Was hast Du?“ fragte der alte Goldschmied, „warum bleibst Du so auf dem Wege?“

„Siehst Du nicht das Licht von Fackeln den Kamm der Mauer des innern Klosterhofes beleuchten? Hörst Du nicht diesen Lärmen?“

„Vorwärts, vorwärts. Ich habe etwas Anderes zu thun, als mich um die Fackeln und den Lärmen zu bekümmern; ich muß so rasch als möglich die Botschaft von Ricarik bestellen. Laß uns eilen, ich habe keinen Augenblick zu verlieren.“

„Aber es geht etwas Außerordentliches im Innern des Klosters vor!“

„Darum schickt mich der Verwalter in solcher Eile als Boten ab. Spute Dich, die Zeit drängt.“

„Oh! das ist etwas Anderes, alter Bonaik“, erwiederte Bernard, seine Schritte verdoppelnd. Er kam bald an die äußere Mauer, deren Thüre er öffnete. In diesem Augenblick pfiff der Greis. Sehr erstaunt fragte ihn der Pförtner: „Wem pfeifst Du?“

„Ich?“

„Ja.“

„Wie?“

„Bist Du taub? ich frage Dich, wem Du pfeifest?“

„Wem ich pfeife, ich?“

„Ja, Du. Nun ist die Thüre offen. Gehe hinaus, da Du so große Eile hast. Doch ich höre Tritte; man läuft hierher. Was wollen diese Leute?“ sagte Bernard, während er seine Laterne in die Höhe hob. „Es sind zwei Weiber ...“

Bonaik schnitt die Betrachtungen des Pförtners dadurch kurz ab, daß er denen, die ihm folgten, zurief: „Nehmt den Schlüssel aus der Thüre und zieht sie an Euch, der Pförtner wird eingeschlossen bleiben.“

Kaum hatte der Greis diese Worte gesprochen, als Amael, die Gesellen, Rosen-Aër und Septimine durch den offenen Ausgang stürzten; dann stieß einer von den jungen Sklaven Bernard heftig in das Innere des Hofes zurück, riß den Schlüssel aus der Thüre, zog diese an sich und schloß sie von außen. Bonaik raffte die Laterne auf und rief: „He! wo ist das Boot?“

„Hierher,“ erwiederten mehrere Stimmen, „hierher, es ist an die große Weide angebunden.

„Meister Bonaik,“ sagte einer der Gesellen, „wir werden verfolgt; der Pförtner ruft um Hülfe; seht die Helle, sie erscheinen nun in dem Hofe, den wir verlassen haben!“

„Es ist nichts zu befürchten, meine Kinder; die Thüre ist mit Eisen beschlagen und von außen geschlossen; ehe man Zeit gehabt hat, sie zu sprengen, werden wir eingeschifft sein.“ Nachdem er so gesprochen, ging der Greis weiter nach der großen Weide; als er sodann einen vollen Quersack bemerkte, den Justin, einer von den Gesellen, auf seinem Rücken trug, fragte er ihn: „Was hast Du in diesem Sacke?“

„Meister Bonaik, während Ihr mit dem Verwalter sprachet, nahmen wir Beide, Gervais und ich, eine List von Eurer Seite vermuthend, ich meinen Quersack, in den ich den Rest von unsern Lebensmitteln steckte, und Gervais den halbvollen Weinschlauch.“

„Ihr seid gescheite Bursche, denn wir werden eine

lange Reise zu machen haben, nachdem wir eingeschifft sind."

Der Greis und seine Gefährten kamen bald zur großen Weide; ein Boot war hier angebunden, vier Sklaven-Ruderer saßen auf den Bänken, der Lootse am Steuerruder. „Endlich," sagte er mit mürrischem Tone, „seit drei Stunden warten wir; wir sind ganz erstarrt vor Kälte, und wir werden mehr als zwei Stunden zu rudern haben."

„Ich will Euch eine gute Kunde geben, meine Freunde," antwortete der Goldschmied. „Ich habe Leute zum Rudern mitgebracht; die Ruderer können also ins Kloster zurückkehren; der Lootse allein wird bleiben, um das Boot zu leiten."

Freudig und behende sprangen die Sklaven aus dem Boot; der Lootse fügte sich, doch nicht ohne zu murren. Bonaik ließ Rosen-Aër und Septimine in die Barke einsteigen; Amael und die Gesellen ergriffen die Ruder; der Lootse nahm das Steuerruder, das Schiff entfernte sich vom Ufer, und seine in Schweiß gebadete Stirne abwischend, sagte der alte Goldschmied mit einem großen Seufzer der Erleichterung: „Ah! meine Kinder, das ist ein Gußtag, wie ich nie einen in der Werkstätte des großen Alois gesehen habe!"

Um Mittag nach der Nacht, wo die Flüchtlinge die Abtei verlassen hatten, ruhten sie aus, nachdem sie die ganze Nacht und den Anfang dieses Tages marschirt waren; durch die Vorsicht der Gesellen, von denen sich der Eine den Weinschlauch, der Andere den mit Lebensmitteln gefüllten Quersack aufgeladen hatte, vermochten sie sich wieder zu stärken. Die Reisenden hatten sich aufs Gras gesetzt, unter eine große Eiche, deren Blätterwerk durch den Spätherbst gelb geworden war. Zu ihren Füßen floß ein Bach, hinter ihnen erhob sich ein Hügel,

den sie erklettert hatten und dann einer alten, nun in Verfall gerathenen, Römerstraße folgend wieder herabgestiegen waren; diese Straße erstreckte sich in eine ziemlich große Entfernung bis zur Biegung eines waldbewachsenen Bergabhangs, hinter dem sie verschwand. Vom äußersten Horizont endlich hoben sich die bläulichen Gipfel der hohen Berge, der Grenzen Bretanniens, ab. Unter der Leitung von einem der Gesellen, der die Umgegend des Klosters kannte, hatten die Flüchtlinge leicht die alte Römerstraße erreicht; sie führte von Nantes an die Grenzen der Armorica, an denen sieben Jahrhunderte vorher Cäsar mehrere verschanzte Lager gegründet hatte, um seine Militärcolonien zu beschützen. Durch das Kriegshandwerk gewöhnt, die Entfernungen zu schätzen, dachte Amael, wenn man bis Sonnenuntergang marschire und sich nach einer Stunde Rast wieder auf den Weg begebe, so sei es möglich, am Ende des andern Tages die Grenzen Bretanniens zu erreichen. Septimine saß bei Rosen-Aër und Amael; auf dem Grase ausgestreckt, beendigten die Gesellen ihr einfaches Mahl. Der alte Goldschmied, der seine Kräfte auch wiederhergestellt hatte, zog aus der Tasche seines Kittels ein sorgfältig in ein Stück Haut gewickeltes Päckchen. Die jungen Leute verfolgten neugierig die Bewegungen des Greises. Zu ihrem großen Erstaunen machte er aus dieser Hülle den äbtlichen Stab los, an dessen Ciselirung er seit einiger Zeit zu arbeiten angefangen hatte. In diesem Säckchen befanden sich auch zwei Grabstichel. Als Bonaik die erstaunten Gesichter der jungen Sclaven bemerkte, sagte er zu ihnen: „Ihr wundert Euch, meine Kinder, daß Ihr mich aus der Abtei diesen silbernen Stab mitnehmen seht. Ihr glaubt vielleicht, der Werth des Metalls habe mich in Versuchung geführt? Nein, nein; einmal hat dieser Gegenstand keinen großen Werth; sodann hatte ich mich in den zwölf Jahren, die ich ohne Lohn in der Werkstätte des Klosters arbeite, daraus entfliehend, wohl so für meine Mühe bezahlen können."

„Allerdings; warum habt Ihr aber dann den Stab mitgenommen?"

„Was wollt Ihr, meine Kinder, ich liebe meine Goldschmiedskunst . . . und ich werde keine Gelegenheit mehr finden, sie während der kurzen Zeit, die mir noch zu leben bleibt, auszuüben . . . Ich habe auch meine zwei besten Grabstichel mitgenommen und will diesen Stab so rein, so fein ciseliren, daß ich, ein wenig alle Tage daran arbeitend, mein übriges Leben auf diese Arbeit verwenden werde."

„Ihr nennt uns vorsichtige Jungen, Meister Bonaik, weil wir an den Schlauch und die Lebensmittel gedacht hatten, Eure Vorsicht übersteigt aber die unsere."

„Guter Vater, und Ihr, meine Freunde," sprach Amael zum alten Goldschmied und zu den Gesellen, „wollt näher kommen; was ich meiner Mutter zu sagen habe, werdet Ihr auch hören; ich habe das Böse gethan, ich muß den Muth haben, es laut zu gestehen."

Rosen-Aër seufzte und erwartete die Erzählung ihres Sohnes mit einer traurigen und ernsten Neugierde. Septimine, die sie mit einer beinahe flehenden Miene anschaute, schien diese so mit Recht und so schmerzlich aufgebrachte Mutter um Nachsicht für Amael zu bitten.

„Seitdem jede Gefahr für mich aufgehört hat," fuhr Amael fort, „hat meine Mutter während unseres langen Marsches Tag und Nacht kein Wort an mich gerichtet, sie hat die Stütze meines Armes ausgeschlagen und die dieses guten Kindes angenommen, das ihr das Leben gerettet. Die Strenge meiner Mutter ist gerecht, ich beklage mich nicht darüber, ich leide . . . Möchte die aufrichtige Erzählung meiner Fehler, möchte meine Reue mir ihre Verzeihung verdienen."

„Eine Mutter verzeiht immer," sagte Septimine, schüchtern Rosen-Aër anschauend; diese aber erwiederte mit bewegter Stimme:

„Das Verschwinden meines Sohnes hat seit zehn Jahren jeden Tag mein Herz zerrissen; unablässig wiederentstehenden

Bangigkeiten preisgegeben, überließ ich mich abwechselnd der Verzweiflung oder einer wahnsinnigen Hoffnung ... Diese langen Qualen verzeihe ich meinem Sohne; was ich ihm aber nicht verzeihen kann, ist sein strafbares Bündniß mit den Unterdrückern unseres Geschlechts, mit den verfluchten Franken, die unsere Väter geknechtet haben und unsere Kinder knechten!"

„Meine Mutter, höret mich ... Mein Verbrechen ist groß, aber ich schwöre Euch, ehe ich Euch wiedergesehen, kannte ich die Gewissensbisse. Vernehmet die reine Wahrheit: Es sind zehn Jahre, daß ich unser Charolles-Thal verlassen habe; ich lebte glücklich dort bei meiner Familie; aber was soll ich Euch sagen? ich gab der Neugierde, einem unüberwindlichen Drange nach Abenteuern nach, denn nach meiner Meinung mußte sich außerhalb unserer Grenzen eine ganz neue Welt vor meinen Augen öffnen. Eines Abends brach ich also auf, nicht ohne Thränen zu vergießen."

„Als ich noch ein Kind war," sagte der Greis, „hat mir mein Vater oft erzählt, Keradeuk, einer unserer Vorfahren, habe auch seine Familie verlassen, um die Bagaudie mitzumachen. Rosen-Aër, das Andenken an unseren Vorfahren mache Euch nachsichtig."

„Die Bagauden und die Vager stritten gegen die Römer und gegen die Franken, unsere Unterdrücker, statt sich mit ihnen zu verbinden und mit ihnen zu kämpfen, wie es mein Sohn gethan hat."

„Eure Vorwürfe sind gerecht, ich verdiene sie. Die Folge dieser Erzählung wird beweisen, daß ich sie mir mehr als einmal gemacht habe. Beinahe in dem Augenblick, wo ich das Thal verließ, fiel ich einer Bande von Franken in die Hände. Sie kamen von Auvergne zurück und zogen nach dem Norden; sie machten mich zum Sklaven. Ihr Anführer behielt mich eine Zeit lang, und beauftragte mich, seine Pferde zu besorgen und seine Waffen zu putzen. Ich hatte den Instinct des Krieges; der Anblick einer Rü-

stung oder eines Rosses erregte meine Leidenschaft schon in meiner Kindheit. Ihr wißt das, meine Mutter?"

„Ja, Deine Festtage waren diejenigen, wo die Bewohner des Thales sich in den Waffen übten."

„Von diesem Franken weggeführt, suchte ich nicht zu entfliehen; er behandelte mich ziemlich milde. Dann war es für mich ein Vergnügen, seine Waffen zu putzen und auf dem Marsche seine Schlachtrosse zu reiten. Endlich sah ich ein neues Land. Ach! sehr neu, denn die verwüsteten Ländereien, die in Trümmern liegenden Häuser, das gräßliche Elend der geknechteten Einwohnerschaften, durch die wir zogen, stach grausam von der Unabhängigkeit und dem glücklichen Leben der Bewohner unseres friedlichen Thales ab. Da, — Ihr werdet mir glauben, meine Mutter, weil ich das Gute, wie das Böse sage, — da, indem ich mich unserer glücklichen Heimath erinnerte, indem ich an Euch, an meinen Vater dachte, flossen meine Thränen, brach mein Herz; zuweilen war ich versucht, zu fliehen, zu Euch zurückzukehren; aber die Furcht, es werde mir der Empfang zu Theil werden, den mein Fehler verdiente, hielt mich zurück."

„Das ist so natürlich!" sprach Septimine, welche mit einer zarten Theilnahme auf diese Erzählung horchte. „Ich würde dieselbe Furcht gehabt haben, hätte ich denselben Fehler begangen."

„Nachdem ich mehr als ein Jahr bei diesem fränkischen Anführer gewesen," fuhr Amael fort, „war ich ein guter Reiter geworden, ich zähmte die unbändigsten Pferde. Meister in der Kunst, die Waffen zu putzen, hatte ich durch beständiges Bearbeiten derselben sie auch handhaben gelernt. Der Franke starb. Von ihm gefangen genommen, sollte ich verkauft werden. Ein Jude Namens Mardochai, der, wie so viele Andere, in Gallien umherzog, um mit Menschenfleisch zu handeln, befand sich damals in Amiens; er besichtigte die Sklaven, kaufte mich und sagte mir, er werde mich an einen reichen fränkischen Herrn Namens

Bodegesil, Herzog in der Provinz Poitiers, wiederverkaufen. Dieser Herzog, fügte der Jude bei, besitze die schönsten Pferde und die schönsten Rüstungen, die man sehen könne. „Wenn Du die Flucht ergreifst, so machst Du, daß ich eine große Summe Geldes verliere," sprach Mardochai zu mir, „denn ich habe Dich um so theurer gekauft, als ich Dich um einen guten Preis an den Herrn Bodegesil wiederzuverkaufen wußte; fliehst Du aber, so wirst Du vielleicht eine Gelegenheit für Dich, Dein Glück zu machen, verlieren; Bodegesil ist ein großmüthiger Herr, diene ihm treu, er wird Dich frei lassen, Dich mit in den Krieg nehmen, ergeht an ihn das Aufgebot, mit seinen Leuten zu marschiren, und man hat in diesen Kriegszeiten, in denen wir leben, Freigelassene Grafen werden sehen."

Der Ehrgeiz ergriff mein Herz, der Stolz berauschte mich; ich glaubte den Verheißungen des Juden und suchte nicht zu entweichen; er selbst, um mich in diesem Entschluß zu befestigen, behandelte mich aufs Beste, versprach mir sogar, Euch durch einen andern Juden, der nach Burgund reisen sollte, einen Brief zukommen zu lassen, den ich Euch schrieb, meine Mutter . . ."

„Dieser Mensch hat sein Versprechen nicht gehalten," sagte Rosen-Aer. „Keine Nachricht von Dir ist zu uns gelangt."

„Ein solcher Wortbruch setzt mich nicht in Erstaunen. Der Jude war habgierig und treulos. Er führte mich zum Herzog Bodegesil. Dieser Franke zog in der That herrliche Pferde auf den ungeheuren Weiden seiner Besitzungen; einer von den Sälen seiner Burg, eines ehemaligen Römerschlosses, war voll von glänzenden Rüstungen; aber der Jude hatte mich hinsichtlich des Charakters des Herzogs belogen; indessen sogleich nach meiner Ankunft ergriffen von der Art, wie ich ein wildes Füllen bändigte, das bis dahin der Schrecken seiner Sklaven und Stallmeister gewesen war, behandelte er mich minder hart, als meine gallischen oder fränkischen Gefährten; denn Ihr wißt, meine

Mutter, durch den Wechsel der Zeiten sind viele Abkömmlinge der ersten Eroberer Galliens ins Elend und vom Elend in die Sklaverei gerathen. Bodegesil zeigte sich eben so grausam gegen seine Sklaven von germanischer Race wie er, als gegen die von gallischer Race. Immer zu Pferde, immer mit dem Putzen oder dem Handhaben der Waffen beschäftigt, verfolgte ich einen Gedanken, der sich am Ende verwirklichen mußte. Der Ruf von Karl, dem Major Domus, war bis zu mir gedrungen; ich hatte andere Franken, Freunde von Bodegesil, sagen hören, genöthigt, Gallien im Norden gegen die Friesen, im Süden gegen die Araber zu vertheidigen, und schlecht unterstützt in diesen Kriegen durch die ehemaligen Pfründherren und durch die Kirche, die ihm nur wenig Geld und wenig Leute geben, nehme Karl sehr günstig die Abenteurer auf, von denen Einige, muthig unter seinen Befehlen kämpfend, zu unverhofftem Glücke gelangten. Ich war zwanzig Jahre alt, als ich vernahm, Karl nähere sich Poitou, um die Araber zurückzutreiben, welche diese Gegend zu überfallen drohten. Dieser lange von meinem Ehrgeiz geträumte Augenblick kam endlich. Unter dem Vorwande, sie zu putzen, nahm ich eines Tags und verbarg ich Stück für Stück die schönste Rüstung von Bodegesil; ich entwand auch ein Schwert, eine Axt, eine Lanze und einen Schild. Als es Nacht geworden war, holte ich aus dem Stalle das schönste und kräftigste Pferd des Herzogs. Ich legte die Rüstung an und entfernte mich rasch aus dem Schlosse. Ich wollte mich zu Karl begeben, entschlossen, meine Abkunft zu verbergen, und mich den Sohn eines adeligen Herrn von germanischem Geschlechte zu nennen, um das Haupt der Franken für mein Schicksal zu interessiren. Fünf bis sechs Meilen vom Schlosse wurde ich bei Tagesanbruch von mehreren von den Banditen angegriffen, welche Gallien Gräuel verübend durchzogen; ich tödtete zwei von diesen Räubern und sagte zu den andern: „„Karl bedarf muthiger Leute, er überläßt ihnen einen reichen

Antheil an der Beute. Kommt mit mir. Es ist besser, im Heere zu kämpfen, als Reisende auf den Landstraßen anzugreifen; die Gefahr ist gleich, aber der Nutzen ist größer."" Die Banditen folgten meinem Rathe und begleiteten mich; unsere kleine Schaar nahm unter Weges durch andere landstreicherische, aber entschlossene Leute zu. Am Vorabend der Schlacht bei Poitiers kamen wir im Lager von Karl an; ich gab mich bei ihm für den Sohn eines adeligen Franken aus, der arm gestorben sei und mir als Erbe nur sein Pferd und seine Waffen hinterlassen habe. Karl empfing mich mit seinem gewöhnlichen rauhen Wesen. ""Man schlägt sich morgen," sagte er zu mir, ""ich bin zufrieden mit Dir und Deinen Leuten, Ihr werdet mit mir zufrieden sein."" Der Zufall wollte, daß ich in dieser Schlacht gegen die Araber dem Heerführer der Franken das Leben rettete, indem ich ihm sich gegen mehrere Berberreiter, die ihn wüthend angegriffen, vertheidigen half; ich erhielt einige Wunden, darunter diese . . . auf der Stirne. Von diesem Tage an gewann ich die Zuneigung von Karl; von der Gunst, von der er mir seit fünf Jahren so viele Beweise gegeben, will ich nicht sprechen, meine Mutter; dieses hohe Glück war vergiftet durch den beinahe immer meinem Geiste gegenwärtigen Gedanken: ""Ich habe gelogen, ich habe aus einem strafbaren Ehrgeiz mein Geschlecht schändlich verleugnet, ich habe mich mit den Unterdrückern des geknechteten Galliens verbunden; ich habe ihnen den Beistand meines Schwertes geliehen, um diese Sachsen und diese Araber zurückzuschlagen, welche nicht mehr nicht minder Barbaren sind, als die Franken, unsere verfluchten Eroberer, sie, die ich in der Befestigung ihrer Eroberung in unserem unglücklichen Vaterlande unterstützte, das sie eben so sehr durch ihre Bürgerkriege verheeren, als die Sachsen und die Araber durch ihre Einfälle."" Das ist noch nicht Alles, meine Mutter; mehrere Male habe ich in diesen unablässigen Kämpfen der Herren von Austrasien gegen die

Herren von Neustrien und Aquitanien, ruchlose Kriege, zu denen die Grafen, die Herzoge, die Bischöfe ihre gallischen Anbauer als Soldaten schleppten, gegen die Leute von meinem Geschlechte gestritten . . . ich habe mein Schwert in ihrem Blute geröthet."

„Schande und Schmerz über mich!" murmelte Rosen-Aër, ihr Gesicht in ihren Händen verbergend, „ich bin die Mutter eines solchen Sohnes."

„Ja, Schande und Schmerz . . . nicht über Euch, sondern über mich, denn ich gab den fortreißenden Antrieben eines ersten Fehlers nach: ich bekämpfte die Leute von meinem Geschlechte, aus Furcht, feige in den Augen von Karl zu erscheinen, aus Furcht, meine Vergangenheit Lügen zu strafen. Der Hochmuth berauschte mich, als ich mich von den Stolzesten unserer Eroberer geehrt sah . . . ich, der Sohn von diesem eroberten, geknechteten Volke. Waren aber die Augenblicke des Schwindels vorüber, so beneidete ich zuweilen die elendesten Sklaven; diese hatten wenigstens ein Recht auf die Achtung, welche das unverdiente Unglück einflößt. Vergebens suchte ich den Tod in den Schlachten; ich war verurtheilt, zu leben; ich fand nur in der Trunkenheit des Kampfes, in den gefahrvollen Unternehmungen eine Art von vorübergehender Betäubung. Oh! wie oft dachte ich mit Bitterkeit an das Charolles-Thal, wo meine Familie lebte!!! Dann, als ich die Verheerung dieser Gegend durch die Araber, den verzweifelten Widerstand ihrer Bewohner . . . meiner Verwandten, meiner Freunde . . . erfuhr . . . als ich bedachte, mein Schwert, das ich in einem strafbaren Ehrgeize dem Haupte der Franken angeboten, hätte Euch vertheidigen oder rächen können, Euch, meine Mutter, von deren Schicksal ich nichts wußte, und die Ihr, wie mein Vater, bei diesem Einfall den Tod oder die Sklaverei gefunden haben mußtet! . . . oh! von diesem Tage an haben die Gewissensbisse mein Leben gebrandmarkt!"

„Dein Vater hat bis zu seinem letzten Seufzer für

seine Freiheit, für die der Seinigen gekämpft. Ich habe ihn, von Stichen durchbohrt, todt zu meinen Füßen stürzen sehen! . . . Und Du, wo warst Du damals, während Dein Vater, mit dem Heldenmuthe seiner Altvordern, seinen Herd, seine Freiheit, seine Familie vertheidigte, wo warst Du? . . . Beim Heerführer der Franken, um seine Gunst buhlend oder gegen Deine Brüder kämpfend!"

Amael verbarg sein Gesicht in seinen Händen und antwortete nur durch ein ersticktes Schluchzen.

„Oh! habt Mitleid, beugt ihn nicht so tief nieder," sagte Septimine zu Rosen-Aër. „Seht, wie unglücklich er ist . . . wie er bereut."

„Rosen-Aër," fügte der Greis bei, „bedenkt auch, daß, gestern noch Günstling des Oberhauptes von Gallien und auf die höchste Stufe eines unerwarteten Glückes emporgehoben, Euer Sohn heute auf diese Begünstigungen, die ihn berauscht hatten, verzichtet. Er ist hier nicht minder elend als wir und hegt keinen andern Wunsch, als den, zu einem dürftigen und rauhen, aber freien Leben in der alten Armorica, der Wiege unserer gemeinschaftlichen Familie, zurückzukehren."

„Bei Hesus!" rief Rosen-Aër, „diese Besitzungen, diese Güter, diese Gunstbezeigungen, verfluchte Gaben von Karl, hat sie mein Sohn freiwillig verlassen? Habt Ihr, guter Vater, ihn nicht dem Gefängnisse entzogen, wo er ohne Euch umkam? Oh! die Götter sind gerecht! Dieses Glück verdankte mein Sohn einem ruchlosen Ehrgeiz . . . er ist für ihn unheilvoll gewesen. Verherrlicht, bereichert durch die Franken, ist er schmählich von einem Weibe von ihrem Geschlechte bestraft und beraubt worden!"

„Ach!" rief Septimine in Thränen zerfließend, „glaubt Ihr, daß Amael selbst auf dem höchsten Gipfel des Glücks nicht auf Alles verzichtet hätte, um Euch zu folgen, Euch, seiner Mutter?"

„Der Mensch, der sein Vaterland, sein Geschlecht verleugnet hat, hätte auch seine Mutter verleugnen können!

Ich habe nun das entsetzliche Recht, am Herzen meines Sohnes zu zweifeln."

„Meister Bonaik!" rief plötzlich einer von den Gesellen mit einem Ausdruck des Schreckens, „seht dort bei der Wendung der Straße jene Krieger... sie nähern sich rasch: in einigen Augenblicken werden sie bei uns sein."

Bei diesen Worten des jungen Sklaven erhoben sich die Flüchtlinge; Amael selbst vergaß einen Augenblick den Schmerz, in den ihn die gerechte Strenge seiner Mutter versenkte, trocknete sein in Thränen gebadetes Gesicht und machte ein paar Schritte vorwärts, um sich von der Ankunft der Reiter zu versichern.

„Großer Gott!" rief Septimine, „wenn man Amael verfolgen würde! Guter Vater Bonaik, wir müssen uns in diesem Gehölze verbergen . . ."

„Mein Kind, das hieße uns der Gefahr einer Verfolgung aussetzen, denn nun haben uns diese Reiter gesehen . . . unsere Flucht würde Verdacht bei ihnen erregen. Ueberdies, statt von Nantes her zu kommen, kommen sie auf einer entgegengesetzten Straße; sie können also nicht uns aufsuchen."

„Meister Bonaik," sagte einer von den Gesellen, „seht, drei von diesen Reitern treiben ihre Pferde zu einem rascheren Gange an und winken uns mit der Hand zu sich."

„Eine neue Gefahr bedroht uns vielleicht," sagte Septimine, während sie sich Rosen-Aër näherte, welche allein nicht aufgestanden war und gegen das, was um sie her vorging, gleichgültig zu sein schien. „Ach! wie wird es uns ergehen!"

„Oh! armes Kind!" erwiederte Rosen-Aër, „wenig liegt mir am Leben zu dieser Stunde! . . . und es hatte doch allein die Hoffnung, eines Tages meinen Sohn wiederzufinden, bis jetzt mein trauriges Dasein erhalten!"

„Aber er ist wiedergefunden, dieser so zärtlich beklagte Sohn!"

„Nein,“ entgegnete die Mutter mit einem düstern Schmerze, „nein, das ist nicht mein Sohn!“

Amael war besorgt den drei Reitern entgegengegangen, welche einer zahlreichen Gruppe voraneilten. Einer von ihnen hielt sein Pferd an und sagte zum Sohne von Rosen-Aer: „Bist Du aus diesem Lande?“

„Ja.“

„Führt diese Straße nach Nantes?“

„Ja.“

„Führt sie auch nach der Abtei Meriadek?“

„Ja,“ antwortete Amael, ebenso erstaunt über diese Begegnung, als über diese Fragen.

„Arnulf,“ sprach der Krieger zu einem von seinen Gefährten, nachdem er Amael befragt hatte, „sage dem Grafen Bertchram, wir seien auf dem rechten Wege; ich will mein Pferd an diesem Bache tränken.“

Der Reiter ging ab; während seine zwei Gefährten ihre Pferde ein paar Schlücke Wasser aus dem fließenden Bache trinken ließen, sagte Amael, der sein wachsendes Erstaunen, als er den Grafen Bertchram nennen hörte, nicht hatte verbergen können, zu den Reitern: „Ihr gehört zu den Leuten von Bertchram?“

„Ja.“

„Was macht er in dieser Gegend?“

„Er kommt als Bote von Karl, dem Heerführer der Franken. Aber sage mir, haben wir noch einen weiten Weg zu machen, um zur Abtei Meriadek zu gelangen?“

„Ihr werdet erst ziemlich spät in der Nacht dahin kommen.“

„Die Abtei soll reich sein?“

„Sie ist reich . . . doch warum diese Frage?“

„Warum?“ versetzte freudig der Krieger, „weil Bertchram und wir, seine Leute, von dieser Abtei, die uns der gute Karl bewilligt hat, Besitz ergreifen werden.“

„Karl hat sie Euch bewilligt?“

„Darüber wundert Ihr Euch?“

„Ich habe in der Gegend sagen hören, Karl habe dieses Kloster und seine Güter einem gewissen Berthoald geschenkt.“

„Du kennst den Grafen?“

„Ja.“

„Dann kennst Du einen der berühmtesten, der muthigsten Krieger unter den Franken; er ist der Günstling des guten Karl; damit ist Alles gesagt, denn er wählt seine Günstlinge nur unter den starken Schwertern.“

Während dieses Gespräches hatten die anderen Reiter diejenigen erreicht, welche ihnen als Vorhut dienten, und man sah in der Ferne mehrere Wagen oder Maulthiere, beladen mit Gepäcke und einige Pferde, durch Sklaven an der Hand geführt, herbeikommen. An der Spitze der Hauptgruppe marschirte Bertchram, ein Krieger mit grauem Barte und einer rohen, albernen Physiognomie. Amael machte ein paar Schritte gegen den Grafen; dieser hielt rasch sein Pferd an, ließ seine Zügel fallen, rieb sich die Augen, als könnte er nicht an das, was er sah, glauben, und rief mit einer erstaunten Miene, den Sohn von Rosen-Aër betrachtend: „Berthoald! der Graf Berthoald!“

„Ja, ich bin es . . . meinen Gruß Dir, Bertchram!“

„Bist Du es wirklich?“

„Ich bin es!“

Bertchram stieg von seinem Pferde, lief auf den jungen Mann zu, um ihn näher zu betrachten, und rief: „Er ist es! . . . er ist es sicherlich! Und was machst Du hier mit diesen Bettlern und diesen Bettlerinnen?“

„Sprich leiser!“ erwiederte Amael, indem er ihm ein geheimnißvolles Zeichen machte. „Ich vollziehe einen Auftrag von Karl!“

„So baarhäuptig? ohne Waffen, in beschmutzten und zerlumpten Kleidern?“

„Stille! das ist eine Verkleidung, die ich angenommen habe, um keinen Verdacht zu erregen.“

„Oh! ich weiß es, Du bist ein feiner Bursche! hatte

der gute Karl eine verwegene und zugleich kitzelige Angelegenheit, so wählte er immer Dich; wenn wir so muthig waren als Du, so warst Du doch schlauer als wir, und besonders als ich. Karl pflegte zu mir zu sagen: „„Alter Bertchram, Du wärest ein tüchtiger Mann, wenn Dein Gehirn Deiner Faust gleichkäme . . .““ Doch Du weißt ohne Zweifel nicht, daß ich mit einer Botschaft an Dich beauftragt bin?“

„Mit welcher Botschaft?“

„Ich komme mit meinen Leuten, um Deine Stelle in der Abtei Meriadek einzunehmen. Karl hat uns ein Geschenk damit gemacht.“

„Es liegt in seiner Macht, zu geben und wieder zu nehmen.“

„Betrachte dies nicht als eine Ungnade, Berthoald, . . . weit entfernt! ein Brief, den ich Dir bringe, wird Dir das Gegentheil beweisen: Karl erhebt Dich zum Range eines Herzogs und überträgt Dir den Oberbefehl über seine Vorhut in dem Kriege, den er gegen die Friesen zu beginnen im Begriffe ist, ein Krieg, den er erst im Frühjahr zu unternehmen gedachte. „„Bei meinem Worte,““ hat er gesagt, „„ich war ein Narr, als ich in eine Abtei einen meiner jüngsten und kühnsten Hauptleute in diesen Zeiten verbannte, wo man so oft unversehens Krieg führen muß; und dann, seitdem ich Berthoald nicht mehr an meiner Seite habe, fühle ich erst, wie sehr er mir fehlt; der Posten, den ich ihm gegeben, ohne zu wissen, ich werde so bald gegen die Friesen in den Kampf zu ziehen haben, ist überdies ein Veteranenposten; er geziemt Dir besser, als ihm, alter Bertchram; nimm also seine und seiner Leute Stelle ein; Du wirst ihm diesen Brief von mir übergeben, und zum Pfande beständiger Freundschaft führst Du ihm zwei von meinen besten, von den Arabern eroberten Pferden zu, damit er früher bei mir zurück ist; ferner bringst Du ihm in meinem Auftrage eine herrliche Rüstung von Bordeaux. Er liebt die schönen Waffen und die schönen Pferde und wird

zufrieden sein.““ Und Du sollst die Pferde wirklich sehen,“ fügte Bertchram bei, „sie sind da, an der Hand geführt von Sklaven; man kann sich nichts Bewunderungswürdigeres vorstellen: das eine ist schwarz wie der Flügel eines Raben, das andere weiß wie ein Schwan. Was die Rüstung betrifft, so hatte sie Karl für sich selbst kaufen lassen, damit ist Alles gesagt . . . Sie ist sorgfältig unter meinem Gepäcke eingeballt und ich kann sie Dir nicht zeigen; doch es ist ein Meisterstück des ausgezeichnetsten Waffenschmieds von Bordeaux, der sie mit goldenen und silbernen Verzierungen bereichert hat; der Helm allein ist ein Wunder; was die Pferde betrifft, urtheile selbst,“ sagte Bertchram. Und er rief einem von seinen Leuten zu: „Man bringe die zwei Pferde!“

„Ich bin gerührt von diesem neuen Beweise der Zuneigung von Karl,“ erwiederte Amael. „Ich werde seinen Befehlen Folge leisten, sobald ich meine Sendung vollzogen habe.“

„Es ist aber sein Wille, daß Du sogleich zu ihm kommst, wie Du dies in seinem Briefe lesen wirst, den ich ängstlich unter meinem Panzer verwahrt habe,“ fügte der Krieger, das Pergament suchend, bei.

„Karl wird es nicht bedauern, wenn er mich einen oder zwei Tage später ankommen sieht, kehre ich nach glücklich vollbrachter Sendung zurück; ich werde die Pferde und die Geschenke in der Abtei finden, wo ich Dich morgen aufsuche, und von dort gehe ich mit meinen Leuten ab. Aber sage, nach der Straße zu urtheilen, auf der Du hier erschienen bist, hast Du einen großen Umweg machen müssen?“

„Karl hatte mir den Befehl über eine starke Truppe übertragen, die er in Cantonirung an die Grenze des verfluchten Bretannien schickt.“

„Will er es denn angreifen?“

„Ich weiß es nicht; ich habe diese Truppen verschanzt in der Ringmauer von zwei ehemaligen römischen Lagern

gelassen, von denen das eine rechts, das andere links von der langen Straße liegt, welche dahin führt."

„Ist die Truppe zahlreich?"

„Ungefähr zwei tausend Mann, in die zwei Lager vertheilt."

„Karl kann mit so wenig Soldaten nichts gegen Bretannien versuchen."

„Er will, glaube ich, nur die Grenzen dieses Landes beobachten und, wenn der Krieg mit den Friesen beendigt ist, persönlich die verfluchte Armorica angreifen und unter seine Botmäßigkeit bringen; denn sage, Berthoald, ist es nicht eine Schande für uns Franken, daß diese Provinz unseren Waffen seit mehr als drei Jahrhunderten, daß der glorreiche Chlodwig Gallien erobert, widerstanden hat?"

„Ja, die Unabhängigkeit der Armorica ist eine Schande für die Waffen der Franken."

„Ah! hier ist der Brief von Karl," sagte Bertchram, der endlich unter seinem Panzer eine kleine Pergamentrolle hervorzog und Amael übergab; als er sodann die Pferde mit reichen Schabracken bedeckt, welche ihnen die Sklaven vollends abnahmen, herbeiführen sah, rief Bertchram: „Schau! gibt es in der Welt edlere, stolzere Thiere?"

„Nein," antwortete Amael, der sich nicht erwehren konnte, die zwei herrlichen arabischen Hengste zu bewundern, welche, nur mit Mühe von den Sklaven gehalten, bald sich heftig bäumten, bald mit ihrem leichten Hufe auf den Boden stampften; der eine, ebenholzschwarz, glänzte von bläulichen Reflexen, der andere, schneeweiß, glänzte von silbernen Reflexen, ihre Nüstern bebten, ihre Augen funkelten unter ihren langen Mähnen, und sie peitschten die Luft mit ihrem wie ein Federbusch flatternden Schweife.

„Nun," rief Bertchram, „was sagst Du, Berthoald?"

„Das sind edle Renner," antwortete Berthoald, einen Seufzer unterdrückend, dessen er sich schämte; und er hieß die Sklaven durch einen Wink die Hengste mit ihren Schabracken von gesticktem Purpur bedecken und murmelte:

„Fahret wohl, ihr schönen Schlachtrosse, fahret wohl, ihr reichen Rüstungen!" Dann sich an den fränkischen Krieger wendend: „Glückliche Reise wünsche ich Dir, Bertchram, ... auf Wiedersehen!"

„Doch da fällt mir ein, Berthoald, wenn Deine Leute sich weigerten, uns in der Abtei während Deiner Abwesenheit aufzunehmen?"

„Befürchte das nicht . . . . Thue überdies etwas Besseres, behalte diesen Brief von Karl, Du kannst so meine Leute von seinem Willen in Kenntniß setzen und wirst das Siegel in ihrer Gegenwart erbrechen."

„Du hast Recht; ich werde also Deine Stelle in der Abtei einnehmen; die Wohnung muß vorzüglich sein. Diese Pfaffen machen ihr Nest gut. Und dann, wenn Karl dieses Kloster Dir geschenkt hatte, Dir, seinem Günstling, so war das Stück trefflich. Auf baldiges Wiedersehen also, Berthoald!"

„Noch ein Wort . . . . Welche Anführer befehligen die an der Grenze Bretanniens cantonirenden Truppen?"

„Zwei von unsern Freunden, Hermann und Gondulf, sie haben mich gebeten, Dir ihre Grüße zu überbringen."

„Und nun auf Wiedersehen, Bertchram!"

„Auf Wiedersehen, Berthoald!"

Der Anführer der fränkischen Krieger setzte sich wieder in Marsch, gefolgt von seinem Trupp und seinem Gepäcke, und verschwand bald aus den Augen der Flüchtlinge. Amael trat an den Baum, unter dem seine Reisegefährten versammelt waren. Kaum hatte er ein paar Schritte gegen seine Mutter gemacht, als diese die Arme gegen ihn ausstreckte und ihm zurief: „Komm, mein Sohn! Ich habe Alles gehört: ich weiß, welche neue Gunstbezeigungen Karl Dir angeboten hat. In dieser Stunde wenigstens verzichtest Du freiwillig auf ein glänzendes Loos, das Dich abermals hätte blenden können."

„Mich blenden? Nein, meine Mutter, Ihr waret bei mir . . . . und dort sah ich die Grenzen Bretanniens."

„Ah!" rief die gallische Matrone, Amael mit einer unaussprechlichen Rührung an ihre Brust drückend, „dieser Tag läßt mich Alles vergessen, was ich gelitten habe."

„Meine Mutter, seit zehn Jahren ist dies mein einziger Tag reinen, ungemischten Glückes."

„Ihr seht, man durfte nicht an dem Herzen Eures Sohnes zweifeln," sprach Septimine zu Rosen=Aër mit einer ergreifenden Anmuth. „Ich, ich habe nie daran gezweifelt."

„Septimine!" sagte Amael, einen gerührten Blick auf seine Coliberte heftend, „dieses Herz, an dem Ihr nie gezweifelt, solltet Ihr für die Zukunft daran zweifeln?"

„Nein," erwiederte naiv das Mädchen, indem es den jungen Mann mit einer schüchternen, erstaunten Miene anschaute; „doch warum diese Frage?"

„Meine Mutter, diese muthige Coliberte hat Euch das Leben gerettet, nun ist sie flüchtig, vielleicht auf immer von den Ihrigen getrennt. Wenn sie mir ihre Hand schenken wollte, würdet Ihr sie als Eure Tochter nehmen?"

„Oh! mit Freuden! mit Dank!" erwiederte Rosen=Aër. „Aber würdest Du zu dieser Verbindung einwilligen, Septimine?"

Erröthend vor Erstaunen, Glück und sanfter Verwirrung, fiel die Coliberte der Mutter von Amael um den Hals, verbarg ihr Gesicht an ihrem Busen und flüsterte: „Ich habe ihn von dem Tage an geliebt, wo er sich so edelmüthig gegen mich im St. Saturnin=Kloster gezeigt."

„O Rosen=Aër," sagte der bis jetzt in eine stille Sammlung des Geistes versunkene Greis, „die Götter haben mein Alter gesegnet, da sie ihm einen solchen Tag vorbehielten." Dann, nach einigen Augenblicken einer stummen Gemüthsbewegung, welche die Gesellen theilten, sprach der Greis: „Meine Freunde, wir wollen uns wieder auf den Weg begeben; wir haben kräftig zu marschiren, um morgen Abend zu den Grenzen Bretanniens zu kommen."

„Meine Mutter," sagte Amael, „stützt Euch auf mich;

„Fahret wohl, ihr schönen Schlachtrosse, fahret wohl, ihr reichen Rüstungen!" Dann sich an den fränkischen Krieger wendend: „Glückliche Reise wünsche ich Dir, Bertchram, . . . auf Wiedersehen!"

„Doch da fällt mir ein, Berthoald, wenn Deine Leute sich weigerten, uns in der Abtei während Deiner Abwesenheit aufzunehmen?"

„Befürchte das nicht . . . Thue überdies etwas Besseres, behalte diesen Brief von Karl, Du kannst so meine Leute von seinem Willen in Kenntniß setzen und wirst das Siegel in ihrer Gegenwart erbrechen."

„Du hast Recht; ich werde also Deine Stelle in der Abtei einnehmen; die Wohnung muß vorzüglich sein. Diese Pfaffen machen ihr Nest gut. Und dann, wenn Karl dieses Kloster Dir geschenkt hatte, Dir, seinem Günstling, so war das Stück trefflich. Auf baldiges Wiedersehen also, Berthoald!"

„Noch ein Wort . . . Welche Anführer befehligen die an der Grenze Bretanniens cantonirenden Truppen?"

„Zwei von unsern Freunden, Hermann und Gondulf, sie haben mich gebeten, Dir ihre Grüße zu überbringen."

„Und nun auf Wiedersehen, Bertchram!"

„Auf Wiedersehen, Berthoald!"

Der Anführer der fränkischen Krieger setzte sich wieder in Marsch, gefolgt von seinem Trupp und seinem Gepäcke, und verschwand bald aus den Augen der Flüchtlinge. Amael trat an den Baum, unter dem seine Reisegefährten versammelt waren. Kaum hatte er ein paar Schritte gegen seine Mutter gemacht, als diese die Arme gegen ihn ausstreckte und ihm zurief: „Komm, mein Sohn! Ich habe Alles gehört: ich weiß, welche neue Gunstbezeigungen Karl Dir angeboten hat. In dieser Stunde wenigstens verzichtest Du freiwillig auf ein glänzendes Loos, das Dich abermals hätte blenden können."

„Mich blenden? Nein, meine Mutter, Ihr waret bei mir . . . und dort sah ich die Grenzen Bretanniens."

„Ah!“ rief die gallische Matrone, Amael mit einer unaussprechlichen Rührung an ihre Brust drückend, „dieser Tag läßt mich Alles vergessen, was ich gelitten habe.“

„Meine Mutter, seit zehn Jahren ist dies mein einziger Tag reinen, ungemischten Glückes.“

„Ihr seht, man durfte nicht an dem Herzen Eures Sohnes zweifeln,“ sprach Septimine zu Rosen-Aër mit einer ergreifenden Anmuth. „Ich, ich habe nie daran gezweifelt.“

„Septimine!“ sagte Amael, einen gerührten Blick auf seine Coliberte heftend, „dieses Herz, an dem Ihr nie gezweifelt, solltet Ihr für die Zukunft daran zweifeln?“

„Nein,“ erwiederte naiv das Mädchen, indem es den jungen Mann mit einer schüchternen, erstaunten Miene anschaute; „doch warum diese Frage?“

„Meine Mutter, diese muthige Coliberte hat Euch das Leben gerettet, nun ist sie flüchtig, vielleicht auf immer von den Ihrigen getrennt. Wenn sie mir ihre Hand schenken wollte, würdet Ihr sie als Eure Tochter nehmen?“

„Oh! mit Freuden! mit Dank!“ erwiederte Rosen-Aër. „Aber würdest Du zu dieser Verbindung einwilligen, Septimine?“

Erröthend vor Erstaunen, Glück und sanfter Verwirrung, fiel die Coliberte der Mutter von Amael um den Hals, verbarg ihr Gesicht an ihrem Busen und flüsterte: „Ich habe ihn von dem Tage an geliebt, wo er sich so edelmüthig gegen mich im St. Saturnin-Kloster gezeigt.“

„O Rosen-Aër,“ sagte der bis jetzt in eine stille Sammlung des Geistes versunkene Greis, „die Götter haben mein Alter gesegnet, da sie ihm einen solchen Tag vorbehielten.“ Dann, nach einigen Augenblicken einer stummen Gemüthsbewegung, welche die Gesellen theilten, sprach der Greis: „Meine Freunde, wir wollen uns wieder auf den Weg begeben; wir haben kräftig zu marschiren, um morgen Abend zu den Grenzen Bretanniens zu kommen.“

„Meine Mutter,“ sagte Amael, „stützt Euch auf mich;

diesmal werdet Ihr den Beistand meines Armes nicht ausschlagen?"

„Nein! oh! nein, mein Kind," antwortete zärtlich die Gallierin, während sie voll Glück den Arm ihres Sohnes nahm.

„Und Ihr, guter Vater," sagte Septimine zum Goldschmied, „stützt Euch auf mich."

Die Flüchtlinge begaben sich wieder auf den Weg.

Nachdem sie ohne Unfall bis zum Ende des Tages, die Nacht und den darauf folgenden Tag marschirt waren, gelangten sie zu den ersten Absätzen des wilden und hohen Gebirges, das der Armorica als Grenze und Schutzwehr dient. Der Anblick des heimathlichen Bodens erweckte wie durch einen Zauber bei Bonaik die Erinnerungen an seine erste Jugend; da er einst mit seinem Vater über die Grenze gezogen war, um zu der bretannischen Weinlese zu gehen, so entsann er sich, daß vier colossale druidische Steine sich unfern von einem durch die Felsen führenden Fußpfade erhoben, der so eng eingeschlossen war, daß immer nur eine einzige Person durchkommen konnte. Die Flüchtlinge drangen einer nach dem andern in diesen Durchgang ein und fingen an seinen jähen Abhang zu erklettern. Amael marschirte voran. Dieser kaum gangbare Weg schlängelte sich durch ungeheure, düster graue Felsblöcke, deren Gipfel stellenweise lebhaft durch die glänzende Helle des Mondes beleuchtet war, den man zuweilen aus der Tiefe der dunkeln Schlucht erblickte. Rosen-Aër, Amael und der alte Goldschmied, als sie den Boden der Armorica betraten, empfanden eine tiefe, religiöse Gemüthsbewegung. Bald kamen sie zu einer Art von kleinen, von Abstürzen umgebenen Plattform, welche ungeheure Felsen überhingen. Plötzlich hörten die Flüchtlinge in einer großen Höhe über ihrem Haupte eine junge, wohlklingende Stimme, welche, vibrirend in der tiefen Stille der Nacht, schwermüthig die Worte sang: „Sie war schön, sie war jung, sie

war heilig! — Sie hieß Hena . . . Hena, die Jungfrau von der Insel Sen!"

Rosen-Aër, Bonaik und Amael, diese drei Abkömmlinge von Joel, blieben einen Augenblick erstaunt; dann knieten sie, einer unwiderstehlichen Bewegung nachgebend, frommer Weise nieder . . . die Thränen entströmten ihren Augen. Eine Rührung theilend, von der sie sich keine Rechenschaft gaben, knieten Septimine und die Gesellen auch nieder und Alle horchten, während die sonore Stimme, welche vom Himmel herabzusteigen schien, das acht Jahrhunderte alte Bardenlied beendigte.

„O Jesus!" sprach endlich Rosen-Aër, ihr edles, in Thränen gebadetes Antlitz zum gestirnten Firmamente erhebend, wo der heilige Stern Galliens glänzte. „O Jesus! ich sehe eine göttliche Weissagung in diesem dem Gedächtnisse der Abkömmlinge von Joel so theuren Gesang... Gesegnet sei dieser Gesang, er begrüßt uns und empfängt uns in der feierlichen Stunde, in der wir endlich diese freie Erde berühren und zur alten Wiege unserer Familie zurückkehren!"

Amael, seine Mutter, Septimine und die Gesellen kamen, geführt vom alten Goldschmied, zu den heiligen Steinen von Karnak und wurden liebevoll empfangen vom Sohne des Bruders von Bonaik. Amael wurde Ackersmann, die Gesellen ahmten ihm nach und ließen sich unter dem Stamme nieder. Beim Tode von Bonaik fügte man den äbtlichen Stab den Reliquien der Familie von Joel bei, ebenso auch diese von Amael kurze Zeit nach seiner Rückkehr nach Bretannien geschriebene Legende.

Ende des äbtlichen Stabes.

Die
karolingischen Geldstücke
oder
die Töchter von Karl dem Großen.
727 — 814.

Die Töchter von Karl dem Großen begleiteten diesen immer auf den Reisen in's Innere von Gallien. Sie waren sehr schön, er liebte sie leidenschaftlich; nie wollte er sie verheirathen, und er behielt sie bis zu seinem Tode bei sich. Obgleich glücklich in allen Dingen, erfuhr er doch in seinen Töchtern die Bosheit des Unglücks; doch er verbarg diesen Kummer und benahm sich gegen sie, als hätten sie nie zu einem beleidigenden Verdacht Anlaß gegeben und als wäre kein Gerücht verbreitet gewesen.

Chronik von Eginhard.
(Collect. de l'Hist. Franc.)

. . . Das Herz von Ludwig dem Frommen (Sohn von Karl dem Großen), war längst entrüstet über die Aufführung seiner Schestern im väterlichen Hause — der einzige Flecken, der es beschmutzte; da er diesen Unordnungen steuern wollte, so schickte er Walla, Warnair, Lambert und Ingobert mit dem Befehle voraus, sobald sie in Aachen ankämen, vorsichtig darüber zu wachen, daß nicht abermals Aergerliches begangen werde, und in engen Gewahrsam diejenigen zu bringen, welche die kaiserliche Majestät durch einen strafbaren Umgang (mit den Töchtern des Kaisers) beleidigt hätten. Einig'e, die dieser Verbrechen schuldig waren, zogen Ludwig dem Frommen entgegen, um seine Begnadigung zu erlangen, und erhielten sie auch; Auboin leistete allein Widerstand, erschlug Warnair, verwundete Lambert am Schenkel und wurde selbst durch einen Degenstich getödtet. Ludwig der Fromme beschloß sodann, aus dem Palaste diese Menge von Weibern zu jagen, die ihn zur Zeit seines Vaters füllten.

Der Astronom, Leben v. Lud. d. Frommen.
(Collect. de l'Hist. de Franc.)

Inhalt.

Gallien im achten Jahrhundert. — Karl der Große, **Carolus magnus**. — Amael und Vortigern. — Die Geißeln. — Der Palast in Aachen. — Ein Tag bei Karl dem Großen. — Die blonde Thetralde und die braune Hildrude. — Der Rosmarinstrauß. — Die Schule. — Die armen Kinder und die reichen Kinder. — Das Chorpult. — Der Bischof und die ausgestopfte Ratte. — Die Jagd. — Die Hütte des Holzhauers. — Die karolingischen Geldstücke. — Die Sklavin und ihre Tochter. — Karl der Große und sein Reich. — Das Lusthaus im Walde. — Sitten des karolingischen Hofes. — Die fünfzehnjährigen Verliebten. — Vortigern und Thetralde. —

Vier und siebenzig Jahre waren vergangen, seitdem Amael seine Mutter Rosen-Aër im Kloster Meriadek wiedergefunden hatte. Die ehrgeizige Hoffnung von Karl hatte sich verwirklicht. Dieser Abkömmling so vieler Majores-Domus war der Stammvater von Königen geworden, eilf Jahre nach seinem Tode, der im Jahre 741 erfolgte, wurde Pipin der Kurze, sein ältester Sohn, von seinen Banden und seinen Leudes 752 zum Könige der Franken ausgerufen, durch den Bischof von Soissons in der Basilica dieser Stadt gesalbt.

Und der letzte Sprößling des frommen Chlodwig, dieser kleine Childerich, mit dem Septimine die Coliberte so edles Mitleid gehabt hatte? Der kleine Childerich, dessen Kerkermeister zu werden Amael, der damals den fränkischen Namen Berthoald führte, sich geweigert hatte, was war aus diesem Königlein, dem letzten Sprößlinge von Chlodwig, dem Eroberer Galliens, geworden? Bei Ritta Gaur! diesem Heiligen des alten Gallien, der auch die Könige schor, aber zum Nutzen der Völker, dem letzten Srößling von Chlodwig waren die Haare geschnitten und der Bart geschoren worden, dann hatte man ihn in das Kloster

Fontenelle in Neustrien eingesperrt, wo er, dieser letzte Sohn der merovingischen Faullenzer-Könige, starb. Und die katholische Kirche, bereichert von Chlodwig und seinem Geschlechte, durch das, was man Gallien geraubt? die katholische Kirche hat die Usurpation des Sohnes von Karl Martel geheiligt? Gewiß, heiligen die Priester von Rom nicht immer, was ihnen Macht und Geld gibt? So daß auf Befehl des Papstes Zacharias der Bischof Bonifacius Pipin den Kurzen geweiht hat, wie der heilige Remigius durch die Taufe den frommen Chlodwig weihte; nun, da die letzten Sprößlinge dieses huldreichen Königs, vereinzelt, verachtet, beschimpft, enterbt, der Kirche keinen Heller mehr zu bieten vermochten, ließ sie die Kirche religiöser Weise im Stiche, um sich dem Sohne des rauhen Karl, der sie erniedrigt, vor ihr ausgespieen, sie verhöhnt, beraubt hatte, zuzuwenden, weil damals der allmächtige Pipin der Kurze den Priestern versprach, ihnen die Güter zurückzugeben, aus deren Besitz sie sein Vater, der Heide Karl, vertrieben hatte. Der Papst Stephan gab sich auch die Mühe, nach Gallien zu kommen, um Pipin als König der Franken mit dem heiligen Oele zu salben, wogegen Pipin sich anheischig machte, mit seinen Waffen die Kirche in Italien zu unterstützen; ja, denn die Italiener, die Lombarden, die Beneventer und andere Völker, welche das päpstliche Joch um so gräßlicher fanden, weil es unmittelbar auf ihnen lastete, hatten dieses Joch gebrochen und sodann den Papst fortgejagt. Pipin versprach diesem hohen Priester viel Geld für die Kirche und die Bestrafung der gegen die göttliche Macht der Stellvertreter von Jesus Christus, wie sie sich zu betiteln wagen, rebellischen Italiener! Als guter Gevatter versprach der Papst Stephan seinerseits dem Gründer der neuen Dynastie der karolingischen Könige, die Kirche werde fortfahren, frommer Weise das arme Volk Galliens dumm zu machen, zum Nutzen des Altars und des Thrones, indem sie diesem Volke unter für sein ewiges Heil verdienstlichen Farben die Niederträchtigkeit,

die Armuth und die Sklaverei zeigen wolle, worin es, durch den unerschütterlichen göttlichen Willen, unter den Abkömmlingen von Karl Martel leben müsse. Während der Regierung von Pipin dem Kurzen wurde Gallien, wie unter den Königen vom Geschlechte von Chlodwig, durch Bürgerkriege verwüstet, mit Blut besudelt: Gripho, der Bruder vom Usurpator=König, bewaffnete sich gegen ihn und seinen andern Bruder Karlmann; die römischen Herren, die sich in Aquitanien und Gasconien festgesetzt hatten, nahmen Theil an diesem brudermörderischen Streite, während die Friesen und die Sachsen Gallien wieder zu bedrohen anfingen. Einen Augenblick zurückgehalten, erneuerten die Araber ihre Einfälle; durch diese endlosen Kriege decimirt, genügten die Einwohnerschaften kaum, um einen Theil des Bodens für ihre Herren, Grafen, Herzoge, Bischöfe oder Aebte, zu bauen. Furchtbare Hungersnoth trat von Zeit zu Zeit ein; die Sklaven auf dem Lande sahen sich häufig darauf angewiesen, eine Mischung von Gras und Erde zu essen; zu Grunde gerichtet, ohne Handel, immer dem Anstoße der bürgerlichen Zwistigkeiten ausgesetzt, welche seit mehr als dreihundert Jahren Gallien verheerten, waren die Bewohner der Städte nicht minder in Noth und Elend, als die vom Lande; Alles litt, Alles seufzte; aber in dem Lande umher zerstreut, dessen Erzeugnisse sie beinahe allein verzehrten, genossen einige tausend adelige Herren, Bischöfe und Aebte, schmausten, jagten, schlugen sich unter einander und pflegten heiter der Liebe, indeß das alte Gallien, abgezehrt, erschöpft, verdumpft, blutend unter seinem Joche, dieses fluchwürdige Geschlecht von Müßiggängern, geschmückt mit der Krone, der Bischofsmütze oder dem Helme, ernährte, wie der abgemagertste Körper noch den Wurm fett macht, der ihn zernagt!

Am Anfang des Monats November im Jahre 811 wandte sich ein ziemlich zahlreicher Reiterzug nach der Stadt Aachen, der damaligen Hauptstadt des Reiches von Karl dem Großen, eines so rasch durch die ununterbroche=

nen Eroberungen in Germanien, Sachsen, Bayern, Böhmen, Ungarn, Italien, Spanien angewachsenen Reiches, daß Gallien, wie zu den Zeiten der Kaiser von Rom, nur noch eine Provinz seiner ungeheuren Staaten war. Acht bis zehn Soldaten ritten dem Zuge voran, der sich nach Aachen wandte; in einiger Entfernung von dieser Escorte kamen vier Männer zu Pferde; zwei von ihnen trugen glänzende Rüstungen nach germanischer Art. Der Eine hatte zum Reisegefährten einen großen Greis von martialischem, offenem Gesichte; sein langer, wie sein Haupthaar, schneeweißer Bart fiel, halb verborgen durch eine Pelzmütze, auf seine Brust herab. Er trug eine gallische Saie von grauem Wollenstoff, an den Hüften umgeben von einer Koppel, an welcher ein langes Schwert mit eisernem Griffe; hing seine weiten Braien von grober, weißer Leinwand ließen, bis unter das Knie fallend, eng geschnürte Beinkleider von falbem Leder erschauen, die sich an kurze Stiefel mit Sporen an den Absätzen anschlossen. Dieser Greis war Amael; er erreichte damals sein hundertstes Jahr; trotz seines Alters und seiner ein wenig gebückten Gestalt, schien er noch voll Kraft zu sein; er lenkte mit Geschicklichkeit seinen hitzigen Rappen, der so ungestüm in seinen Bewegungen, als ob er nicht schon viel Weg durchlaufen hätte. Von Zeit zu Zeit drehte sich Amael auf dem Sattel um, um einen Blick väterlicher Besorgniß auf seinen Enkel V o r t i g e r n, einen kaum achtzehnjährigen Jüngling, zu werfen, den der andere fränkische Krieger begleitete. Von einer bei einem Manne seltenen Schönheit, umrahmte sich das Gesicht von Vortigern mit langen, kastanienbraunen, natürlich gelockten Haaren, welche unter seinem scharlachrothen Käppchen hervorwallend bis unter seinen frauenartig anmuthigen Hals fielen; seine großen blauen Augen, befranst mit Wimpern so schwarz wie seine kühn gebogenen Brauen, hatten einen zugleich treuherzigen und stolzen Blick; seine rothen, von einem entstehenden Flaume beschatteten Lippen zeigten, wenn er lächelte, Zähne

voll Schmelz; eine leicht adlerartig gebogene Nase, eine frische, reine, obwohl ein wenig durch die Sonne gebräunte Gesichtshaut vollendeten das harmonische Ganze des reizenden Gesichtes dieses Jünglings; wie der seines Großvaters geschnitten, war sein Anzug nur durch die Farbe und eine Art von Zierlichkeit verschieden, die er der Hand einer auf die Schönheit ihres Sohnes zärtlich stolzen Mutter zu verdanken hatte; so war die blaue Saie des Jünglings um den Hals, an den Schultern und am Ende der Aermel mit hübschen Stickereien von weißer Wolle verziert; eine büffellederne Koppel, woran ein Schwert mit polirtem stählernen Griffe hing, umschloß seine zarte, geschmeidige Leibesgestalt. Seine leinenen Braien verbargen halb seine eng geschnürten hirschledernen Unterbeinkleider und gingen bis zu seinen Stiefeln von gelohetem Leder, welche mit großen kupfernen Sporen so glänzend wie Gold bewaffnet waren. Vortigern, obgleich er den rechten Arm in einer Binde von schwarzem Stoffe trug, führte mit der linken Hand sein Roß mit eben so viel Leichtigkeit, als Geschicklichkeit; er hatte zum Reisegefährten einen jungen Krieger mit angenehmen, kühnen, spöttischen Zügen und lebhaftem, heiterem Blick; die Beweglichkeit seines Gesichtes erinnerte in keiner Beziehung an die gemanische Schwerfälligkeit. Er hieß Octavius. Römer seiner Geburt, seinem Aeußern und seinem Charakter nach, wußte er durch seine unversiegbare frohe Laune seinen jungen Gefährten oft aufzuheitern; aber dieser versank bald wieder in eine Art von stiller, düsterer Träumerei. So seit einiger Zeit in Gedanken versunken, ritt er im Schritte, als Octavius heiter im Tone freundlichen Vorwurfs zu ihm sagte:

„Bei Bacchus! . . . Du bist abermals sorgenvoll und stumm . . .“

„Ich denke an meine Mutter,“ erwiederte der Jüngling einen Seufzer unterdrückend, „ich denke an meine Mutter, an meine Schwester, an meine Heimath.“

„Verjage im Gegentheil diese trüben Gedanken!“

„Octavius . . . die Heiterkeit steht den Gefangenen schlecht an.“

„Du bist nicht Gefangener, sondern Geißel, Du hast kein anderes Band als Dein Wort, während man den Gefangenen mit gefesselten Händen auf den Sklavenmarkt führt; Dein Großvater und Du, Ihr reitet auch mit uns in Gesellschaft, und wir führen Euch in den Palast von Kaiser Karl dem Großen, dem mächtigsten Monarchen der Welt. Man entwaffnet endlich die Gefangenen, und Dein Großvater wie Du, Ihr habt Eure Schwerter behalten.“

„Wozu nützen uns nun unsere Schwerter?“ erwiederte Vortigern mit einer schmerzlichen Bitterkeit, „Bretannien ist besiegt.“

„Das ist der Wechsel des Kriegsglücks. Du hast muthig Deine Soldatenpflicht gethan und wie ein Teufel an der Seite Deines Großvaters gestritten. Er ist verwundet worden; Du hast nur einen Lanzenstich bekommen, und, beim tapferen Gotte Mars! Ihr schluget Beide so gewaltig ins Gemenge, daß Ihr hättet in Stücken zerhackt werden sollen.“

„Wir hätten wenigstens die Schande der Armorica nicht überlebt.“

„Es ist keine Schande, besiegt zu werden, wenn man sich tapfer vertheidigt hat, und besonders wenn man die alten Banden des großen Karl bekämpft, decimirt hat.“

„Nicht Einer der Soldaten Deines Kaisers hätte entkommen müssen.“

„Nicht Einer?“ versetzte munter der junge Römer. „Wie! nicht einmal ich, der ich Dein guter Reisegefährte zu sein und Dich aufzuheitern suche?“

„Octavius, ich hasse Dich nicht persönlich, ich hasse die Deines Geschlechtes. Sie haben ohne Grund den Krieg und die Verwüstung in meine Heimath gebracht.“

„Vor Allem, mein junger Freund, bin ich nicht von fränkischem Geschlechte, sondern von römischem . . . Ich überlasse Dir diese plumpen Germanen, welche so wild

sind, als die Bären ihrer Wälder; doch, unter uns gesagt, bei diesem Kriege mit Bretannien fehlte es nicht an Gründen: habt Ihr nicht, Ihr Teufel, die Ihr seid, im vorigen Jahre die fränkische Garnison, welche in Vannes lag, angegriffen und vertilgt?"

„Und mit welchem Rechte hat Karl im vorigen Jahre unsere Grenzen von seinen Truppen überfallen lassen?"

Das Gespräch von Vortigern und Octavius wurde unterbrochen durch die Stimme von Amael, der sich auf seinem Sattel umwandte und seinem Enkel rief. Um sich zu seinem Großvater zu begeben und auch einer Bewegung des Zornes, hervorgerufen durch seinen Streit mit dem jungen Römer, folgend, griff Vortigern ungestüm mit den Sporen die Flanken seines Pferdes an; erstaunt, sprang das Thier so heftig, daß es in zwei bis drei Sätzen an Amael vorbei war; nun aber hielt der junge Bretannier sein Roß so kräftig an, daß es sich auf seinen Häcksen bog, und er ritt sofort in einer Linie mit seinem Großvater und dem andern fränkischen Krieger. Dieser sagte zu dem Greise: „Ich wundere mich nicht über die Vortrefflichkeit der bretannischen Reiterei, wenn ich einen jungen Menschen vom Alter Deines Enkels, trotz der Wunde, die ihn belästigt, sein Pferd so regieren sehe; Du selbst bist für einen Hundertjährigen eben so fest im Sattel, als dieser Jüngling."

„Er war kaum fünf Jahre alt, als sein Vater und ich schon dieses Kind auf die auf unseren Weiden aufgezogenen Füllen setzten," erwiederte der hundertjährige Greis. Und seine Stirne verdüsterte sich leicht, ohne Zweifel in der Erinnerung an diese friedlichen Zeiten; er schwieg einen Augenblick und sprach dann zu Vortigern: „Ich habe Dich gerufen, um zu erfahren, ob Du nicht heftiger an Deiner Wunde leidest?"

„Großvater, ich leide beinahe nicht mehr, und wenn Ihr wolltet, würde ich meinen Arm von dieser beengenden Binde frei machen."

„Nein, Deine Wunde könnte sich wieder öffnen, keine

„Octavius . . . die Heiterkeit steht den Gefangenen schlecht an.“

„Du bist nicht Gefangener, sondern Geißel, Du hast kein anderes Band als Dein Wort, während man den Gefangenen mit gefesselten Händen auf den Sklavenmarkt führt; Dein Großvater und Du, Ihr reitet auch mit uns in Gesellschaft, und wir führen Euch in den Palast von Kaiser Karl dem Großen, dem mächtigsten Monarchen der Welt. Man entwaffnet endlich die Gefangenen, und Dein Großvater wie Du, Ihr habt Eure Schwerter behalten.“

„Wozu nützen uns nun unsere Schwerter?“ erwiederte Vortigern mit einer schmerzlichen Bitterkeit, „Bretannien ist besiegt.“

„Das ist der Wechsel des Kriegsglücks. Du hast muthig Deine Soldatenpflicht gethan und wie ein Teufel an der Seite Deines Großvaters gestritten. Er ist verwundet worden; Du hast nur einen Lanzenstich bekommen, und, beim tapferen Gotte Mars! Ihr schluget Beide so gewaltig ins Gemenge, daß Ihr hättet in Stücken zerhackt werden sollen.“

„Wir hätten wenigstens die Schande der Armorica nicht überlebt.“

„Es ist keine Schande, besiegt zu werden, wenn man sich tapfer vertheidigt hat, und besonders wenn man die alten Banden des großen Karl bekämpft, decimirt hat.“

„Nicht Einer der Soldaten Deines Kaisers hätte entkommen müssen.“

„Nicht Einer?“ versetzte munter der junge Römer. „Wie! nicht einmal ich, der ich Dein guter Reisegefährte zu sein und Dich aufzuheitern suche?“

„Octavius, ich hasse Dich nicht persönlich, ich hasse die Deines Geschlechtes. Sie haben ohne Grund den Krieg und die Verwüstung in meine Heimath gebracht.“

„Vor Allem, mein junger Freund, bin ich nicht von fränkischem Geschlechte, sondern von römischem . . . Ich überlasse Dir diese plumpen Germanen, welche so wild

sind, als die Bären ihrer Wälder; doch, unter uns gesagt, bei diesem Kriege mit Bretannien fehlte es nicht an Gründen: habt Ihr nicht, Ihr Teufel, die Ihr seid, im vorigen Jahre die fränkische Garnison, welche in Vannes lag, angegriffen und vertilgt?"

„Und mit welchem Rechte hat Karl im vorigen Jahre unsere Grenzen von seinen Truppen überfallen lassen?"

Das Gespräch von Vortigern und Octavius wurde unterbrochen durch die Stimme von Amael, der sich auf seinem Sattel umwandte und seinem Enkel rief. Um sich zu seinem Großvater zu begeben und auch einer Bewegung des Zornes, hervorgerufen durch seinen Streit mit dem jungen Römer, folgend, griff Vortigern ungestüm mit den Sporen die Flanken seines Pferdes an; erstaunt, sprang das Thier so heftig, daß es in zwei bis drei Sätzen an Amael vorbei war; nun aber hielt der junge Bretannier sein Roß so kräftig an, daß es sich auf seinen Häcksen bog, und er ritt sofort in einer Linie mit seinem Großvater und dem andern fränkischen Krieger. Dieser sagte zu dem Greise: „Ich wundere mich nicht über die Vortrefflichkeit der bretannischen Reiterei, wenn ich einen jungen Menschen vom Alter Deines Enkels, trotz der Wunde, die ihn belästigt, sein Pferd so regieren sehe; Du selbst bist für einen Hundertjährigen eben so fest im Sattel, als dieser Jüngling."

„Er war kaum fünf Jahre alt, als sein Vater und ich schon dieses Kind auf die auf unseren Weiden aufgezogenen Füllen setzten," erwiederte der hundertjährige Greis. Und seine Stirne verdüsterte sich leicht, ohne Zweifel in der Erinnerung an diese friedlichen Zeiten; er schwieg einen Augenblick und sprach dann zu Vortigern: „Ich habe Dich gerufen, um zu erfahren, ob Du nicht heftiger an Deiner Wunde leidest?"

„Großvater, ich leide beinahe nicht mehr, und wenn Ihr wolltet, würde ich meinen Arm von dieser beengenden Binde frei machen."

„Nein, Deine Wunde könnte sich wieder öffnen, keine

Unvorsichtigkeit! denke an Deine Mutter, an Deine Schwester und ihren Gatten, der Dich wie einen Bruder liebt."

„Ach! diese Mutter, diese Schwester, diesen Bruder, die ich alle so sehr liebe, werde ich sie eines Tages wiedersehen?"

„Geduld!" erwiederte Amael mit leiser Stimme, um nicht von dem fränkischen Krieger, der an seiner Seite ritt, gehört zu werden, „Du wirst vielleicht Bretannien eher wiedersehen, als Du glaubst! Geduld!"

„Sollte es wahr sein!" rief stürmisch der Jüngling. „Oh! Großvater, welch ein Glück!"

Aber der Greis winkte Vortigern, sich zu mäßigen, und er fügte laut bei: „Ich befürchte immer, die Anstrengung des Marsches entzündet Deine Wunde wieder. Zum Glück müssen wir dem Ziele unserer Reise nahe sein, nicht wahr, Hildebrand?" fragte er, sich an den Krieger wendend.

„Vor Sonnenuntergang werden wir in Aachen sein," antwortete der Franke. „Ohne diesen Hügel, den wir ersteigen, würdest Du in der Ferne die Stadt sehen."

„Kehre zu Deinem Gefährten zurück, mein Kind," sprach Amael; „lege Deinen Arm wieder in seine Binde und führe Dein Pferd vernünftig; zu ungestüme Bewegungen könnten Deine kaum vernarbte Wunde wieder öffnen."

Der Jüngling gehorchte und ritt im Schritt wieder zu Octavius. Bei der Beweglichkeit der Eindrücke der Jugend fühlte sich Vortigern beruhigt, wiedergestärkt durch die Worte seines Großvaters, der ihn ein baldiges Wiedersehen seiner Familie und seiner Heimath hoffen ließ; die Süßigkeit dieses Gedankens strahlte so sichtbar in seinen treuherzigen Zügen wieder, daß Octavius heiter zu ihm sagte: „Welch ein Zauberer ist Dein Großvater! Du bist sorgenvoll und erzürnt weggeritten und hast vor Zorn Deinem Pferde die Sporen in den Bauch gestoßen . . .

nun kommst Du ruhig wie ein Bischof auf seinem Maulthier zurück."

„Du hast es gesagt, Octavius, der Zauber meines Großvaters hat meine Traurigkeit vertrieben."

„Desto besser! ich werde ohne Furcht, Deinen Kummer zu verletzen, meiner bei jedem Schritte wachsenden Freude freien Lauf lassen können."

„Warum nimmt Deine Freude immer mehr zu?"

„Warum nimmt das erbärmlichste Pferd einen immer lebhafteren, rascheren Gang an, je näher es zu dem Hause kommt, wo es sein Futter zu finden weiß?"

„Octavius, ich wußte nicht, daß Du so eßgierig bist."

„Dann ist mein Gesicht sehr trügerisch, denn eßgierig bin ich . . . furchtbar eßgierig nach den kostbaren Leckerbissen, die man nur bei Hofe findet, und die mein Futter sind."

„Wie!" versetzte treuherzig Vortigern, „dieser große Kaiser, dessen Name, wie man sagt, die Welt erfüllt, ist von einem Hofe umgeben, wo man nur an Leckerbissen denkt?"

„Gewiß," erwiederte ernst Octavius, der nur mit Mühe seine durch die Naivetät des jungen Bretanniers erregte Lachlust zu überwinden vermochte, „gewiß, und mehr als irgend einer von seinen Grafen, von seinen Herzogen, von seinen Gelehrten oder seinen Bischöfen zeigt sich Kaiser Karl eßgierig nach den Leckereien, von denen ich rede . . . er hat davon ein Zimmer voll neben dem seinigen . . . weil er des Nachts . . ."

„Aufsteht, um davon zu essen vielleicht?" rief geringschätzend der Jüngling, während Octavius in ein schallendes Gelächter ausbrach. „Ich finde nichts schmählicher, als eine solche Schwelgerei bei einem Manne, der Menschen regiert!"

„Was willst Du, Vortigern? Man muß großen Fürsten einige Verkehrtheiten verzeihen; und dann, siehst

Du, das ist ein Familienfehler . . . denn die Töchter des Kaisers . . ."

„Seine Töchter ergeben sich auch dieser häßlichen Schwelgerei?"

„Ach! nicht minder eßgierig als ihr Vater, sind sie ihrer sechs bis sieben äußerst anlockende und äußerst näschige Leckermäuler."

„Ah! pfui!" rief Vortigern, „pfui! sie haben vielleicht auch bei ihrer Schlafstube Kammern mit Leckereien."

„Beschwichtige Deine gerechte Entrüstung, mein aufbrausender Freund; junge Mädchen können sich eine solche Bequemlichkeit nicht erlauben; das ist gut für den Kaiser Karl, der sich nicht mehr so rasch bewegt; denn er macht sich alt, er hinkt mit dem linken Fuß, und sein Bauch ist ungeheuer."

„Ich glaube es wohl: ein solcher Vielfraß!"

„Du begreifst also, daß dieser mächtige Kaiser, da er so wenig flink ist, nicht zu Näschereien umherflattern kann, wie seine Töchter, den Vögelchen im Obstgarten ähnlich, welche verliebt hier an einer saftigen Kirsche, dort an einem purpurnen Apfel und anderswo an einer goldenen Traube picken! Nein, nein, mit seinem majestätischen Bauche und seinem hinkenden Fuß wäre der erhabene Karl unfähig, so herumzumarodiren. Die Sorge für sein Reich würde zu viel dadurch verlieren. Der Kaiser hat also unter seiner Hand, in seinem Bereiche eine Kammer mit Leckereien, wo . . ."

„Octavius!" unterbrach Vortigern mit einer stolzen Miene lebhaft den jungen Römer, „Du sollst nicht Deinen Spaß mit mir treiben; ich habe Anfangs Deine Worte im Ernste genommen . . . Deine kaum bewältigte Lachlust beweist mir, daß Du im Spotte sprichst."

„Ei! mein kühner Junge, ärgere Dich nicht; ich höhne nicht; aber die Unschuld Deines Alters achtend, gebrauche ich ein Bild, um Dir die Wahrheit zu sagen. Mit einem Worte: diese Leckerei, nach der ich gierig bin, wie Karl,

seine Töchter und, bei Venus! mehr oder minder alle Welt am Hofe, das ist . . . die Liebe!"

„Die Liebe!" versetzte Vortigern erröthend und zum ersten Mal vor Octavius seine Augen niederschlagend. Dann fügte er in seiner wachsenden Unruhe bei: „Aber um Liebe zu fühlen, sind die Töchter von Karl also verheirathet?"

„O Unschuld des goldenen Alters! o armoricanische Naivetät! o gallische Keuschheit!" rief Octavius; als er aber den jungen Bretannier bei diesem Scherze über sein Heimathland die Stirne falten sah, fügte der Römer bei: „Fern sei von mir der Gedanke, über Dein tapferes Land zu spotten. Ich sage Dir also ohne weitere Umschweife, Dir, der Du mir Adonis vorstellst, ehe ihm Venus den Sinn des süßen Wortes Liebe übersetzt hatte, ich sage Dir, daß die Töchter des großen Karl nicht verheirathet sind; er wollte ihnen nie Gatten geben."

„Aus Stolz?"

„Oh! man sagt in dieser Hinsicht allerlei Dinge . . . Kurz, er will sich nicht von ihnen trennen: er betet sie an, und wenn er nicht in den Krieg zieht, hat er sie immer bei sich auf seinen Reisen, wie seine Kebsweiber, oder, wenn Du es vorziehst, seine Leckereien, dieses Wort wird Deine Schamhaftigkeit weniger erschrecken; denn nachdem er seine fünf Frauen: Desiderata, Hildegarde, Fustrade, Himiltrude, Luitgarde geheirathet oder verstoßen, hat sich der Kaiser mit verschiedenartigen Leckereien versehen, unter welchen ich Dir beiläufig nenne: die saftige Mathalgarde, die süßliche Gerswinthe, die anlockende Regina, die appetitliche Adalinde, ohne von andern Heiligen dieses Liebeskalenders zu reden, denn der große Karl gleicht dem großen Salomo nicht nur hinsichtlich der Weisheit, er gleicht ihm auch in Betreff seines Geschmacks für die Seraile, wie die Araber sagen. Doch was die Töchter des Kaisers betrifft, höre ein Geschichtchen. Emma, eine von diesen jungen Prinzes-

sinnen, war reizend. An einem schönen Tag verliebte sie sich in den Erzcaplan von Karl, E g i n h a r d. Ein Erzcaplan war natürlich erzverliebt; Emma empfing Eginhard jeden Abend insgeheim in ihrer Kammer — ohne Zweifel, um mit ihm über Caplanerei zu sprechen; in einer Nacht fiel aber so viel Schnee, daß die Erde damit bedeckt war. Eginhard verläßt seine Schöne kurz vor Tagesanbruch. Doch in dem Augenblick, wo er durch das Fenster steigt, was der gewöhnliche Weg der Liebenden ist, sieht er, mit Hülfe eines herrlichen Mondscheins, die Erde weiß überzogen und spricht zu sich selbst: „„Ich und Emma, wir sind verloren! ich kann nicht von hier weggehen, ohne im Schnee Fußstapfen von mir zu hinterlassen . . .““

„Was hat er dann gethan?" fragte Vortigern immer mehr an dieser Erzählung, welche sein Herz in eine unbekannte Unruhe versetzte, Theil nehmend. „Wie sind Beide dieser Gefahr entgangen?"

„Emma, eine kräftige Person, ein Mädchen von Kopf und Entschlossenheit, steigt aus dem Fenster, nimmt muthig ihren Erzcaplan auf den Rücken und durchschreitet, ohne unter dieser geliebten Last zu straucheln, einen großen Hof, der ihre Wohnung von einer der Gallerien des Palastes trennte. Obgleich stark genug, um einen Erzcaplan zu tragen, hatte Emma reizende Füßchen: ihre Spuren mußten jeden Verdacht in Beziehung auf Eginhard entfernen; aber unglücklicher Weise hat, wie Du bei Deiner Ankunft in Aachen sehen wirst, Kaiser Karl, vom Dämon der Neugierde besessen, nach seinen eigenen Plänen seinen Palast so bauen lassen, daß er von einer an sein Gemach anstoßenden Terrasse aus, welche die Gesammtheit der Gebäude beherrscht, wie von einem Observatorium alle diejenigen erschaut, die in seinen Höfen aus- und eingehen oder dieselben durchschreiten. So sah der Kaiser, der oft des Nachts aufsteht, beim Mondschein seine Tochter ihre geliebte Bürde durch den Hof tragen."

„Der Zorn von Karl mußte fürchterlich sein?"

„Fürchterlich . . . dann, ohne Zweifel stolz, eine Tochter gezeugt zu haben, welche im Stande war, auf ihrem Rücken Erzcaplane zu tragen, verzieh der erhabene Kaiser den Schuldigen; sie lebten seitdem in Liebe und Freude.“

„Dieser Erzcaplan war doch ein Priester?“

„Ei! ei! mein junger Freund, den Töchtern des Kaisers fällt es nicht ein, die Priester gering zu schätzen. Bertha, eine andere von seinen Töchtern, schätzte aus allen ihren Kräften Engelbert, den schönen Abt von St. Riquier. Die Unparteilichkeit verpflichtet mich indessen, zu gestehen, daß eine von den Schwestern von Bertha, Adeltrude, nicht minder stark den Grafen Lambert, einen der tapfersten Officiere des kaiserlichen Heeres, schätzte. Was die kleine Rothaide, eine andere Tochter des Kaisers, betrifft, so versagte sie ebenfalls nicht ihre innige Werthschätzung Romuald, der sich einen ruhmvollen Namen in unseren Kriegen gegen die Böhmen gemacht hat. Von den anderen Prinzessinnen spreche ich nicht, denn es sind mehr als sechs Monate, daß ich den Hof verlassen habe, und ich würde in Betreff ihrer zu verleumden befürchten. Immerhin ist gewiß, daß der Krummstab und das Schwert sich gewöhnlich um die Liebeszärtlichkeit der Töchter von Karl streiten. Ich nehme indessen Thetralde, die Jüngste von ihnen, aus, sie ist zu sehr Neuling, um Jemand zu schätzen; kaum fünfzehn Jahre! eine Blume! oder vielmehr eine dem Aufbrechen nahe Blume! Ich habe nichts Reizenderes gesehen! Bei meinem Abgang vom Hofe versprach Thetralde durch ihre sanfte und frische Hebe-Schönheit alle ihre Schwestern und alle ihre Nichten in den Schatten zu stellen; — ich vergaß diesen Umstand, mein junger Freund, die Töchter der Söhne von Karl, welche mit seinen Töchtern erzogen werden, sind nicht minder reizend. Du wirst sie sehen; Deine Bewunderung wird nur zwischen Adelheid, Atala, Gundrade, Bertha oder Theodora zu wählen haben.“

„Wie! alle diese Mädchen wohnen im Palaste des Kaisers?“

„Gewiß, ohne ihre Zofen, ihre Kammerfrauen, ihre Hofmeisterinnen, ihre Vorleserinnen, ihre Sängerinnen und andere zahllose Frauen vom Dienste zu rechnen. Bei Venus, mein Adonis, man sieht im Palaste noch mehr Unterröcke, als Panzer oder Priesterröcke; der Kaiser liebt es wenigstens eben so sehr, von Weibern, als von Soldaten und Geistlichen umgeben zu sein, ohne indessen die Gelehrten, die Rhetoriker, die Dialektiker, die Peripatetiker und die Grammatiker zu vergessen; denn der große Karl ist eben so leidenschaftlich für die Grammatik, als für die Liebe, den Krieg, die Jagd und den Gesang im Chore. Was soll ich Dir sagen? in seiner Grammatikerwuth erfindet der Kaiser Wörter; ja, so zum Beispiel: wie nennst Du in gallischer Sprache den Monat, in dem wir gegenwärtig sind?“

„Den Monat November.“

„Wir barbarischen Italiener auch! aber der Kaiser hat Alles dies kraft seines souverainen und grammaticalen Willens geändert; seine Völker werden, — wenn sie ohne zu ersticken gehorchen können, — sagen, statt November Herbismanoht; statt October Windummemanoht . . .“

„Octavius . . .“

„Statt März Lenzhimanoht; *) statt Juni . . .“

---

*) Hierin irrt sich Sue, denn Kaiser Karl der Große gab den Monaten folgende Namen: Dem Januar Wintermonat, dem Februar Hornung, dem März Lenzmonat, dem April Ostermonat, dem Mai Wonnemonat, dem Juni Brachmonat, dem Juli Heumonat, dem August Erntemonat, dem September Herbstmonat, dem October Weinmonat, dem November Windmonat, dem December Heiligenmonat.

Der Uebersetzer.

„Genug, genug, habe Mitleid," rief Vortigern; „man schauert bei diesen barbarischen Namen. Wie! es gibt Kehlen, welche fähig sind, solche Töne zu artikuliren?"

„Mein junger Freund, die fränkischen Kehlen sind zu Allem fähig. Oh! halte Deine Ohren bereit zum gräßlichsten Concert von rauhen, gutturalen, ungeschlachten Wörtern, das Du je gehört, hast Du nicht etwa zugleich Frösche quaken, Nachteulen kreischen, Stiere blöken, Esel yanen, Hirsche schreien und Wölfe heulen hören! Denn, abgesehen vom Kaiser und seiner Familie, welche beinahe Gallisch und Römisch, die zwei menschlichen Sprachen, sprechen, wirst Du nur Fränkisch an diesem germanischen Hofe reden hören, wo Alles germanisch, das heißt, barbarisch ist: Sprache, Kleidung, Mahle, Sitten und Gebräuche; mit einem Wort, Aachen ist nicht mehr Gallien, es ist das reine Germanien!"

„Und dennoch herrscht Karl über Gallien! Ist dies Schmach genug für mein Vaterland? . . . Der Kaiser, der es ohne ein anderes Recht, als das der Eroberung regiert, ist ein fränkischer König, umgeben von einem fränkischen Hofe und von Generalen und Officieren von demselben Geschlechte, die sich nicht einmal herablassen, unsere Sprache zu sprechen."

„Wirst Du nicht abermals traurig werden, Vortigern? Bei Bacchus, ahme doch meiner sorglosen Philosophie nach. Stammt nicht mein Geschlecht von dem stolzen römischen Geschlechte ab, das, nach dem Deinigen und wie das Deinige, die Welt vor Jahrhunderten zitttern machte? Habe ich nicht den Thron der Cäsaren von Päpsten so heuchlerisch, so ehrgeizig, so habgierig und so ausschweifend, als ihre schwarze Pfaffenmiliz eingenommen gesehen? Haben die katholischen Priester nicht aus ihrem Olymp die reizenden Götter meiner Väter verjagt? Haben sie nicht diese Tempel, diese Bildsäulen, diese Altäre, Meisterwerke der göttlichen Kunst von Rom und Griechenland, niedergerissen, verstümmelt, verwüstet? . . . Glaube mir,

Vortigern, statt uns gegen eine unglückliche Vergangenheit zu erzürnen, laß uns trinken! laß uns vergessen! unsere schönen Liebchen seien unsere Heiligen, die Tafelbetten unsere Altäre! unsere Eucharistie ein mit Blumen geschmückter Becher, und als Liturgie laß uns die Liebeslieder von Tibull, von Ovid oder Horaz singen . . . Ja, glaube mir, laß uns trinken, lieben, genießen! das ist das Leben! nie wirst Du eine solche Gelegenheit wiederfinden; der Gott der Freude schickt Dich an den Hof des Kaisers!"

„Was willst Du damit sagen?" versetzte beinahe maschinenmäßig Vortigern, dessen junge Vernunft sich nicht verführt, aber geblendet fühlte durch die leichte und sinnliche Philosophie von Octavius. „Was soll aus mir werden unter diesem seltsamen Hofe?"

„Kind! . . . schöne Augen in Menge werden auf Dich gerichtet sein!"

„Octavius, ist dies abermals Spott? wer würde mich bemerken, mich, den Sohn des Ackermanns? mich, den armen Bretannier, den man als Gefangenen auf Wort hierher führt?"

„Und ist es nichts, Dein Ruf als teuflischer Bretannier? Mehr als einmal habe ich von der wüthenden Neugierde sprechen hören, welche vor fünf und zwanzig Jahren, beim ersten Kriege des Kaisers gegen Dein Land, die nach Aachen geführten Geißeln einflößten; die reizendsten Frauen wollten sie sehen, diese unbezähmbaren Bretannier, welche der große Karl allein hatte besiegen können: ihr derbes und stolzes Aussehen, die Theilnahme, die sich mit ihrer glorreichen Niederlage verband, Alles, bis auf ihre seltsame Tracht, welche noch heute die Deinige ist, zog auf sie die Blicke und das Mitgefühl der in Germanien immer sehr sympathetischen Frauen. Diese schönen Enthusiastinnen sind heute Mütter oder Großmütter; zum Glück haben sie Töchter oder Enkelinnen, die Dich zu schätzen würdig sind. Höre, ich, der ich den Hof und die Sitten des Hofes kenne, ich wollte, bei Deinen achtzehn Jahren, Deinem

guten Aussehen, Deiner Wunde, Deiner Anmuth zu Pferde und Deinem Rufe als Bretannier, ich wollte wetten, daß, ehe acht Tage vergehen . . ."

Der junge Römer wurde durch Amael unterbrochen, der sich gegen seinen Enkel umwandte und, die Hand nach dem Horizont ausstreckend, zu ihm sagte:

„Schau' in die Ferne, mein Kind, dort ist die Stadt Aachen."

Vortigern eilte zu seinem Großvater, dessen Blick er zum ersten Male mit einer gewissen Verlegenheit vermied. Die Rathschläge von Octavius schienen ihm schlecht, gefährlich, und er machte es sich zum Vorwurf, sie mit Wohlgefallen angehört zu haben. Als er Amael eingeholt hatte, blickte er in der Richtung, die ihm der Greis bezeichnete, und er sah in einer ziemlich großen Entfernung eine imposante Masse von Gebäuden, in deren Nähe sich die hohen Thürme einer Basilica erhoben; dann, jenseits, erschaute er die Dächer und die Terrassen einer Menge von Häusern, die sich am Horizont im Abendnebel verloren: das war der Palast von Kaiser Karl, die Basilica und die Stadt Aachen. Vortigern betrachtete mit Gier dieses für ihn neue Bild, als Hildebrad, der einen Augenblick auf die Seite geritten war, um den Führer eines auf der Straße herbeikommenden Wagens zu befragen, zu den zwei Bretanniern sagte:

„Man erwartet den Kaiser jeden Augenblick im Palaste; seine Läufer haben seine Ankunft verkündigt; er kehrt von einer Reise nach dem Norden Galliens zurück; suchen wir vor ihm in Aachen einzutreffen, um ihn bei seinem Erscheinen begrüßen zu können."

Die Reiter trieben ihre Pferde zu rascherem Gange an, und sie ritten vor Sonnenuntergang in den ersten Hof des Palastes ein, einen ungeheuren Hof umgeben von Hauptgebäuden von verschiedenen Formen und Dächern, mit einer zahllosen Menge von Fenstern. Durch eine sonderbare Anordnung bildete bei einer großen Anzahl von

diesen Gebäuden das völlig durchbrochene Erdgeschoß eine Art von Schoppen, dessen massive steinerne Pfeiler den Bau der oberen Stockwerke trugen. Eine Menge von subalternen Beamten, Dienern und Sklaven des Palastes lebte und wohnte in diesen für alle Winde geöffneten Räumen und wärmte sich im Winter an großen, Tag und Nacht von flammendem Feuer gefüllten Oefen. Diese bizarren Gebäude waren von der Neugierde des Kaisers ersonnen worden; denn von seinem Observatorium aus sah er um so besser, was in diesen Schoppen vorging, als sie keine Mauern hatten. Mehrere lange Gallerien verbanden mit einander Gebäude geschmückt mit Säulen und Hallen von reicher Bildhauerarbeit nach römischer Weise. Ein viereckiger, ziemlich hoher Pavillon beherrschte die Gesammtheit dieser zahllosen Gebäude. Octavius machte Vortigern auf eine Art von Balcon aufmerksam, der auf der Firste dieses Pavillon lag: das war das Observatorium des Kaisers.

Ueberall verkündigten Leben und Bewegung die Ankunft von Karl. Schreiber, Soldaten, Frauen, Palastbeamte, Redekünstler, Mönche, Sklaven kreuzten sich in allen Richtungen mit geschäftiger Miene, während mehrere Bischöfe, eifersüchtig, zuerst ihre Huldigung dem Kaiser darzubringen, sich mit großen Schritten nach dem Säulengange des Palastes wandten. Es geschah sogar, daß in dem Augenblick, wo der Zug, zu dem Vortigern und sein Großvater gehörten, in den Hof einritt, mehrere Personen, getäuscht durch das kriegerische Aussehen dieses Trupps, ausriefen: „Der Kaiser! hier kommt das Geleit des Kaisers!" Dieser Ruf flog von Munde zu Munde, und nach einigen Augenblicken war der ungeheure Hof gefüllt von einer gedrängten Menge, durch die sich die Bedeckung der zwei Bretannier kaum Bahn brechen konnte, um sich in die Nähe des Hauptporticus zu begeben. Hildebrad hatte diesen Platz in der Absicht gewählt, sich Einer der Ersten am Wege

von Karl zu befinden und ihm die Geißeln, die er von Bretannien zurückbrachte, vorzustellen. Die Menge erkannte, daß sie sich, dem Kaiser zurufend, getäuscht hatte; doch da sich diese falsche Nachricht bald im Innern des Palastes verbreitete, so liefen die Concubinen von Karl, seine Töchter, seine Enkelinnen, ihre Zofen rasch herbei und gruppirten sich auf einer großen Terrasse, welche über dem Porticus hinging, in dessen unmittelbarer Nähe die zwei Bretannier und ihre Bedeckung sich befanden.

„Schlage die Augen auf, Vortigern," sagte lachend Octavius zu seinem Gefährten, „und sieh, welch einen Schwarm von Schönheiten der Palast des Kaisers enthält!"

Der junge Bretannier schaute erröthend zu der Terrasse empor und war betroffen von Erstaunen beim Anblick von fünf und zwanzig bis dreißig Frauen, lauter Töchtern, Enkelinnen und Concubinen von Karl, nach fränkischer Weise gekleidet und dem Blicke die verführerischste Abwechselung von Gesichtern, von Haaren, von Gestalten, von Alter, von Schönheit, die man sich denken kann, bietend; es waren da Frauen mit schwarzen, mit blonden, mit rothen, mit kastanienbraunen Haaren, große, dicke, schlanke oder kleine Frauen; es war mit einem Wort ein vollständiges Muster der germanischen Race, vom kleinen Mädchen bis zur imposanten vierzigjährigen Madrone. Die Augen von Vortigern verweilten vorzugsweise auf einem Kinde von fünfzehn Jahren, das eine hellgrüne, silbergestickte Tunica trug. Man konnte nichts Lieblicheres sehen, als der Kleinen rosiges, frisches Gesicht bekränzt von langen, blonden Flechten, welche so dick waren, daß ihr zarter, schwanenartig weißer Hals sich unter dem Gewichte ihres Haares zu biegen schien. Ein anderes Mädchen von zwanzig Jahren, braun, groß, stark, mit kecken Augen und schwarzen Haaren, in eine orangegelbe Tunica gekleidet, stützte sich mit den Ellenbogen auf das Geländer der Terrasse neben dem blonden Kinde und legte vertraulich seinen

diesen Gebäuden das völlig durchbrochene Erdgeschoß eine Art von Schoppen, dessen massive steinerne Pfeiler den Bau der oberen Stockwerke trugen. Eine Menge von subalternen Beamten, Dienern und Sklaven des Palastes lebte und wohnte in diesen für alle Winde geöffneten Räumen und wärmte sich im Winter an großen, Tag und Nacht von flammendem Feuer gefüllten Oefen. Diese bizarren Gebäude waren von der Neugierde des Kaisers ersonnen worden; denn von seinem Observatorium aus sah er um so besser, was in diesen Schoppen vorging, als sie keine Mauern hatten. Mehrere lange Gallerien verbanden mit einander Gebäude geschmückt mit Säulen und Hallen von reicher Bildhauerarbeit nach römischer Weise. Ein viereckiger, ziemlich hoher Pavillon beherrschte die Gesammtheit dieser zahllosen Gebäude. Octavius machte Vortigern auf eine Art von Balcon aufmerksam, der auf der Firste dieses Pavillon lag: das war das Observatorium des Kaisers.

Ueberall verkündigten Leben und Bewegung die Ankunft von Karl. Schreiber, Soldaten, Frauen, Palastbeamte, Redekünstler, Mönche, Sklaven kreuzten sich in allen Richtungen mit geschäftiger Miene, während mehrere Bischöfe, eifersüchtig, zuerst ihre Huldigung dem Kaiser darzubringen, sich mit großen Schritten nach dem Säulengange des Palastes wandten. Es geschah sogar, daß in dem Augenblick, wo der Zug, zu dem Vortigern und sein Großvater gehörten, in den Hof einritt, mehrere Personen, getäuscht durch das kriegerische Aussehen dieses Trupps, ausriefen: „Der Kaiser! hier kommt das Geleit des Kaisers!" Dieser Ruf flog von Munde zu Munde, und nach einigen Augenblicken war der ungeheure Hof gefüllt von einer gedrängten Menge, durch die sich die Bedeckung der zwei Bretannier kaum Bahn brechen konnte, um sich in die Nähe des Hauptporticus zu begeben. Hildebrad hatte diesen Platz in der Absicht gewählt, sich Einer der Ersten am Wege

von Karl zu befinden und ihm die Geißeln, die er von Bretannien zurückbrachte, vorzustellen. Die Menge erkannte, daß sie sich, dem Kaiser zurufend, getäuscht hatte; doch da sich diese falsche Nachricht bald im Innern des Palastes verbreitete, so liefen die Concubinen von Karl, seine Töchter, seine Enkelinnen, ihre Zofen rasch herbei und gruppirten sich auf einer großen Terrasse, welche über dem Porticus hinging, in dessen unmittelbarer Nähe die zwei Bretannier und ihre Bedeckung sich befanden.

„Schlage die Augen auf, Vortigern," sagte lachend Octavius zu seinem Gefährten, „und sieh, welch einen Schwarm von Schönheiten der Palast des Kaisers enthält!"

Der junge Bretannier schaute erröthend zu der Terrasse empor und war betroffen von Erstaunen beim Anblick von fünf und zwanzig bis dreißig Frauen, lauter Töchtern, Enkelinnen und Concubinen von Karl, nach fränkischer Weise gekleidet und dem Blicke die verführerischste Abwechselung von Gesichtern, von Haaren, von Gestalten, von Alter, von Schönheit, die man sich denken kann, bietend; es waren da Frauen mit schwarzen, mit blonden, mit rothen, mit kastanienbraunen Haaren, große, dicke, schlanke oder kleine Frauen; es war mit einem Wort ein vollständiges Muster der germanischen Race, vom kleinen Mädchen bis zur imposanten vierzigjährigen Matrone. Die Augen von Vortigern verweilten vorzugsweise auf einem Kinde von fünfzehn Jahren, das eine hellgrüne, silbergestickte Tunica trug. Man konnte nichts Lieblicheres sehen, als der Kleinen rosiges, frisches Gesicht bekränzt von langen, blonden Flechten, welche so dick waren, daß ihr zarter, schwanenartig weißer Hals sich unter dem Gewichte ihres Haares zu biegen schien. Ein anderes Mädchen von zwanzig Jahren, braun, groß, stark, mit kecken Augen und schwarzen Haaren, in eine orangegelbe Tunica gekleidet, stützte sich mit den Ellenbogen auf das Geländer der Terrasse neben dem blonden Kinde und legte vertraulich seinen

Arm auf dessen Schulter; Beide hielten in der Hand einen Rosmarinstrauß, an dem sie von Zeit zu Zeit rochen, während sie leise mit einander sprachen. und nach der Gruppe der Reiter mit einer wachsenden Neugierde schauten, denn sie hatten so eben erfahren, das Geleit sei nicht das des Kaisers, sondern es bringe bretannische Geißeln.

„Bedanke Dich bei meiner Freundschaft, Vortigern,“ sagte leise Octavius zu dem Jüngling; „ich will Dich in's Licht stellen und Dir Dein Ansehen geben.“ So sprechend, versetzte Octavius verstohlener Weise mit der Reitgerte dem Pferde von Vortigern einen solchen Streich unter den Bauch, daß der Bretannier, wäre er ein minder guter Reiter gewesen, durch den wüthenden Satz seines Rosses müßte abgeworfen worden sein; unversehens geschlagen, bäumte es sich fürchterlich und sprang so hoch, daß der Kopf von Vortigern die Unterlage der Terrasse streifte, auf der die Frauen gruppirt waren. Das fünfzehnjährige blonde Kind erbleichte vor Schrecken, verbarg sein Gesicht in seinen Händen und rief: „Der Unglückliche! er ist verloren!“

Als Vortigern sah, daß er der Gegenstand der Blicke der um ihn versammelten Menge war, bestrafte er, dem Ungestüm seines Alters und einem Gefühle des Stolzes nachgebend, auf eine derbe Art sein Pferd, dessen Sprünge und Sätze wüthend wurden; aber, immer voll Kaltblütigkeit und Gewandtheit und obgleich er seinen rechten Arm in der Binde trug, zeigte der Jüngling so viel Anmuth in diesem Kampfe, daß die Menge in die Hände klatschte und ausrief: „Ruhm dem jungen Bretannier! Ehre dem Bretannier!“ In diesem Augenblick fielen zwei Rosmarinsträuße zu den Füßen des Pferdes, das, endlich gebändigt, an seinem Gebisse nagte und die Erde mit seinem Hufe ausgrub! Vortigern erhob das Haupt zu der Terrasse, von wo man die Sträuße geschleudert hatte, als er in der Ferne ein furchtbares Geklirre hörte und plötzlich der Ruf erscholl: „Der Kaiser! der Kaiser!“ Sogleich verschwanden

alle Frauen vom Balcon, um hinabzugehen und den Monarchen unter der Halle des Palastes zu empfangen. Die Menge strömte zurück und rief: „Es lebe Karl! es lebe der große Karl!"

Der Enkel von Amael sah nun im Galopp einen Trupp von Reitern herbeisprengen; man hätte sie für eiserne Reiterstatuen halten sollen; sie ritten auf Pferden mit Eisen bedeckt und ihr eiserner Helm verbarg ihr Gesicht; mit Eisen geharnischt, mit Eisen behandschuht, trugen sie eiserne Armschienen und Beinschienen, eiserne Schilde, und die letzten Strahlen der Sonne schimmerten auf der Spitze ihrer eisernen Lanzen; man hörte endlich nur das Rasseln des Eisens. An der Spitze dieser Reiter und vor ihnen kam, wie sie vom Kopfe bis zu den Füßen mit Eisen bedeckt, ein Mann von colossalem Wuchse. Kaum war er vor dem Hauptporticus angelangt, als er schwerfällig vom Pferde stieg, ganz hinkend auf die Gruppe der Fauen, welche ihn unter der Halle erwarteten, zulief und ihnen freudig, mit einer dünnen, kreischenden, seltsam mit seiner ungeheuren Gestalt contrastirenden Stimme zurief: „Guten Tag, Mädchen! guten Tag, liebe Töchter!" Und ohne sich um die Vivats der Menge und die ehrfurchtsvollen Begrüßungen der Bischöfe und der Großen, welche herbeigeeilt waren, zu bekümmern, verschwand dieser eiserne Riese im Innern des Palastes, wohin ihm seine weibliche Cohorte folgte.

Von Hildebrad in eine der hohen Stuben des Palastes geführt, ruhten Amael und sein Enkel hier aus; man brachte ihnen ihr bescheidenes Gepäcke, setzte ihnen Abendbrod vor, und sie legten sich zu Bette. Bei Tagesanbruch klopfte Octavius an die Thüre der Wohnung der beiden Bretannier und eröffnete ihnen, der Kaiser wolle sie sogleich sehen. Er ermahnte Vortigern, seine schönste Saie anzuziehen.

Der Jüngling hatte kaum eine Wahl; er besaß nur zwei Kleider: das, welches er auf der Reise trug, und ein anderes von grüner Farbe mit orangegelber Wolle gestickt. Doch durch diesen frischen und neuen Anzug, gemischt aus harmonischen Farben, welche sein reizendes Gesicht, seinen zierlichen Wuchs und seinen Anstand hervorhoben, dünkte Vortigern Octavius würdig, mit Ehren vor dem mächtigsten Kaiser der Welt zu erscheinen. Der Hundertjährige konnte sich nicht enthalten, mit einem gewissen Stolze zu lächeln, als er die Haltung seines Enkels von dem Römer rühmen hörte, der ihm seine Degenkoppel enger zusammenzuziehen rieth, unter dem Vorwande, wenn man eine zarte Leibesgestalt habe, sei es gerecht, daß man sie auch geltend mache. Als Octavius mit seiner gewöhnlichen guten Laune Vortigern seinen Rath gab, sagte er leise zu ihm:

„Hast Du gestern zu den Füßen Deines Pferdes zwei Rosmarinsträuße fallen sehen?"

„Ich weiß nicht . . . ich glaube, ja," stammelte der junge Bretannier, und er wurde dunkelroth, denn er dachte unwillkürlich (und das war nicht das erste Mal seit dem vorhergehenden Tage), an das reizende Mädchen mit den blonden Haaren. „Mir scheint," fügte er bei, „ich habe diese Sträuße fallen sehen."

„Oh! es scheint Dir, Heuchler! . . . Mein Reitgertenhieb hat sie doch fallen gemacht, diese zwei hübschen Sträuße! Und weißt Du, welche kaiserlichen Hände sie zu den Füßen Deines Pferdes als eine Huldigung für Deine Geschicklichkeit und Deinen Muth geworfen haben?"

„Was sagst Du? Diese Sträuße sind von kaiserlichen Händen geworfen worden?"

„Natürlich, da Thetralde, das schüchterne blonde Kind, und Hildrude, die große, kecke Braune, alle Beide Töchter von Karl sind; die Eine trug ein grünes Kleid, von der Farbe Deiner Saie, die Andere ein orangegelbes, von der Farbe Deiner Stickereien . . . Bei Venus! bist Du nicht ein begünstigter Sterblicher?"

Am andern Ende der Stube beschäftigt, hörte Amael nicht diese Worte von Octavius, welche Vortigern so scharlachroth machten, als es der Stoff seiner Kappe war; als sie sich zur Vorstellung gehörig zugerüstet hatten, folgten die zwei Geißeln ihrem Führer, um sich zum Kaiser zu begeben. Nachdem sie eine endlose Zahl von Gängen durchschritten und eine Menge von Treppen erstiegen hatten, gelangten sie in die unermeßlichen Säle. Ihre Pracht und Kostbarkeit zu schildern, wäre ebenso unmöglich, als die Malereien aufzuzählen, mit denen sie geschmückt waren. Künstler, welche von Constantinopel gekommen, wo damals die Schule der byzantinischen Malerei blühte, hatten die Wände mit riesigen Compositionen bedeckt; hier sah man die Eroberungszüge des Cyrus, dort die Verbrechen des Tyrannen Phalaris, wie er der Hinrichtung seiner Opfer beiwohnte, welche man, um lebendig verbrannt zu werden, in das Innere eines im Feuer glühend gemachten eisernen Stieres schleppte; anderswo waren es die Gründung von Rom durch Romulus und Remus, die Eroberungen von Alexander, von Hannibal und viele andere heroische Gegenstände; eine von den Gallerien des Palastes war ganz den Schlachten von Karl Martel gewidmet. Man sah ihn über die Sachsen und die Araber triumphiren, welche zu seinen Füßen gefesselt lagen und seine Gnade anflehten. Die Aehnlichkeit war übrigens so auffallend, daß Amael, als er durch diesen Saal kam, stehen blieb und ausrief: „Das ist er! das sind seine Züge, seine Haltung! er lebt wieder! er ist es! es ist Karl!"

„Sollte man nicht glauben, Ihr habet ihn gekannt?" sagte lächelnd der junge Römer zu dem Hundertjährigen. „Erneuert doch Eure Bekanntschaft mit Karl Martel!"

„Octavius," erwiederte schwermüthig der Greis, „ich bin hundert Jahre alt . . . ich habe in der Schlacht bei Poitiers gestritten."

„Im Heere von Karl Martel?"

„Ja, und ich habe ihm das Leben gerettet," antwor-

tete Amael, indem er das riesige Gemälde betrachtete. Und mit sich selbst sprechend fügte er mit einem Seufzer bei: „Oh! welche süße und traurige Erinnerungen ruft diese Zeit in mir zurück!"

Octavius schaute den Greis mit wachsendem Erstaunen an; dann schien er plötzlich zu überlegen, er wurde nachdenkend und beschleunigte seine Schritte, gefolgt von den beiden Geißeln. Ganz geblendet, beschaute Vortigern die in diesem Palaste aufgehäuften Reichthümer aller Art mit der Neugierde seines Alters; er blieb unwillkürlich vor zwei Gegenständen stehen, welche besonders seine Aufmerksamkeit erregten; der erste war ein großes Geräth von kostbarem Holze, verziert mit vergoldetem Simswerk; Röhren von Kupfer und Zinn von verschiedener Dicke erhoben sich, neben einander gestellt, an einer von den Seiten dieses Geräths. „Octavius," fragte der junge Bretannier, „was ist das?"

„Das ist eine griechische Orgel, Karl vom Kaiser von Constantinopel überschickt. Dieses Instrument ist wahrhaft wunderbar; mit Hülfe von ehernen Laden und Blasebälgen von Ochsenhaut, die Du nicht erblicken kannst, kommt die Luft in diese Röhren, und wenn sie in Thätigkeit gesetzt sind, glaubt man bald das Rollen des Donners, bald die leichten Klänge der Leier und der Cymbel zu hören. Aber schau, dort bei dem großen Tische von massivem Holze, wo in erhabener Arbeit die Stadt Constantinopel vorgestellt ist, siehst Du einen nicht minder interessanten Gegenstand; das ist eine persische Uhr, vor vier Jahren dem Kaiser von Abdallah, dem König der Perser, überschickt."

Hiebei zeigte Octavius dem jungen Bretannier und seinem Großvater, der nicht minder neugierig als Vortigern, eine große Uhr von vergoldetem Bronze; die Zahlen der zwölf Stunden umgaben das Zifferblatt, das im Mittelpunkte von einer Art von Palast, ebenfalls von vergoldetem Bronze, angebracht war; zwölf Thüren, umschlossen von Arcaden, sah man im Erdgeschosse dieser monumenta-

len Wohnung. „Schlägt die Stunde," sagte Octavius zu den zwei Bretanniern, „so fallen eherne Kugeln, die Zahl der Stunden bezeichnend, auf eine kleine Cymbel. In demselben Augenblick (immer nach der Zahl der Stunden) öffnen sich die Thüren, und durch jede derselben kommt ein Reiter, mit seiner Lanze und seinem Schilde bewaffnet, hervor. Schlägt es ein, zwei, drei, vier Uhr, so öffnen sich eine, zwei, drei, vier Thüren; die Reiter kommen heraus, grüßen mit der Lanze, kehren wieder zurück, und die Thüren schließen sich hinter ihnen."

„Dieses Werk ist in der That wunderbar!" rief Amael; „und weiß man die Namen der Männer, welche die Wunderdinge, von denen wir umgeben sind, verfertigt haben? diese herrlichen Gemälde, diesen goldenen Tisch, auf dem eine ganze Stadt in erhabener Arbeit vorgestellt ist? diese Orgel, diese Uhr? kurz alle diese Wunder?"

„Bei Bacchus! Amael, das ist eine drollige Frage!" erwiederte Octavius lächelnd. „Wer bekümmert sich um die Namen der unbekannten Sklaven, welche diese Dinge geschaffen haben?"

„Und der Name von Chlodwig, von Brunhilde, von Clothar, von Karl Martel wird sich durch die Zeitalter forterhalten!" murmelte der Hundertjährige mit Bitterkeit, während der junge Römer zu Vortigern sagte:

„Laßt uns eilen! der Kaiser erwartet uns. Man würde Tage, Monate brauchen, um im Einzelnen die Schätze zu bewundern, mit denen dieser Palast angefüllt ist, denn das ist die Lieblingsresidenz des Kaisers. Er liebt indessen beinahe ebenso sehr als seinen Palast in Aachen sein altes Schloß Heristall, die Wiege seiner mächtigen Familie der Majores Domus.

Dem Römer folgend, verließen die zwei Geißeln diese prachtvollen, ungeheuren Gallerien, um hinter Octavius eine Wendeltreppe hinaufzusteigen, die zu der Privatwohnung des Kaisers führte, um welche Wohnung der Balcon lief, der Karl als Observatorium diente. Zwei reich gekleidete

Kämmerer hielten sich in einem ersten Zimmer auf. „Wartet hier auf mich," sprach Octavius zu den beiden Bretanniern; „ich will dem Kaiser Eure Ankunft melden und mich erkundigen, ob es ihm beliebt, Euch in diesem Augenblick zu empfangen."

Trotz seines Geschlechts- und Familienhasses gegen die fränkischen Könige oder Kaiser, die Eroberer und Unterdrücker Galliens, ergriff Vortigern eine Art von Gemüthsbewegung bei dem Gedanken, diesem mächtigen Karl, dem unumschränkten Gebieter von beinahe ganz Europa, gegenüberzustehen; dann verband sich mit dieser Gemüthsbewegung eine andere: dieser mächtige Kaiser war der Vater von Thetralde, dem reizenden Kinde, das am vorhergehenden Tage seinen Strauß dem Jüngling zugeworfen hatte; denn nie verweilten seine Gedanken bei der braunen Hildrude. Nach einigen Augenblicken erschien Octavius wieder; er hieß durch einen Wink Amael und seinen Enkel eintreten und sagte leise zu ihnen: „Beugt das Knie sehr tief vor dem Kaiser, das ist der Gebrauch."

Der Hundertjährige schaute Vortigern an und machte mit dem Kopf ein verneinendes Zeichen; der Jüngling verstand ihn, und Beide traten in das Schlafgemach von Karl ein, der gerade in Gesellschaft seines Lieblings Eginhard, des Erzcaplans war, den Emma einst muthig auf ihrem Rücken getragen hatte. Ein kaiserlicher Kammerdiener wartete auf die Befehle seines Herrn. Als die zwei Geißeln bei ihm eintraten, saß dieser Monarch von einer colossalen Gestalt (er hatte siebenmal die Länge seines Fußes) auf dem Rande seines Lagers, nur angethan mit einem Hemde und einer leinenen Schlafhose, welche die Hervorragung seines ungeheuren Bauches umzeichnete; er hatte so eben einen von seinen Unterziehstrümpfen angezogen und hielt den andern in der Hand. Seine Haare waren beinahe weiß, sein Kopf rund, seine Augen groß und lebhaft, seine Nase lang, sein Hals stark und kurz wie der eines Stieres; seine offene Physiognomie trug das Ge-

präge einer gewissen Gutmüthigkeit an sich und erinnerte an die Züge seines Großvaters Karl Martel. Als der Kaiser die zwei Bretannier erblickte, stand er vom Rande seines Bettes auf und machte, einen seiner Unterziehstrümpfe in der Hand haltend und mit dem linken Fuße hinkend, ein paar Schritte Amael entgegen, wobei er von einer gewissen Aufregung, gemischt mit einer lebhaften Neugierde, ergriffen zu sein schien; dann aber rief er mit seiner grellen Stimme, welche so sonderbar mit seiner riesenhaften Gestalt contrastirte:

„Greis! Octavius hat mir gesagt, Du habest den Krieg unter Karl Martel, meinem Großvater, mitgemacht, und Du habest ihm das Leben in der Schlacht bei Poitiers gerettet? ist das wahr?“

„Das ist wahr.“ erwiederte der alte Bretannier. Und er deutete mit seinem Finger auf seine Stirne, wo noch eine tiefe Narbe sichtbar war, und fügte bei: „Ich habe diese Wunde in der Schlacht bei Poitiers bekommen.“

Der Kaiser setzte sich wieder auf den Rand seines Bettes, schlüpfte in seinen Unterziehstrumpf und sagte, sich an seinen Erzcaplan wendend: „Eginhard, Du, der Du in Deiner Chronik die Handlungen und Thaten meines Großvaters aufgezeichnet hast, Du, dem sein Gedächtniß immer so gegenwärtig ist, erinnerst Du Dich, das, was dieser Greis behauptet, erzählen gehört zu haben?“

Eginhard dachte einen Angenblick nach und erwiederte dann:

„Ich erinnere mich in einigen von der Hand des glorreichen Karl geschriebenen nnd in Deiner Urkundensammlung enthaltenen Pergamenten gelesen zu haben, daß in der That in der Schlacht bei Poitiers . . . „Doch sich unterbrechend und an den Hundertjährigen wendend: „Dein Name?“

„Amael.“

Eginhard überlegte und sagte den Kopf schüttelnd: „Obgleich er meinem Gedächtnisse nicht gegenwärtig, so ist

dies doch nicht der Name des Kriegers, der Karl Martel in der Schlacht bei Poitiers das Leben gerettet hat . . . es ist sicherlich ein fränkischer Name und nicht der, den Du sagst."

„War es nicht der Name Berthoald?" versetzte der Greis.

„Ja," antwortete Eginhard rasch, „es war der Name Berthoald . . . und in einigen von seiner Hand geschriebenen Zeilen empfahl der glorreiche Karl seinen Söhnen diesen Berthoald, dem er das Leben verdankte."

Während dieses Gespräch zwischen dem alten Bretannier und dem Erzcaplan stattfand, hatte sich der Kaiser mit Hülfe seines Kammerdieners vollends angekleidet. Diese Kleidung, die alte Tracht der Franken, der Karl (abgesehen von den großen Empfangstagen) treu blieb, bestand einmal aus Hosen von dicker Leinwand, welche über einander gekreuzte, rothe wollene Bänder an den Schenkeln und Beinen befestigten, sodann aus einer Tunica von saphirblauem friesischem Tuch, die ein seidener Gürtel umschloß; im Herbst und Winter trug der Kaiser dabei noch eine Kasake von Fischotterhaut oder von Schaffell. So gekleidet, setzte sich Karl auf einen Stuhl unfern von einem Vorhang, dessen Bestimmung es war, eines von den Fenstern zu verhüllen, welches auf den Balcon ging, der ihm als Beobachtungsposten diente.

Auf einen Wink von Karl ging der Diener ab. Als der Kaiser mit Eginhard, Vortigern und Amael allein war, sagte er zu diesem:

„Greis, habe ich meinen Caplan wohl gehört . . . so hat ein Franke Namens Berthoald meinem Großvater das Leben gerettet. Wie kommt es, daß Ihr, dieser Berthoald und Du, eine und dieselbe Person seid?

„Vernehmet die Geschichte mit zwei Worten. Von einem abenteuerlichen Geiste angetrieben, verließ ich in meinem fünfzehnten Jahre meine Familie, welche dem gallischen Geschlechte angehörte und damals ihren Wohnsitz in

Burgund hatte. Nach längerem Hin- und Herziehen brachte ich eine Bande entschlossener Männer zusammen; ich war damals zwanzig Jahre alt. Durch eine schmähliche Lüge habe ich einen fränkischen Namen angenommen und mich für einen dem fränkischen Geschlechte Angehörigen ausgegeben, in der Absicht, mir die Protection von Karl Martel zu erwerben. Um ihn noch mehr für mein Schicksal zu interessiren, bot ich ihm mein Schwert, das meiner Leute wenige Tage vor der Schlacht von Poitiers an. In dieser Schlacht habe ich ihm das Leben gerettet; von da an mit Gunstbezeigungen überhäuft, stritt ich fünf Jahre unter seinen Befehlen."

„Und dann?"

„Dann . . . da ich mich meiner Lüge schämte und mich noch mehr mit den Franken zu dienen schämte, verließ ich Karl Martel, um nach Bretannien, meinem Heimathlande, zurückzukehren . . . Dort bin ich Ackermann geworden!"

„Ja, und bei der Capelle des heiligen Martin, Du bist Aufrührer geworden!" rief der Kaiser mit seiner kreischenden Stimme, die nun einen scharfen Falsetton annahm. „Ja, ich weiß, daß man Dich ausdrücklich als Geißel gewählt hat, Dich, den Anstifter und die Seele der Empörungen, der Kriege, welche in Bretannien ausgebrochen sind . . . unter der Regierung von Pipin, meinem Vater, und unter meiner Regierung, da in diesem letzten Kriege Deine verteufelten Landsleute meine alten kriegsgewohnten Truppen decimirt haben."

„Ich habe in allen diesen Kriegen nach meinen besten Kräften gefochten."

„Nach Deinen besten Kräften, Verräther! Wie! mit Gunstbezeigungen von meinem Großvater überhäuft, hast Du Dich nicht geschämt, Dich mit bewaffneter Hand gegen seinen Sohn und gegen mich zu empören?"

„Es quält mich nur ein Gewissensbiß: der, daß ich die Gunst Deines Großvaters verdient habe. Ich werde

es mir immer zum Vorwurfe machen, daß ich mich für ihn geschlagen."

„Greis!" rief der Kaiser purpurroth vor Zorn, „Du hast noch mehr Frechheit als Jahre."

„Karl . . . laß uns hievon abbrechen! Du betrachtest Dich als Oberherrn Galliens . . . wir Bretannier erkennen Deine Rechte nicht an. Wie jeder Eroberer hast Du diese Rechte von . . ."

„Ich habe sie von Gott!" unterbrach der Kaiser mit dem Fuße stampfend Amael. „Ja, meine Rechte auf Gallien, ich habe sie von Gott . . . und von meinem Schwerte!"

„Von Deinem Schwerte, ja; von der Gewalt, ja; aber von Gott, nein! Der gerechte Gott heiligt den Raub nicht . . . mag es sich um eine Börse oder um ein Reich handeln. Chlodwig hatte sich Galliens bemächtigt; Dein Vater und Dein Großvater haben seiner Krone den letzten Sprößling von Chlodwig beraubt . . . daran ist uns wenig gelegen, uns, die wir weder dem Geschlechte von Chlodwig, noch dem von Karl Martel gehorchen wollen. Du verfügst über ein zahlloses Heer, Du hast schon Bretannien verwüstet, besiegt, Du wirst es abermals verwüsten, besiegen können, doch unterwerfen . . . nein! Nun, Karl, habe ich ausgesprochen. Du wirst kein Wort mehr in dieser Hinsicht von mir hören: ich bin Dein Gefangener, Dein Geißel. Gebiete über mich."

Der Kaiser, der seine Entrüstung mehrere Male beinahe hätte ausbrechen lassen, wandte sich an Eginhard und sagte nach kurzem Stillschweigen mit ruhigem Tone zu ihm: „Du, der Du die Thaten und Handlungen von Karl, dem erhabenen Gebieter Galliens, Kaiser von Germanien, Patrizier der Römer, Protector der Sueven, Bulgaren und Ungarn, aufzeichnest, wirst Folgendes schreiben: Ein Greis habe eine unerhört verwegene Sprache gegen Karl gesprochen, und Karl habe nicht umhin können, den Muth des Mannes, der so gesprochen, zu bewundern."

Und plötzlich den Ton ändernd, sagte der Kaiser, dessen einen Augenblick zorniges Gesicht einen Ausdruck von Gutmüthigkeit mit einer Beimischung von Feinheit annahm, zu dem Greise: „Also, Ihr bretannischen Herren der Armorica, was ich auch thun mag, Ihr wollt mich um keinen Preis zum Kaiser haben? Und Du? kennst Du mich denn nur?“

„Karl, wir kennen Dich in Bretannien durch die Uebel des Kriegs, welche Dein Vater und Du über uns verhängt haben. Wir wissen auch von Deinen zahlreichen Eroberungen in Europa; aber die eroberten Völker bewundern die Eroberer nur wenig.“

„Also für Euch Leute der Armorica bin ich, Karl, nur ein Mann der Eroberung, der Gewaltthat und der Schlacht?“

„Ja.“

„Wahrhaftig? nun wohl, so folge mir, Du wirst vielleicht Deine Ansicht ändern,“ sprach der Kaiser, nachdem er einen Augenblick nachgedacht hatte. Und er stand auf und nahm seinen Stock und seine Mütze. Als er sodann Vortigern erblickte, der bis dahin beiseit stehen geblieben war, fragte er: „Wer ist dieser hübsche junge Mensch da?“

„Es ist mein Enkel.“

„Octavius,“ sprach der Kaiser, indem er sich gegen den Römer umwandte, „das ist ein sehr junger Geißel!“

„Erhabener Kaiser, aus mehreren Gründen mußte man diesen Jüngling wählen. Seine Schwester hat Morvan, einen einfachen Ackermann, aber einen der unerschrockensten bretannischen Häuptlinge geheirathet; im letzten Kriege befehligte er die Reiterei . . .“

„Warum hat man aber dann diesen Morvan nicht hierher gebracht? Das wäre ein vortrefflicher Geißel gewesen!“

„Erhabener Fürst, um ihn hierher zu bringen, hätte man ihn zuvor festnehmen müssen . . . doch, obgleich er

schwer verwundet war, ist es Morvan durch Hülfe seiner Frau, einer Heldin, gelungen, mit dieser zu entkommen; es ist unmöglich gewesen, sie in dem unzugänglichen Gebirge, in das sich Beide geflüchtet, einzuholen. Man hat daher als Geißeln zwei andere sehr einflußreiche Stammshäuptlinge gewählt, die wir in Folge ihrer Wunden unter Weges gelassen haben, ferner diesen Greis, der die Seele der letzten Kriege gewesen ist, und endlich diesen jungen Menschen, der durch seine Familie in enger Verbindung mit einem der gefährlichsten Häuptlinge der Armorica steht. Ich gestehe, man hat hiebei auch den Bitten der Mutter dieses Jungen nachgegeben, denn sie wünschte lebhaft, ihn seinen Großvater auf der langen, für einen Hundertjährigen angreifenden Reise begleiten zu sehen."

„Und Du," sagte der Kaiser zu Vortigern, den er während der Erzählung von Octavius mit Aufmerksamkeit und Theilnahme angeschaut hatte, „Du hassest ohne Zweifel auch sehr Karl den Eroberer, Karl den Streitsüchtigen?"

„Der Kaiser Karl hat weiße Haare; ich, ich bin achtzehn Jahre alt," erwiederte der junge Bretannier erröthend und die Augen niederschlagend, „ich vermöchte nicht zu antworten."

„Greis," sprach Karl, indem er sich an Amael wandte, „die Mutter Deines Enkels muß eine glückliche Mutter sein. Doch da fällt mir ein, mein Junge: hättest Du nicht gestern, kurze Zeit vor meiner Ankunft, vom Pferde fallend, beinahe den Hals gebrochen?"

„Ich!" rief Vortigern, erröthend vor Stolz, „ich vom Pferde fallen? Wer hat das zu sagen gewagt?"

„Ho! ho! mein Junge, Du bist roth bis über die Ohren," versetzte lachend der Kaiser. „Beruhige Dich, ich will Deine Reitereitelkeit durchaus nicht verletzen; denn ehe ich Dich gesehen, habe ich endlose Erzählungen von Deiner Anmuth und Kühnheit zu Pferde gehört. Meine lieben Töchter und besonders die kleine Thetralde und die große Hildrude wiederholten mir hundertmal beim Abendbrod, sie

haben einen wilden kleinen Bretannier, obgleich er an einem Arm verwundet, sein Pferd wie der beste von meinen Stallmeistern regieren sehen."

„Verdiene ich einiges Lob, so muß man es meinem Großvater spenden, denn er hat mich reiten gelehrt," erwiederte Vortigern bescheiden.

„Ich liebe diese Antwort, mein Junge; sie ist ein Beweis von Deiner Bescheidenheit und von Deiner Ehrfurcht für die alten Leute. Nun sage mir: bist Du gelehrt? Kannst Du lesen und schreiben?"

„Ja, meine Mutter hat mich unterrichtet."

„Kannst Du die Messe im Chore singen?"

„Ich!" versetzte Vortigern sehr erstaunt, „ich die Messe singen! Nein, nein, bei uns singt man die Messe nicht."

„Seht Ihr sie, diese bretannischen Heiden!" rief Karl. „Ah! meine Bischöfe haben Recht, es ist ein verteufeltes Volk, dieses bretannische Volk! Wie Schade, daß ein so schöner Junge nicht im Chore singen kann!" rief Karl. Und er setzte seine Pelzmütze auf seinen dicken Kopf, stützte sich auf seinen Stock und sagte zu dem Greise: „Auf, folge mir, bretannischer Herr! Ah! Du kennst nur Karl den Streitsüchtigen? Ich will Dich einen andern Karl sehen lassen, den Du nicht kennst. Komm, komm!"

„Hinkend und sich auf seinen Stock stützend, wandte sich hienach der Kaiser nach der Thüre, indem er den Andern ihm zu folgen winkte; doch auf der Schwelle blieb er stehen und sprach zu Octavius: „Melde Hugh, meinem Oberjägermeister, daß ich bald einen Hirsch im Walde von Oppenheim jagen werde; er soll die Meute dahin schicken."

„Erhabener Fürst, Eure Befehle sollen vollzogen werden."

„Du wirst auch dem Obernomenclator meiner Tafel sagen, ich werde vielleicht im Waldschlößchen speisen, wenn die Jagd lange währt. Mein Gefolge wird auch speisen; der Schmaus soll kostbar sein. In Betreff meiner wirst

Du dem Nomenclator sagen, mein Geschmack habe sich nicht geändert: eine gut gebratene Wildkeule, die man mir ganz rauchend am Spieße bringt, das ist immer noch mein Leibessen."

Der junge Römer verbeugte sich abermals; Karl verließ zuerst das Zimmer, dann Eginhard und Amael. Octavius aber näherte sich Vortigern und sagte leise zu ihm: „Ich werde im Gemache der Töchter des Kaisers zu wissen thun, er gehe bald auf die Jagd. Bei Venus! die Mutter der Liebesgötter begünstigt Dich, mein junger Bretannier!"

Der Jüngling erröthete auf's Neue und zögerte, dem Römer zu antworten, als Amael sich umwandte, ihm rief und zu ihm sagte: „Komm, mein Kind, der Kaiser will sich auf Deinen Arm stützen, um die Treppe hinabzusteigen."

Immer mehr befangen, näherte sich Vortigern dem Kaiser. Dieser sagte zu seinen Kämmerern: „Nein, Niemand soll mich begleiten, außer Eginhard und den zwei Bretanniern." Dann sich an den Jüngling wendend: „Dein Arm wird mir eine bessere Stütze sein, als mein Stock; diese Treppe ist abschüssig; komm und gehe vorsichtig."

Auf den Arm von Vortigern gestützt, ging der Kaiser langsam die Stufen einer Treppe hinab, welche gegen die Halle eines innnern Hofes mündete; hier ließ Karl den Arm des jungen Bretanniers los und sagte zu ihm, indem er seinen Stock wieder nahm: „Du bist sehr vorsichtig gegangen, Du bist ein guter Führer. Wie Schade, daß Du nicht im Chore singen kannst!" So sprechend, folgte Karl einer Gallerie, welche längs dem Hofe hinlief; die Personen, die ihn begleiteten, gingen ein paar Schritte hinter ihm. Bald erblickte er außerhalb der Gallerie einen Sklaven, der den Hof durchschritt und auf seinen Schultern einen großen Korb trug.

„He da!" rief der Kaiser mit seiner kreischenden

Stimme, „Korbmann! hierher! Was hast Du in Deinem Korbe?“

„Eier, hoher Herr.“

„Wohin trägst Du sie?“

„In die Küche des erhabenen Kaisers.“

„Woher kommen diese Eier?“

„Von der Meierei Mulsheim, hoher Herr.“

„Von der Meierei Mulsheim?“ wiederholte der Kaiser nachdenkend, und er fügte alsbald bei: „Es müssen dreihundert und fünf und zwanzig Eier in diesem Korbe sein.“

„Ja, hoher Herr; das ist die Gülte, die man jeden Monat vom Pachthofe bringt.“

„Gehe . . . und nimm Dich in Acht, daß Du die Eier nicht zerbrichst,“ sagte der Kaiser.

Dann blieb er auf seinen Stock gestützt einen Augenblick stehen, wandte sich gegen Amael um und rief ihm zu: „He! bretannischer Herr, kommt hierher, an meine Seite.“ Amael gehorchte. Der Kaiser fügte, während er weiter ging, bei: „Karl, der Streitsüchtige, der Eroberer, ist wenigstens ein guter Haushälter; was denkst Du davon? Er weiß auf ein Ei, wie viel die Hühner seiner Meiereien legen. Wenn Du je nach Bretannien zurückkehrst, wirst Du das den Hausfrauen Deiner Heimath erzählen.“

„Komme ich je wieder in mein Vaterland, so werde ich die Wahrheit über das, was ich hier sehe, sagen.“

In diesem Augenblick klopfte Karl an eine auf die Gallerie gehende Thüre. Sogleich öffnete ein schwarz gekleideter junger Geistlicher und rief ganz erstaunt, indem er das Knie beugte: „Der Kaiser!“ Und als der Geistliche eine Bewegung machte, um an die Thüre eines anliegenden Saales zu laufen, dessen Eingang man sah, sagte Karl zu ihm: „Rühre Dich nicht! . . . Nicht wahr, Meister Clemens lehrt zu dieser Stunde?“

„Ja, erhabener Fürst.“

„Bleibe hier . . .“ Und sich an Amael wendend: „Herr Bretannier, Du wirst eine Schule besuchen, die ich gegründet habe; es unterrichtet darin Meister Clemens, ein ausgezeichneter Redekünstler, den ich aus Schottland habe kommen lassen. Die Kinder der vornehmsten Herren meines Hofes lernen nach meinem Willen in dieser Schule mit den Kindern meiner ärmsten Diener.“

„Karl, das ist gut . . . . ich wünsche Dir hiezu Glück.“

„Karl der Streitsüchtige hat aber dieses Gute gethan. . . . Doch komm und laß uns eintreten.“ Und sich an Vortigern wendend: „He! mein junger Mann, der Ihr die Messe nicht singen könnt, tretet ein und macht mit allen Euren Kräften die Augen und die Ohren auf; Ihr werdet Schüler von Eurem Alter sehen.“

Die unter der Leitung des Schotten Clemens stehende Pfalzschule, in welche die zwei Bretannier dem Kaiser folgten, war angefüllt von ungefähr zwei hundert Schülern; alle standen von ihren Bänken auf, als sie Karl erblickten; aber der Kaiser winkte ihnen und sagte: „Bleibt sitzen, meine Kinder; ich sehe Euch lieber mit der Nase auf Eure Studienhefte gebückt, als mit der Nase in der Luft, unter dem Vorwande der Ehrfurcht vor mir.“ Meister Clemens, der Director der Pfalzschule, schickte sich an, von seinem Katheder herabzusteigen; doch Karl rief: „Bleibe auf Deinem Weisheitsthrone, mein würdiger Meister; ich bin hier bloß einer von Deinen Unterthanen; ich will nur einen Blick auf die Arbeiten meiner Kinder werfen und von Dir erfahren, ob Du mit ihnen zufrieden bist und ob sie in meiner Abwesenheit Fortschritte gemacht haben. Laßt die Arbeiten vom heutigen Tage sehen.“

Der Kaiser bildete sich viel auf seine Kenntnisse in den schönen Wissenschaften ein; er setzte sich auf einen Stuhl neben dem Katheder von Clemens und prüfte lange mehrere Hefte, die ihm von verschiedenen Schülern vorge-

legt wurden; aber die Schüler, welche adeligen oder reichen Familien angehörten, überreichten dem Kaiser nur mittelmäßige oder abscheuliche Arbeiten, während im Gegentheil die ärmsten Schüler oder die von den niedrigsten Lebenslagen dem Kaiser so ausgezeichnete Arbeiten boten, daß Karl sich an Amael wandte und ausrief: „Wenn Du gelehrter wärest, Herr Bretannier, so würdest Du wie ich diese schriftlichen Arbeiten und diese Verse zu würdigen wissen; der süßeste Wohlgeschmack des Wissens macht sich in der Mehrzahl dieser Schriften fühlbar.“ Und sich an die Schüler wendend sprach Karl: „Ich lobe Euch ungemein, meine Kinder, für Euren Eifer in Erfüllung meiner Instructionen; bemüht Euch, die Vollkommenheit zu erreichen, und ich werde Euch reiche Bisthümer, herrliche Abteien geben.“ Dann faltete er die Stirne, warf einen zornigen Blick auf die trägen Adeligen und die faulen Reichen und sprach: „Was Euch betrifft, Ihr Söhne der Vornehmsten der Nation, Ihr zarten und hübschen Kinder, die Ihr, auf Eurer Geburt und Eurem Vermögen ausruhend, meine Befehle und Eure Studien vernachläßigt habt . . . was Euch betrifft!“ rief er immer zorniger, indem er mit seinem Stocke auf den Boden stieß, „Andere mögen Euch bewundern, ich, ich mache mir nichts aus Eurem Vermögen und Eurer Geburt! . . . Höret und und behaltet wohl diese Worte: Beeilt Ihr Euch nicht, Eure Nachläßigkeit durch einen beharrlichen Fleiß wieder gut zu machen, so werdet Ihr nie Etwas von mir erhalten!“ Die reichen Faullenzer schlugen ganz zitternd die Augen nieder. Der Kaiser stand nun auf und sagte zu einem jungen Geistlichen Namens Bernhard, welcher, kaum zwanzig Jahre alt, einer von den Schülern war, deren ausgezeichnete Arbeiten seine Aufmerksamkeit erregt hatten: „Du, mein Junge, folge mir, ich mache Dich heute schon zum Geistlichen meiner Kapelle, und meine Gunst wird nicht hiebei stehen bleiben.“ Dann wandte er sich an Amael und sprach: „Du siehst, Herr Bretannier, Karl der

Streitsüchtige handelt in seiner demüthigen Menschlichkeit, wie der Herrgott in seiner Göttlichkeit handelt; er trennt die Trespe vom guten Korn, stellt die Guten zu seiner Rechten und die Bösen zu seiner Linken. Kehrst Du je nach Bretannien zurück, so wirst Du den Gelehrten Deines Landes sagen, Karl beaufsichtige nicht so schlecht die Schule, die er gegründet hat.

„Karl, ich werde sagen, ich habe Dich hierin mit Weisheit, Gerechtigkeit und Güte handeln sehen."

„Die schönen Künste und die Wissenschaften sollen meine Regierung verherrlichen. Wärest Du weniger Barbar, so würde ich Dich einer Sitzung unserer Academie beiwohnen lassen; wir haben Namen vom Alterthum angenommen: Eginhard heißt Homer, Clemens Horaz; ich, ich bin der König David; die unsterblichen Namen kleiden uns wie Riesenrüstungen Zwerge; wir ehren aber wenigstens diese Genies nach unseren besten Kräften. Und nun," fügte der Kaiser weiter gehend bei, „nun laßt uns als gute Katholiken die Messe hören."

Der Kaiser schritt den Personen, die ihn begleiteten, voran und folgte einer langen Gallerie. Als er an einer Ecke, wo es ziemlich dunkel war, einer jungen und hübschen Sklavin begegnete, trat er vertraulich auf sie zu, wie er dies bei der zahllosen Menge von Frauen aller Art, mit denen er seinen Palast füllte, zu thun pflegte, nahm sie lachend beim Kinn und dann um den Leib; er wollte sogar seine leichtfertigen Angriffe eben weiter treiben, da erinnerte er sich, daß er, trotz der Dunkelheit der Gallerie, von den Personen seines Gefolges gesehen werden konnte; er hieß durch einen Wink die Sklavin sich entfernen und sagte lachend zu Amael: „Karl zeigt sich gern zugänglich für seine Unterthanen."

„Und besonders für seine Unterthaninnen," erwiederte der Greis; „doch die Messe wird Dich absolviren!"

„Ah! heidnischer Bretannier!" murmelte der Kaiser; und wenige Augenblicke nachher trat er in die Basilica

von Aachen ein, welche an den kaiserlichen Palast anstieß. Vortigern und sein Großvater waren geblendet von der unglaublichen Pracht dieses Tempels, in den sich alle Bewohner des kaiserlichen Palastes begeben hatten. Vortigern sah in der Ferne, unter den glänzend geschmückten Concubinen, Töchtern und Enkelinnen von Karl, die blonde, reizende Thetralde, welche neben ihrer Schwester Hildrude saß. Der Kaiser nahm seinen gewöhnlichen Platz, hinter dem Chor, mitten unter den kostbar gekleideten Sängern ein. Einer derselben überreichte ehrerbietig dem Kaiser einen ebenholzenen Stab, mit dem er den Tact schlug und, wenn es sein mußte, das Signal zu den verschiedenen von der Liturgie bezeichneten Gesängen gab. Etwas vor dem Ende jedes Verses stieß Karl mit seiner kreischenden Stimme in Form eines Signals einen so seltsamen gutturalen Schrei aus, daß Vortigern, dessen Blick gerade den, beharrlich auf ihn gerichteten, schönen blauen Augen von Thetralde begegnet war, trotz der Heiligkeit des Ortes, trotz der wachsenden Beklommenheit, in die ihn die sanften Blicke von Thetralde versetzten, bei dem Schrei des Kaisers beinahe ein Gelächter aufgeschlagen hätte.

Als die Messe beendigt war, sagte Karl zu Amael: „Nun, Herr Bretannier, gestehe, daß ich im Nothfall, so streitsüchtig ich auch bin, einen guten Geistlichen und einen guten Cantor geben würde?"

„Ich verstehe mich nicht auf diese Dinge, ich sage nur, daß Du als Sänger einen Schrei ausgestoßen hast, der hundertmal falscher war, als der Schrei der Seeraben unserer Küste. Dann hat das Haupt eines Kaiserreiches, wie mir scheint, etwas Besseres zu thun, als die Messe zu singen."

„Du wirst immer ein Barbar und ein Götzendiener sein," rief der Kaiser, während er aus der Basilica wegging. In dem Augenblick, wo er sich unter dem Portal dieses Baudenkmals befand, sagte einer der Großen seines Hofes, die sich an seinem Wege drängten, zu ihm: „Er-

habener Fürst, man hat so eben den Tod des Bischofs von Limburg erfahren."

„Ho! ho! so eben erst? Das wundert mich sehr; man macht so scharf Jagd auf die Bisthümer, daß man den Tod der Bischöfe immer zwei bis drei Monate im Voraus verkündigt. Ist dieser Bischof wenigstens in gutem Geruch der Heiligkeit gestorben? Hat er sich in der andern Welt durch große Almosen empfohlen, die er den Armen hinterlassen?"

„Erhabener Fürst, er soll den Armen nur zwei Pfund Silber hinterlassen haben."

„Welch ein leichtes Viaticum für eine so lange Reise!" rief eine Stimme: das war die von Bernhard, dem armen und gelehrten Schüler, den Karl zum Geistlichen seiner Kapelle ernannt hatte, und der nach den Befehlen des Kaisers sich seit seinem Abgange aus der Pfalzschule in seiner Nähe hielt. Karl wandte sich gegen den jungen Mann, welcher, roth vor Verwirrung und schon die Kühnheit seiner Sprache bereuend, an allen Gliedern zitterte, um und sagte zu ihm: „Folge mir;" als er aber sah, daß die Großen seines Hofes ihn zu begleiten sich anschickten, fügte Karl bei: „Nein, nein, die zwei Bretannier, Eginhard und dieser junge Geistliche werden mich allein begleiten; Ihr Andern haltet Euch bereit, zur Jagd aufzubrechen."

Die glänzende Menge blieb stehen, der Kaiser aber gelangte wieder in die Gallerien des Palastes, ohne ein anderes Gefolge, als Vortigern, Amael, Eginhard und den armen Bernhard; mehr todt als lebendig, ging der Geistliche hinter den Andern; er befürchtete, durch seinen unbesonnenen Ausfall, den Geiz des verstorbenen Bischofs tadelnd, den Kaiser erzürnt zu haben. Wie groß war daher das Erstaunen des Schülers, als nach einigen Schritten Karl sich umwandte und zu ihm sagte: „Nähere Dich, nähere Dich! Du findest also, daß der Bischof von Limburg zu wenig Geld für die Armen hinterlassen hat?"

„Hoher Herr!"

„Antworte! Wärest Du, wenn ich Dir dieses Bisthum verliehe, in dem Augenblick, wo Du vor Gott erscheinen solltest, freigebiger als der Bischof von Limburg?"

„Erhabener Fürst," antwortete, verblüfft durch dieses unerhörte Glück, der arme Schüler, indem er sich dem Kaiser zu Füßen warf, „dem Willen Gottes und Eurer Allmacht steht es zu, über mein Schicksal zu entscheiden."

„Stehe auf, ich ernenne Dich zum Bischof von Limburg, und folge mir; es ist gut, daß Du erfährst, mit welcher Hitze man sich hier um die Bisthümer streitet; man kann darnach die Reichthümer beurtheilen, die sie eintragen. Und hat man einmal das Bisthum, so ist die Habgier nicht nur nicht gesättigt, sondern sie steigert sich noch viel mehr. Erinnerst Du Dich, Eginhard, des frechen Bischofs von Manheim? Bei einem meiner Feldzüge gegen die Hunnen hatte ich ihn bei meiner Frau Hildegarde zurückgelassen; trieb nicht dieser Bursche, den die Vertraulichkeit, welche ihm meine Frau bezeigte, hoffärtig machte, die Frechheit so weit, daß er von ihr als Geschenk den goldenen Stab, dessen ich mich als Symbol meiner Macht bediene, forderte, um denselben, wie er sagte, als Spazierstock zu gebrauchen! Beim König des Himmels! das Scepter von Karl wird nicht so bald den Bischöfen seines Reiches als Stab dienen!"

„Du täuschest Dich, Karl! das sage ich Dir," entgegnete Amael; „früher oder später werden sich die Bischöfe Deines Scepters bedienen, um die Völker nach ihrem Gefallen zu führen."

„Beim Hammer meines Großvaters! ich würde die Hüte der Bischöfe auf ihrem Haupte zerschmettern, wenn sie meine Macht usurpiren wollten!"

„Nein, denn Du fürchtest sie! Ich nehme die großen Güter und die Schmeicheleien zu Zeugen, die Du an sie verschwendest."

„Ich fürchte die Bischöfe?" rief der Kaiser; und

Ratte, die je in einer Rattenfalle gefangen worden ist; dann diese Ratte mit kostbaren Aromaten einzubalsamiren, sie in orientalische, goldgestickte Stoffe zu wickeln, dem Bischof von Vinorbergen als eine ungeheure Rarität von einer Ratte aus Judäa, welche ein venetianisches Schiff mitgebracht, anzubieten und an diesen Prälaten als die wunderbarste der Ratten zu verkaufen."

Ein ungeheures Gelächter erscholl unter den Zeugen dieser Scene, während der Bischof, erzürnt, aber sich bezwingend, die Augen vor Karl niederschlug, welcher also fortfuhr: „Wißt Ihr nun, welchen Preis der Bischof von Vinorbergen für diese Wunderratte bezahlt hat? Zehntausend Silberpfennige! ja, zehntausend Silberpfennige, so viel! Ich habe die Summe hier, der Jude hat sie mir zurückgebracht! . . . sie wird unter die Armen vertheilt werden!" Dann setzte Karl mit strenger Miene hinzu: „Bischöfe, Bischöfe, seid wohl hierauf bedacht! . . . Ihr müßt die Väter, die Versorger der Armen sein, Euch nicht gierig nach eitlen Frivolitäten zeigen . . . und Ihr thut gerade das Gegentheil und ergebt Euch dem Geize und nichtigen Begierden! Beim König des Himmels! nehmet Euch in Acht . . . Die Hand des Kaisers hat Euch erhoben, sie könnte Euch auch wieder erniedrigen. Nein, Bischof von Vinorbergen, Du wirst das Bisthum Limburg nicht bekommen; behalte das Deinige und wisse mir Dank für meine Milde. Was Euch Andere betrifft, erfahret, daß ich das Bisthum einem jungen Manne versprochen habe. Ich will aber mein Wort nicht einem jungen Manne brechen."

In diesem Augenblick traten die Höflinge auf die Seite, um Mathalgarde, eine von den Concubinen des Kaisers, durchzulassen. Diese sehr schöne Frau näherte sich dem Kaiser mit einer des glücklichen Erfolges ihrer Bitte versicherten Miene und sagte freundlich zu ihm: „Mein liebenswürdiger Herr, das Bisthum Limburg ist

erledigt; ich habe es, an Eurem Gutheißen nicht zweifelnd, einem Geistlichen, den ich begünstige, versprochen."

„Theure Mathalgarde, ich kann Euch nichts abschlagen; doch ich habe das Bisthum einem jungen Manne gegeben, und ich vermöchte es ihm nicht wieder zu nehmen."

Mathalgarde ergriff eine von den Händen des Kaisers und sprach mit ihrer süßesten, einschmeichelndsten Stimme zärtlich zu ihm: „Erhabener Fürst, mein huldreicher Gebieter, warum bringt Ihr dieses Bisthum so schlecht an, indem Ihr es einem jungen Menschen, einem Kinde ohne Zweifel, gebt? Ich beschwöre Euch, bewilligt das Bisthum meinem Geistlichen, Ihr habt keinen getreueren, ergebeneren Diener."

Plötzlich rief eine klägliche Stimme, welche hinter dem Vorhange hervor kam, zum großen Erstaunen der Anwesenden: „Herr Kaiser, seid standhaft! . . . duldet nicht, daß Euch irgend Jemand die Macht entreißt, die Euch Gott gegeben hat . . . Seid standhaft! erhabener Fürst! seid standhaft!" Das war die Stimme des armen Bernhard, der, befürchtend, Karl werde sich durch die schmeichelnden Worte von Mathalgarde verführen lassen, ihn so an sein Versprechen erinnerte. Da schob der Kaiser den Vorhang, hinter dem der Geistliche stand, auf die Seite, nahm ihn bei der Hand, stellte ihn den Versammelten vor und sprach: „Das ist der neue Bischof von Limburg . . ." Und sich an Bernhard wendend: „Vergiß nie, reichliche Almosen auszutheilen. Das wird eines Tags Dein Viaticum für die lange Reise sein, von der man nicht mehr zurückkehrt."

So in ihrer Hoffnung getäuscht, erröthete die schöne Mathalgarde vor Aerger und verließ ungestüm das Gemach; bald folgten ihr die nicht minder getäuschten Höflinge und der Bischof von Vinorbergen, der, ohne es zu wollen, zum Vortheil der Armen eine Ratte so theuer bezahlt hatte.

„Herr Bretannier," sagte der Kaiser zu Amael, den er zu sich an das Fenster winkte, das er öffnete, um auf den Balcon hinauszutreten und hier die sanfte Wärme der Herbstsonne zu genießen, „findest Du, daß Karl in der Laune ist, die Bischöfe sich seines Scepters, in Form eines Stabes, um seine Völker zu führen, bedienen zu lassen?"

„Karl, willst Du mir am Ende dieses Tages eine kurze Unterredung gewähren, so werde ich Dir aufrichtig meine Gedanken über das, was ich hier sehe, sagen; ich werde das Gute loben, ich werde das Schlimme tadeln."

„Du siehst Schlimmes hier?"

„Hier . . . und anderswo."

„Wie, anderswo?"

„Glaubst Du denn, Dein Palast und die Stadt Aachen, Deine Lieblingsstadt, seien ganz Gallien?"

„Was sprichst Du mir von Gallien? ich habe vor Kurzem seine nördlichen Provinzen durchzogen . . . ich bin bis in Boulogne gewesen, wo ich einen Leuchtthurm für die Schiffe habe errichten lassen, und . . ." Doch der Kaiser unterbrach sich und sagte zu dem Greise, indem er nach einer Stelle des Hofes deutete, den der Balcon beherrschte: „Schau! . . . und höre!"

Amael sah bei einer von den Gallerien einen jungen Mann von hoher, kräftiger Gestalt, mit schwarzem, buschigem Barte, der das reiche Gewand der Bischöfe trug; zwei von seinen Sklaven hatten ihm ein äußerst friedliches Pferd, wie es sich für einen Prälaten geziemt, gebracht und ganz nahe vor eine steinerne Bank gestellt, damit es ihrem Herrn leichter wäre, sein Thier zu besteigen; aber der junge Bischof, der zwei Frauen bemerkte, welche ihm von einem Fenster aus zuschauten, und ohne Zweifel einen Beweis von seiner Gewandtheit geben wollte, befahl den Dienern ungeduldig, das Pferd von der Bank zu entfernen; dann ergriff er, selbst die Hülfe des Steigbügels verachtend, die Mähne des Thieres und schwang sich mit einem so kräftigen Sprunge hinauf, daß er, das Ziel überrennend,

beinahe auf die andere Seite des Pferdes gefallen wäre und ziemlich große Mühe hatte, um sich im Sattel zu befestigen. Dieser gefährliche Sprung hatte die Aufmerksamkeit des Kaisers auf den zu behenden Prälaten gelenkt, er rief ihm auch, in dem er sich über den Balcon neigte, mit seiner kreischenden Stimme zu: „He! he! . . . mein flinker Prälat . . . ein Wort, wenn's beliebt?" Der junge Mann schaute empor, erkannte Karl und verbeugte sich ehrerbietig.

„Du bist lebhaft, gewandt und behend," rief der Kaiser; „Du hast einen guten Fuß, einen guten Arm, ein gutes Auge; die Ruhe unseres Reiches wird jeden Tag durch den Krieg gestört; wir bedürfen sehr Geistlicher von Deiner Art; bleibe also, um unsere Beschwerden zu theilen, da Du so hurtig zu Pferde steigen kannst . . . Ich werde Dein Bisthum einem minder flinken Manne geben."

Der junge Bischof senkte ganz verwirrt den Kopf. Er schaute den Kaiser mit einer flehenden Miene an, als man in der Ferne das Gebelle einer zahlreichen Meute und das Schallen der Hörner vernahm.

„Das ist meine Jägerei," sagte der Kaiser; „wir brechen zur Jagd auf, Herr Bretannier, und heute Abend, wenn Du willst, plaudern wir. Kehre mit Deinem Enkel in Deine Wohnung zurück; man wird Euch Euren Morgenimbiß bringen, wonach Ihr mir folgen möget; ich bin begierig, zu sehen, ob Dein Jüngling ein so geschickter Reiter ist, als man sagt, und dann höre, obgleich die Uebung der Jagd ein leichtfertiges Vergnügen ist, — ein Vergnügen, das ich indessen, ich gestehe es, leidenschaftlich liebe, denn in Friedenszeiten erhält es mich in Kraft und Gesundheit, — Du wirst vielleicht finden, daß Karl zuweilen einen guten Nutzen aus Leichtfertigkeiten zieht. Nehmt also Euer Mahl ein, ich will das meinige einnehmen, und dann zu Pferde!"

Octavius holte Amael und seinen Enkel nach ihrem Morgenimbiß ab. Während sie sich nach einem der Höfe des Palastes wandten, benützte der junge Römer einen Augenblick, wo ihn der Greis nicht hören konnte, und sagte lachend zu Vortigern: „Glücklicher Junge! ich bin fest überzeugt, daß zwei Paare schöner Augen, die einen ebenholzschwarz, die anderen azurblau, schon von fern in der Menge der Höflinge gesucht haben.“ Doch Octavius unterbrach sich, als er die Röthe wahrnahm, mit der sich das Gesicht des jungen Bretanniers färbte, und er fügte dann bei: „Warte doch das Ende meiner Worte ab, ehe Du purpurroth wirst . . . Ich sagte, zwei schöne blaue Augen und zwei schöne schwarze Augen haben schon mehr als einmal in der Menge der Höflinge gesucht . . . das ehrwürdige Gesicht Deines Großvaters, denn nichts zieht die schönen Augen mehr auf sich, als ein langer weißer Bart. Das ist so wahr, daß heute Morgen in der Messe die blonde Thetralde und die braune Hildrude den Gottesdienst vergaßen, um beständig . . . Deinen Großvater anzuschauen, der neben Dir stand . . . Oh! nun erröthest Du abermals. Befürchtest Du, die reizenden Töchter des Kaisers werden in einen Hundertjährigen verliebt?“

„Laß mich, Deine Scherze sind mir unerträglich,“ versetzte Vortigern ungeduldig. „Ich weiß nicht, was Du damit sagen willst.“

„Oh! wie ansteckend ist die Hofluft!“ rief Octavius. „Dieser junge Bretannier ist kaum seinen Heiden entlaufen, und schon ist er nicht minder Duckmäuser, als ein alter Pfaffe.“

Durch die Spöttereien von Octavius immer mehr verlegen gemacht, stammelte Vortigern ein paar Worte, und bald bestiegen der Greis, sein Enkel und der junge Römer vortreffliche Pferde, die sie in einem der Höfe des Palastes von Sklaven bewacht fanden, und folgten dem Kaiser.

Karlmann und Ludwig, welche am Morgen vom Schlosse Heristall angekommen waren, begleiteten Karl, eben so auch fünf von seinen Töchtern und vier von seinen Concubinen; die andern Frauen des Palastes nahmen diesmal nicht Theil an der Belustigung der Jagd. Unter den Jägerinnen bemerkte man Emma, welche muthig auf ihrem Rücken den Erzcaplan getragen hatte. Noch schön, näherte sie sich der Reife des Alters; dann kam Bertha, welche mit dem Blicke Engelbert, den schönen Abt von St. Riquier, suchte; sodann Adeltrude, welche von fern Audoin, einem der kühnsten Hauptleute des Kaisers, zulächelte; endlich die braune Hildrude und die blonde Thetralde, die, Beide, mit den Augen . . . den hundertjährigen Bretannier ohne Zweifel suchten, wie es Octavius zu Vortigern gesagt hatte. Die meisten Herren von Karls Gefolge trugen sehr seltsame Gewänder, die sie mit großen Kosten von Pavia, wohin der Handel die Reichthümer des Orients brachte, hatten kommen lassen. Unter diesen Höflingen hatten die Einen mit tyrischem Purpur gefärbte Tuniken, verziert mit breiten Pelerinen, Aufschlägen und Besätzen von phönicischen Vogelbälgen; die Federn vom Halse, vom Rücken und vom Schweife der asiatischen Pfauen machten diese reichen Gewänder in allen Reflexen von Azur, Gold und Smaragd glänzen. Andere Höflinge trugen kostbare Röcke von Murmelthier- oder Wieselhäuten von Judäa, ein Pelzwerk so fein, so zart wie der Balg der Vögel; Mützen mit wogenden Federn, Beinkleider von Stoff, rothe oder grüne Halbstiefel von orientalischem Leder, mit Gold oder Silber gestickt, vollendeten den glänzenden Anzug dieser Hofleute. Die plumpe bäurische Tracht des Kaisers contrastirte allein mit der Pracht seiner Höflinge; seine dicken, großen, ledernen Stiefel mit eisernen Sporen gingen ihm bis an die Schenkel; er trug über seiner Tunica eine weite Kasake von Lämmerfell, das Vließ nach außen, hatte eine Mütze von Dachsfell auf dem Kopfe, und hielt in der Hand eine Peitsche mit kurzem

Stiel, um seine Jagdhunde zu bestrafen. Durch seinen hohen Wuchs, der den seiner Leute weit überragte, erblickte Karl von fern Vortigern und seinen Großvater, und er rief: „He! Herr Bretannier! kommt, wenn's Euch beliebt, hierher an meine Seite; ich will wissen, ob Euer Enkel ein so guter Reiter ist, als mir meine Mädchen sagen." Die Reihen der Höflinge öffneten sich, um Amael und seinem Enkel Raum zu geben, welcher bescheiden seinem Großvater folgte und es nicht wagte, die Augen zu der den Kaiser umgebenden Gruppe der Frauen aufzuschlagen. Der Kaiser betrachtete aufmerksam Vortigern, der sein Pferd mit seiner gewöhnlichen Anmuth führte, und sagte zu ihm: „Der alte Karl beurtheilt mit einem Blicke die Geschicklichkeit eines Reiters. Ich bin zufrieden, doch gestehe, mein Junge, die Jagd ist Dir lieber, als die Messe, und der Sattel Deines Rosses lieber als eine Kirchenbank? . . . Sprich, antworte . . ."

„Ich ziehe die Jagd der Messe vor," erwiederte offenherzig Vortigern; „aber ich liebe den Krieg mehr, als die Jagd."

„Ist Deine Antwort nicht die eines guten Katholiken, so ist sie doch die eines aufrichtigen Jungen. Was denkt Ihr, Mädchen?" fügte der Kaiser sich an die Gruppe der Jägerinnen wendend bei: „Seid Ihr nicht meiner Ansicht?"

„Du fragtest den jungen Mann, was er vorziehe," erwiederte die braune Hildrude, während sie Vortigern fest anschaute; „er hat aufrichtig gesprochen. Hiefür lobe ich ihn, er sagt, was er thut, er würde thun, was er sagt. Tapferkeit und Redlichkeit sind in seinem Gesichte zu lesen."

Die blonde Thetralde, welche nicht nach ihrer Schwester zu sprechen wagte, wurde dunkelroth wie eine Kirsche und warf einen Blick des Neides, beinahe des Zorns auf die braune Hildrude, auf deren Erwiederung sie ohne Zweifel eifersüchtig war.

„Ich muß also auch diesen jungen Helden für seine

Offenherzigkeit loben, um nicht mit den Mädchen uneinig zu sein," sprach der Kaiser. „Vorwärts! Marsch!" Und er neigte sich an das Ohr von Amael und sagte leise zu ihm, indem er mit einem spöttischen Blicke die Menge seiner so glänzenden, unter ihren befiederten Tuniken so schimmernden Höflinge deutete: „Nicht wahr, das sind reich gekleidete Bursche? Schaue sie aufmerksam an; suche die Pracht ihrer Gewänder nicht zu vergessen; ich werde Dich zu geeigneter Zeit hieran erinnern." Und der Kaiser sprengte im Galopp weg, gefolgt von seinem ganzen Hofe, nachdem er den Höflingen, sowie den zwei Bretanniern zugerufen hatte: „Sind wir einmal im Walde, so ist Jeder für sich und der Gnade seines Pferdes überlassen. Auf der Jagd gibt es keinen Kaiser und keinen Hof: es gibt nur Jäger!"

Die Jagd fand in einem großen Walde statt, der vor den Thoren von Aachen lag. Anfangs glänzend, hatte sich die Sonne allmälig unter einem von jenen in dieser Jahreszeit und in diesen nördlichen Ländern so häufigen Nebeln verschleiert. Nach dem Befehle des Kaisers war keiner seiner Höflinge in seiner unmittelbaren Nähe geblieben; die Jäger zerstreuten sich; die Einen, welche verwegener, verließen die den Hirsch durch das Gehölze ungestüm verfolgende Meute nicht; die Anderen, minder unerschrockene Jäger, ließen sich vom Tone der Hörner oder dem Gebelle der Hunde leiten und sahen in der Ferne, von Zeit zu Zeit, den Hirsch, die Meute und die Jäger aus den Umkreisungen hervorkommen und durch die Baumgänge rennen. Schon am Anfange der Jagd hatte Karl, durch seine Hitze fortgerissen, seine Töchter verlassen, welche übrigens auch unfähig waren, ihm durch das dichte Gestrüppe zu folgen, in das der Kaiser der Franken wie der Letzte von seinen Jägern eindrang. Einen Augenblick

von seinem Großvater unter dieser stürmischen Versammlung getrennt, wo gegen hundert Pferde, auf einem Kreuzwege vereinigt, durch die Fanfaren der Hörner angereizt, sich gegenseitig belebten, stampften, wieherten, sich bäumten, suchte Vortigern, indem er sich auf den Steigbügeln erhob, Amael mit dem Blicke, als sein Pferd einen gewaltigen Seitensprung machte und mit solcher Hast durchging, daß der junge Bretannier, als es ihm nach großer Anstrengung gelang, wieder Herr seines Rosses zu werden, sich schon sehr weit von den Jägern entfernt fand. Da er nun mit den Augen den immer mehr sich verdichtenden Nebel zu durchdringen suchte, sah er sich allein in einer langen Allee, deren durch den Nebel verschleierte Ausgänge er nicht unterscheiden konnte. Er horchte, hoffend, in der Ferne das Geräusch der Jagd zu hören, das ihn, um sie wieder zu erreichen, geleitet hätte; aber es herrschte die tiefste Stille in diesem Theile des Waldes, dessen Wege Vortigern nicht kannte. Nach einigen Augenblicken traf indessen der rasche Galopp zweier Pferde, welche in aller Geschwindigkeit hinter ihm herbeikamen, an sein Ohr; dann vernahm er einen Schrei, der mehr durch den Zorn als durch den Schrecken ausgestoßen zu werden schien. Er erblickte durch den Nebel eine unbestimmte Form, sie wurde immer deutlicher, und die blonde Thetralde, die Tochter des Kaisers, erschien vor den Augen des jungen Bretanniers; in ein langes Gewand von saphirblauem Tuch, verbrämt mit Hermelin so weiß wie das Haar ihres Zelters, gekleidet, trug Thetralde auf ihren blonden Flechten eine kleine Mütze ebenfalls von Hermelin; eine Schärpe von tyrischer Seide mit lebhaften Farben, deren lange Enden im Winde flatterten, umschloß ihre zarte Gestalt. Das naive, reizende Gesicht der Kaiserstochter glänzte, belebt durch die Hitze des Rennens, von einem feurigen Incarnat; immer mehr erröthend beim Anblick von Vortigern, schlug sie ihre großen blauen Augen nieder, wäh-

rend die ungestümen Wogungen ihres fünfzehnjährigen Busens den engen Leib ihres Kleides emporhoben. Die Verwirrung von Vortigern kam der Verwirrung von Thetralde gleich; wie sie, blieb er stumm, verlegen; wie sie, hielt er die Augen gesenkt; wie sie endlich, fühlte er sein Herz heftig schlagen. Die stillschweigende Verlegenheit der zwei Kinder wurde durch Thetralde unterbrochen. Mit einer schüchternen, unsichern Stimme sagte sie zu dem Bretannier, ohne daß sie ihn anzuschauen wagte: „Ich glaubte Dich nie einholen zu können; Dein Pferd hatte einen so großen Vorsprung vor meinem Zelter . . .!

„Es ist . . . mein Pferd ist mit mir durchgegangen . . .“

„Oh! ich habe es wohl bemerkt . . . meine Schwester Hildrude auch,“ fügte Thetralde ihre schönen Brauen zusammenziehend bei; „dann sind wir Dir Beide nachgerannt . . . weil wir befürchteten, unbekannt mit den Wegen des Waldes könntest Du Dich verirren,“ setzte Thetralde hastig hinzu.

„Es schien mir auch, als hörte ich den Galopp zweier Pferde . . . dann einen Schrei!“

„Meine Schwester wollte mir zuvorkommen, aber ich, ich gab ihrem Pferde mit der Reitpeitsche einen guten Schlag auf den Kopf. Ganz erschrocken hat es sich auf die Seite in eine Allee geworfen und ist mit Hildrude durchgegangen; da sie es nicht bemeistern konnte, so stieß sie einen Schrei des Zorns aus.“

„Aber sie läuft vielleicht Gefahr? . . .“

„Nein, nein, meine Schwester wird am Ende ihr Pferd anhalten; nur, da der Nebel sehr dicht ist, wird sie uns nicht einholen können, und darüber freue ich mich.“

Vortigern war auf der Folter; doch ein unaussprechlich süßes Gefühl vermischte sich mit seiner Beklommenheit. Die zwei Kinder schwiegen abermals; die Tochter des Kaisers der Franken brach zuerst das Stillschweigen

dies doch nicht der Name des Kriegers, der Karl Martel in der Schlacht bei Poitiers das Leben gerettet hat . . . es ist sicherlich ein fränkischer Name und nicht der, den Du sagst."

„War es nicht der Name Berthoald?" versetzte der Greis.

„Ja," antwortete Eginhard rasch, „es war der Name Berthoald . . . und in einigen von seiner Hand geschriebenen Zeilen empfahl der glorreiche Karl seinen Söhnen diesen Berthoald, dem er das Leben verdankte."

Während dieses Gespräch zwischen dem alten Bretannier und dem Erzcaplan stattfand, hatte sich der Kaiser mit Hülfe seines Kammerdieners vollends angekleidet. Diese Kleidung, die alte Tracht der Franken, der Karl (abgesehen von den großen Empfangstagen) treu blieb, bestand einmal aus Hosen von dicker Leinwand, welche über einander gekreuzte, rothe wollene Bänder an den Schenkeln und Beinen befestigten, sodann aus einer Tunica von saphirblauem friesischem Tuch, die ein seidener Gürtel umschloß; im Herbst und Winter trug der Kaiser dabei noch eine Kasake von Fischotterhaut oder von Schaffell. So gekleidet, setzte sich Karl auf einen Stuhl unfern von einem Vorhang, dessen Bestimmung es war, eines von den Fenstern zu verhüllen, welches auf den Balcon ging, der ihm als Beobachtungsposten diente.

Auf einen Wink von Karl ging der Diener ab. Als der Kaiser mit Eginhard, Vortigern und Amael allein war, sagte er zu diesem:

„Greis, habe ich meinen Caplan wohl gehört . . . so hat ein Franke Namens Berthoald meinem Großvater das Leben gerettet. Wie kommt es, daß Ihr, dieser Berthoald und Du, eine und dieselbe Person seid?

„Vernehmet die Geschichte mit zwei Worten. Von einem abenteuerlichen Geiste angetrieben, verließ ich in meinem fünfzehnten Jahre meine Familie, welche dem gallischen Geschlechte angehörte und damals ihren Wohnsitz in

Burgund hatte. Nach längerem Hin- und Herziehen brachte ich eine Bande entschlossener Männer zusammen; ich war damals zwanzig Jahre alt. Durch eine schmähliche Lüge habe ich einen fränkischen Namen angenommen und mich für einen dem fränkischen Geschlechte Angehörigen ausgegeben, in der Absicht, mir die Protection von Karl Martel zu erwerben. Um ihn noch mehr für mein Schicksal zu interessiren, bot ich ihm mein Schwert, das meiner Leute wenige Tage vor der Schlacht von Poitiers an. In dieser Schlacht habe ich ihm das Leben gerettet; von da an mit Gunstbezeigungen überhäuft, stritt ich fünf Jahre unter seinen Befehlen."

„Und dann?"

„Dann . . . da ich mich meiner Lüge schämte und mich noch mehr mit den Franken zu dienen schämte, verließ ich Karl Martel, um nach Bretannien, meinem Heimathlande, zurückzukehren . . . Dort bin ich Ackermann geworden!"

„Ja, und bei der Capelle des heiligen Martin, Du bist Aufrührer geworden!" rief der Kaiser mit seiner kreischenden Stimme, die nun einen scharfen Falsetton annahm. „Ja, ich weiß, daß man Dich ausdrücklich als Geißel gewählt hat, Dich, den Anstifter und die Seele der Empörungen, der Kriege, welche in Bretannien ausgebrochen sind . . . unter der Regierung von Pipin, meinem Vater, und unter m e i n e r Regierung, da in diesem letzten Kriege Deine verteufelten Landsleute meine alten kriegsgewohnten Truppen decimirt haben."

„Ich habe in allen diesen Kriegen nach meinen besten Kräften gefochten."

„Nach Deinen besten Kräften, Verräther! Wie! mit Gunstbezeigungen von meinem Großvater überhäuft, hast Du Dich nicht geschämt, Dich mit bewaffneter Hand gegen seinen Sohn und gegen mich zu empören?"

„Es quält mich nur ein Gewissensbiß: der, daß ich die Gunst Deines Großvaters verdient habe. Ich werde

es mir immer zum Vorwurfe machen, daß ich mich für ihn geschlagen."

„Greis!" rief der Kaiser purpurroth vor Zorn, „Du hast noch mehr Frechheit als Jahre."

„Karl . . . laß uns hievon abbrechen! Du betrachtest Dich als Oberherrn Galliens . . . wir Bretannier erkennen Deine Rechte nicht an. Wie jeder Eroberer hast Du diese Rechte von . . ."

„Ich habe sie von Gott!" unterbrach der Kaiser mit dem Fuße stampfend Amael. „Ja, meine Rechte auf Gallien, ich habe sie von Gott . . . und von meinem Schwerte!"

„Von Deinem Schwerte, ja; von der Gewalt, ja; aber von Gott, nein! Der gerechte Gott heiligt den Raub nicht . . . mag es sich um eine Börse oder um ein Reich handeln. Chlodwig hatte sich Galliens bemächtigt; Dein Vater und Dein Großvater haben seiner Krone den letzten Sprößling von Chlodwig beraubt . . . daran ist uns wenig gelegen, uns, die wir weder dem Geschlechte von Chlodwig, noch dem von Karl Martel gehorchen wollen. Du verfügst über ein zahlloses Heer, Du hast schon Bretannien verwüstet, besiegt, Du wirst es abermals verwüsten, besiegen können, doch unterwerfen . . . nein! Nun, Karl, habe ich ausgesprochen. Du wirst kein Wort mehr in dieser Hinsicht von mir hören: ich bin Dein Gefangener, Dein Geißel. Gebiete über mich."

Der Kaiser, der seine Entrüstung mehrere Male beinahe hätte ausbrechen lassen, wandte sich an Eginhard und sagte nach kurzem Stillschweigen mit ruhigem Tone zu ihm: „Du, der Du die Thaten und Handlungen von Karl, dem erhabenen Gebieter Galliens, Kaiser von Germanien, Patrizier der Römer, Protector der Sueven, Bulgaren und Ungarn, aufzeichnest, wirst Folgendes schreiben: Ein Greis habe eine unerhört verwegene Sprache gegen Karl gesprochen, und Karl habe nicht umhin können, den Muth des Mannes, der so gesprochen, zu bewundern."

Und plötzlich den Ton ändernd, sagte der Kaiser, dessen einen Augenblick zorniges Gesicht einen Ausdruck von Gutmüthigkeit mit einer Beimischung von Feinheit annahm, zu dem Greise: „Also, Ihr bretannischen Herren der Armorica, was ich auch thun mag, Ihr wollt mich um keinen Preis zum Kaiser haben? Und Du? kennst Du mich denn nur?"

„Karl, wir kennen Dich in Bretannien durch die Uebel des Kriegs, welche Dein Vater und Du über uns verhängt haben. Wir wissen auch von Deinen zahlreichen Eroberungen in Europa; aber die eroberten Völker bewundern die Eroberer nur wenig."

„Also für Euch Leute der Armorica bin ich, Karl, nur ein Mann der Eroberung, der Gewaltthat und der Schlacht?"

„Ja."

„Wahrhaftig? nun wohl, so folge mir, Du wirst vielleicht Deine Ansicht ändern," sprach der Kaiser, nachdem er einen Augenblick nachgedacht hatte. Und er stand auf und nahm seinen Stock und seine Mütze. Als er sodann Vortigern erblickte, der bis dahin beiseit stehen geblieben war, fragte er: „Wer ist dieser hübsche junge Mensch da?"

„Es ist mein Enkel."

„Octavius," sprach der Kaiser, indem er sich gegen den Römer umwandte, „das ist ein sehr junger Geißel!"

„Erhabener Kaiser, aus mehreren Gründen mußte man diesen Jüngling wählen. Seine Schwester hat Morvan, einen einfachen Ackermann, aber einen der unerschrockensten bretannischen Häuptlinge geheirathet; im letzten Kriege befehligte er die Reiterei . . ."

„Warum hat man aber dann diesen Morvan nicht hierher gebracht? Das wäre ein vortrefflicher Geißel gewesen!"

„Erhabener Fürst, um ihn hierher zu bringen, hätte man ihn zuvor festnehmen müssen . . . doch, obgleich er

schwer verwundet war, ist es Morvan durch Hülfe seiner Frau, einer Heldin, gelungen, mit dieser zu entkommen; es ist unmöglich gewesen, sie in dem unzugänglichen Gebirge, in das sich Beide geflüchtet, einzuholen. Man hat daher als Geißeln zwei andere sehr einflußreiche Stammshäuptlinge gewählt, die wir in Folge ihrer Wunden unter Weges gelassen haben, ferner diesen Greis, der die Seele der letzten Kriege gewesen ist, und endlich diesen jungen Menschen, der durch seine Familie in enger Verbindung mit einem der gefährlichsten Häuptlinge der Armorica steht. Ich gestehe, man hat hiebei auch den Bitten der Mutter dieses Jungen nachgegeben, denn sie wünschte lebhaft, ihn seinen Großvater auf der langen, für einen Hundertjährigen angreifenden Reise begleiten zu sehen."

„Und Du," sagte der Kaiser zu Vortigern, den er während der Erzählung von Octavius mit Aufmerksamkeit und Theilnahme angeschaut hatte, „Du hassest ohne Zweifel auch sehr Karl den Eroberer, Karl den Streitsüchtigen?"

„Der Kaiser Karl hat weiße Haare; ich, ich bin achtzehn Jahre alt," erwiederte der junge Bretannier erröthend und die Augen niederschlagend, „ich vermöchte nicht zu antworten."

„Greis," sprach Karl, indem er sich an Amael wandte, „die Mutter Deines Enkels muß eine glückliche Mutter sein. Doch da fällt mir ein, mein Junge: hättest Du nicht gestern, kurze Zeit vor meiner Ankunft, vom Pferde fallend, beinahe den Hals gebrochen?"

„Ich!" rief Vortigern, erröthend vor Stolz, „ich vom Pferde fallen? Wer hat das zu sagen gewagt?"

„Ho! ho! mein Junge, Du bist roth bis über die Ohren," versetzte lachend der Kaiser. „Beruhige Dich, ich will Deine Reitereitelkeit durchaus nicht verletzen; denn ehe ich Dich gesehen, habe ich endlose Erzählungen von Deiner Anmuth und Kühnheit zu Pferde gehört. Meine lieben Töchter und besonders die kleine Thetralde und die große Hildrude wiederholten mir hundertmal beim Abendbrod, sie

haben einen wilden kleinen Bretannier, obgleich er an einem Arm verwundet, sein Pferd wie der beste von meinen Stallmeistern regieren sehen."

„Verdiene ich einiges Lob, so muß man es meinem Großvater spenden, denn er hat mich reiten gelehrt," erwiederte Vortigern bescheiden.

„Ich liebe diese Antwort, mein Junge; sie ist ein Beweis von Deiner Bescheidenheit und von Deiner Ehrfurcht für die alten Leute. Nun sage mir: bist Du gelehrt? Kannst Du lesen und schreiben?"

„Ja, meine Mutter hat mich unterrichtet."

„Kannst Du die Messe im Chore singen?"

„Ich!" versetzte Vortigern sehr erstaunt, „ich die Messe singen! Nein, nein, bei uns singt man die Messe nicht."

„Seht Ihr sie, diese bretannischen Heiden!" rief Karl. „Ah! meine Bischöfe haben Recht, es ist ein verteufeltes Volk, dieses bretannische Volk! Wie Schade, daß ein so schöner Junge nicht im Chore singen kann!" rief Karl. Und er setzte seine Pelzmütze auf seinen dicken Kopf, stützte sich auf seinen Stock und sagte zu dem Greise: „Auf, folge mir, bretannischer Herr! Ah! Du kennst nur Karl den Streitsüchtigen? Ich will Dich einen andern Karl sehen lassen, den Du nicht kennst. Komm, komm!"

„Hinkend und sich auf seinen Stock stützend, wandte sich hienach der Kaiser nach der Thüre, indem er den Andern ihm zu folgen winkte; doch auf der Schwelle blieb er stehen und sprach zu Octavius: „Melde Hugh, meinem Oberjägermeister, daß ich bald einen Hirsch im Walde von Oppenheim jagen werde; er soll die Meute dahin schicken."

„Erhabener Fürst, Eure Befehle sollen vollzogen werden."

„Du wirst auch dem Obernomenclator meiner Tafel sagen, ich werde vielleicht im Waldschlößchen speisen, wenn die Jagd lange währt. Mein Gefolge wird auch speisen; der Schmaus soll kostbar sein. In Betreff meiner wirst

Du dem Nomenclator sagen, mein Geschmack habe sich nicht geändert: eine gut gebratene Wildkeule, die man mir ganz rauchend am Spieße bringt, das ist immer noch mein Leibessen."

Der junge Römer verbeugte sich abermals; Karl verließ zuerst das Zimmer, dann Eginhard und Amael. Octavius aber näherte sich Vortigern und sagte leise zu ihm: „Ich werde im Gemache der Töchter des Kaisers zu wissen thun, er gehe bald auf die Jagd. Bei Venus! die Mutter der Liebesgötter begünstigt Dich, mein junger Bretannier!"

Der Jüngling erröthete auf's Neue und zögerte, dem Römer zu antworten, als Amael sich umwandte, ihm rief und zu ihm sagte: „Komm, mein Kind, der Kaiser will sich auf Deinen Arm stützen, um die Treppe hinabzusteigen."

Immer mehr befangen, näherte sich Vortigern dem Kaiser. Dieser sagte zu seinen Kämmerern: „Nein, Niemand soll mich begleiten, außer Eginhard und den zwei Bretanniern." Dann sich an den Jüngling wendend: „Dein Arm wird mir eine bessere Stütze sein, als mein Stock; diese Treppe ist abschüssig; komm und gehe vorsichtig."

Auf den Arm von Vortigern gestützt, ging der Kaiser langsam die Stufen einer Treppe hinab, welche gegen die Halle eines innern Hofes mündete; hier ließ Karl den Arm des jungen Bretanniers los und sagte zu ihm, indem er seinen Stock wieder nahm: „Du bist sehr vorsichtig gegangen, Du bist ein guter Führer. Wie Schade, daß Du nicht im Chore singen kannst!" So sprechend, folgte Karl einer Gallerie, welche längs dem Hofe hinlief; die Personen, die ihn begleiteten, gingen ein paar Schritte hinter ihm. Bald erblickte er außerhalb der Gallerie einen Sklaven, der den Hof durchschritt und auf seinen Schultern einen großen Korb trug.

„He da!" rief der Kaiser mit seiner kreischenden

Stimme, „Korbmann! hierher! Was hast Du in Deinem Korbe?"

„Eier, hoher Herr."

„Wohin trägst Du sie?"

„In die Küche des erhabenen Kaisers."

„Woher kommen diese Eier?"

„Von der Meierei Mulsheim, hoher Herr."

„Von der Meierei Mulsheim?" wiederholte der Kaiser nachdenkend, und er fügte alsbald bei: „Es müssen dreihundert und fünf und zwanzig Eier in diesem Korbe sein."

„Ja, hoher Herr; das ist die Gülte, die man jeden Monat vom Pachthofe bringt."

„Gehe . . . und nimm Dich in Acht, daß Du die Eier nicht zerbrichst," sagte der Kaiser.

Dann blieb er auf seinen Stock gestützt einen Augenblick stehen, wandte sich gegen Amael um und rief ihm zu: „He! bretannischer Herr, kommt hierher, an meine Seite." Amael gehorchte. Der Kaiser fügte, während er weiter ging, bei: „Karl, der Streitsüchtige, der Eroberer, ist wenigstens ein guter Haushälter; was denkst Du davon? Er weiß auf ein Ei, wie viel die Hühner seiner Meiereien legen. Wenn Du je nach Bretannien zurückkehrst, wirst Du das den Hausfrauen Deiner Heimath erzählen."

„Komme ich je wieder in mein Vaterland, so werde ich die Wahrheit über das, was ich hier sehe, sagen."

In diesem Augenblick klopfte Karl an eine auf die Gallerie gehende Thüre. Sogleich öffnete ein schwarz gekleideter junger Geistlicher und rief ganz erstaunt, indem er das Knie beugte: „Der Kaiser!" Und als der Geistliche eine Bewegung machte, um an die Thüre eines anliegenden Saales zu laufen, dessen Eingang man sah, sagte Karl zu ihm: „Rühre Dich nicht! . . . Nicht wahr, Meister Clemens lehrt zu dieser Stunde?"

„Ja, erhabener Fürst."

„Bleibe hier ...“ Und sich an Amael wendend: „Herr Bretannier, Du wirst eine Schule besuchen, die ich gegründet habe; es unterrichtet darin Meister Clemens, ein ausgezeichneter Redekünstler, den ich aus Schottland habe kommen lassen. Die Kinder der vornehmsten Herren meines Hofes lernen nach meinem Willen in dieser Schule mit den Kindern meiner ärmsten Diener.“

„Karl, das ist gut . . . ich wünsche Dir hiezu Glück.“

„Karl der Streitsüchtige hat aber dieses Gute gethan. . . . Doch komm und laß uns eintreten.“ Und sich an Vortigern wendend: „He! mein junger Mann, der Ihr die Messe nicht singen könnt, tretet ein und macht mit allen Euren Kräften die Augen und die Ohren auf; Ihr werdet Schüler von Eurem Alter sehen.“

Die unter der Leitung des Schotten Clemens stehende Pfalzschule, in welche die zwei Bretannier dem Kaiser folgten, war angefüllt von ungefähr zwei hundert Schülern; alle standen von ihren Bänken auf, als sie Karl erblickten; aber der Kaiser winkte ihnen und sagte: „Bleibt sitzen, meine Kinder; ich sehe Euch lieber mit der Nase auf Eure Studienhefte gebückt, als mit der Nase in der Luft, unter dem Vorwande der Ehrfurcht vor mir.“ Meister Clemens, der Director der Pfalzschule, schickte sich an, von seinem Katheder herabzusteigen; doch Karl rief: „Bleibe auf Deinem Weisheitsthrone, mein würdiger Meister; ich bin hier bloß einer von Deinen Unterthanen; ich will nur einen Blick auf die Arbeiten meiner Kinder werfen und von Dir erfahren, ob Du mit ihnen zufrieden bist und ob sie in meiner Abwesenheit Fortschritte gemacht haben. Laßt die Arbeiten vom heutigen Tage sehen.“

Der Kaiser bildete sich viel auf seine Kenntnisse in den schönen Wissenschaften ein; er setzte sich auf einen Stuhl neben dem Katheder von Clemens und prüfte lange mehrere Hefte, die ihm von verschiedenen Schülern vorge-

legt wurden; aber die Schüler, welche adeligen oder reichen Familien angehörten, überreichten dem Kaiser nur mittelmäßige oder abscheuliche Arbeiten, während im Gegentheil die ärmsten Schüler oder die von den niedrigsten Lebenslagen dem Kaiser so ausgezeichnete Arbeiten boten, daß Karl sich an Amael wandte und ausrief: „Wenn Du gelehrter wärest, Herr Bretannier, so würdest Du wie ich diese schriftlichen Arbeiten und diese Verse zu würdigen wissen; der süßeste Wohlgeschmack des Wissens macht sich in der Mehrzahl dieser Schriften fühlbar.“ Und sich an die Schüler wendend sprach Karl: „Ich lobe Euch ungemein, meine Kinder, für Euren Eifer in Erfüllung meiner Instructionen; bemüht Euch, die Vollkommenheit zu erreichen, und ich werde Euch reiche Bisthümer, herrliche Abteien geben.“ Dann faltete er die Stirne, warf einen zornigen Blick auf die trägen Adeligen und die faulen Reichen und sprach: „Was Euch betrifft, Ihr Söhne der Vornehmsten der Nation, Ihr zarten und hübschen Kinder, die Ihr, auf Eurer Geburt und Eurem Vermögen ausruhend, meine Befehle und Eure Studien vernachläßigt habt . . . was Euch betrifft!“ rief er immer zorniger, indem er mit seinem Stocke auf den Boden stieß, „Andere mögen Euch bewundern, ich, ich mache mir nichts aus Eurem Vermögen und Eurer Geburt! . . . Höret und und behaltet wohl diese Worte: Beeilt Ihr Euch nicht, Eure Nachläßigkeit durch einen beharrlichen Fleiß wieder gut zu machen, so werdet Ihr nie Etwas von mir erhalten!“ Die reichen Faullenzer schlugen ganz zitternd die Augen nieder. Der Kaiser stand nun auf und sagte zu einem jungen Geistlichen Namens Bernhard, welcher, kaum zwanzig Jahre alt, einer von den Schülern war, deren ausgezeichnete Arbeiten seine Aufmerksamkeit erregt hatten: „Du, mein Junge, folge mir, ich mache Dich heute schon zum Geistlichen meiner Kapelle, und meine Gunst wird nicht hiebei stehen bleiben.“ Dann wandte er sich an Amael und sprach: „Du siehst, Herr Bretannier, Karl der

Streitsüchtige handelt in seiner demüthigen Menschlichkeit, wie der Herrgott in seiner Göttlichkeit handelt; er trennt die Trespe vom guten Korn, stellt die Guten zu seiner Rechten und die Bösen zu seiner Linken. Kehrst Du je nach Bretannien zurück, so wirst Du den Gelehrten Deines Landes sagen, Karl beaufsichtige nicht so schlecht die Schule, die er gegründet hat.

„Karl, ich werde sagen, ich habe Dich hierin mit Weisheit, Gerechtigkeit und Güte handeln sehen."

„Die schönen Künste und die Wissenschaften sollen meine Regierung verherrlichen. Wärest Du weniger Barbar, so würde ich Dich einer Sitzung unserer Academie beiwohnen lassen; wir haben Namen vom Alterthum angenommen: Eginhard heißt Homer, Clemens Horaz; ich, ich bin der König David; die unsterblichen Namen kleiden uns wie Riesenrüstungen Zwerge; wir ehren aber wenigstens diese Genies nach unseren besten Kräften. Und nun," fügte der Kaiser weiter gehend bei, „nun laßt uns als gute Katholiken die Messe hören."

Der Kaiser schritt den Personen, die ihn begleiteten, voran und folgte einer langen Gallerie. Als er an einer Ecke, wo es ziemlich dunkel war, einer jungen und hübschen Sklavin begegnete, trat er vertraulich auf sie zu, wie er dies bei der zahllosen Menge von Frauen aller Art, mit denen er seinen Palast füllte, zu thun pflegte, nahm sie lachend beim Kinn und dann um den Leib; er wollte sogar seine leichtfertigen Angriffe eben weiter treiben, da erinnerte er sich, daß er, trotz der Dunkelheit der Gallerie, von den Personen seines Gefolges gesehen werden konnte; er hieß durch einen Wink die Sklavin sich entfernen und sagte lachend zu Amael: „Karl zeigt sich gern zugänglich für seine Unterthanen."

„Und besonders für seine Unterthaninnen," erwiederte der Greis; „doch die Messe wird Dich absolviren!"

„Ah! heidnischer Bretannier!" murmelte der Kaiser; und wenige Augenblicke nachher trat er in die Basilica

von Aachen ein, welche an den kaiserlichen Palast anstieß. Vortigern und sein Großvater waren geblendet von der unglaublichen Pracht dieses Tempels, in den sich alle Bewohner des kaiserlichen Palastes begeben hatten. Vortigern sah in der Ferne, unter den glänzend geschmückten Concubinen, Töchtern und Enkelinnen von Karl, die blonde, reizende Thetralde, welche neben ihrer Schwester Hildrude saß. Der Kaiser nahm seinen gewöhnlichen Platz, hinter dem Chor, mitten unter den kostbar gekleideten Sängern ein. Einer derselben überreichte ehrerbietig dem Kaiser einen ebenholzenen Stab, mit dem er den Tact schlug und, wenn es sein mußte, das Signal zu den verschiedenen von der Liturgie bezeichneten Gesängen gab. Etwas vor dem Ende jedes Verses stieß Karl mit seiner kreischenden Stimme in Form eines Signals einen so seltsamen gutturalen Schrei aus, daß Vortigern, dessen Blick gerade den, beharrlich auf ihn gerichteten, schönen blauen Augen von Thetralde begegnet war, trotz der Heiligkeit des Ortes, trotz der wachsenden Beklommenheit, in die ihn die sanften Blicke von Thetralde versetzten, bei dem Schrei des Kaisers beinahe ein Gelächter aufgeschlagen hätte.

Als die Messe beendigt war, sagte Karl zu Amael: „Nun, Herr Bretannier, gestehe, daß ich im Nothfall, so streitsüchtig ich auch bin, einen guten Geistlichen und einen guten Cantor geben würde?"

„Ich verstehe mich nicht auf diese Dinge, ich sage nur, daß Du als Sänger einen Schrei ausgestoßen hast, der hundertmal falscher war, als der Schrei der Seeraben unserer Küste. Dann hat das Haupt eines Kaiserreiches, wie mir scheint, etwas Besseres zu thun, als die Messe zu singen."

„Du wirst immer ein Barbar und ein Götzendiener sein," rief der Kaiser, während er aus der Basilica wegging. In dem Augenblick, wo er sich unter dem Portal dieses Baudenkmals befand, sagte einer der Großen seines Hofes, die sich an seinem Wege drängten, zu ihm: „Er-

habener Fürst, man hat so eben den Tod des Bischofs von Limburg erfahren."

„Ho! ho! so eben erst? Das wundert mich sehr; man macht so scharf Jagd auf die Bisthümer, daß man den Tod der Bischöfe immer zwei bis drei Monate im Voraus verkündigt. Ist dieser Bischof wenigstens in gutem Geruch der Heiligkeit gestorben? Hat er sich in der andern Welt durch große Almosen empfohlen, die er den Armen hinterlassen?"

„Erhabener Fürst, er soll den Armen nur zwei Pfund Silber hinterlassen haben."

„Welch ein leichtes Viaticum für eine so lange Reise!" rief eine Stimme: das war die von Bernhard, dem armen und gelehrten Schüler, den Karl zum Geistlichen seiner Kapelle ernannt hatte, und der nach den Befehlen des Kaisers sich seit seinem Abgange aus der Pfalzschule in seiner Nähe hielt. Karl wandte sich gegen den jungen Mann, welcher, roth vor Verwirrung und schon die Kühnheit seiner Sprache bereuend, an allen Gliedern zitterte, um und sagte zu ihm: „Folge mir;" als er aber sah, daß die Großen seines Hofes ihn zu begleiten sich anschickten, fügte Karl bei: „Nein, nein, die zwei Bretannier, Eginhard und dieser junge Geistliche werden mich allein begleiten; Ihr Andern haltet Euch bereit, zur Jagd aufzubrechen."

Die glänzende Menge blieb stehen, der Kaiser aber gelangte wieder in die Gallerien des Palastes, ohne ein anderes Gefolge, als Vortigern, Amael, Eginhard und den armen Bernhard; mehr todt als lebendig, ging der Geistliche hinter den Andern; er befürchtete, durch seinen unbesonnenen Ausfall, den Geiz des verstorbenen Bischofs tadelnd, den Kaiser erzürnt zu haben. Wie groß war daher das Erstaunen des Schülers, als nach einigen Schritten Karl sich umwandte und zu ihm sagte: „Nähere Dich, nähere Dich! Du findest also, daß der Bischof von Limburg zu wenig Geld für die Armen hinterlassen hat?"

„Hoher Herr!“

„Antworte! Wärest Du, wenn ich Dir dieses Bisthum verliehe, in dem Augenblick, wo Du vor Gott erscheinen solltest, freigebiger als der Bischof von Limburg?“

„Erhabener Fürst,“ antwortete, verblüfft durch dieses unerhörte Glück, der arme Schüler, indem er sich dem Kaiser zu Füßen warf, „dem Willen Gottes und Eurer Allmacht steht es zu, über mein Schicksal zu entscheiden.“

„Stehe auf, ich ernenne Dich zum Bischof von Limburg, und folge mir; es ist gut, daß Du erfährst, mit welcher Hitze man sich hier um die Bisthümer streitet; man kann darnach die Reichthümer beurtheilen, die sie eintragen. Und hat man einmal das Bisthum, so ist die Habgier nicht nur nicht gesättigt, sondern sie steigert sich noch viel mehr. Erinnerst Du Dich, Eginhard, des frechen Bischofs von Manheim? Bei einem meiner Feldzüge gegen die Hunnen hatte ich ihn bei meiner Frau Hildegarde zurückgelassen; trieb nicht dieser Bursche, den die Vertraulichkeit, welche ihm meine Frau bezeigte, hoffärtig machte, die Frechheit so weit, daß er von ihr als Geschenk den goldenen Stab, dessen ich mich als Symbol meiner Macht bediene, forderte, um denselben, wie er sagte, als Spazierstock zu gebrauchen! Beim König des Himmels! das Scepter von Karl wird nicht so bald den Bischöfen seines Reiches als Stab dienen!“

„Du täuschest Dich, Karl! das sage ich Dir,“ entgegnete Amael; „früher oder später werden sich die Bischöfe Deines Scepters bedienen, um die Völker nach ihrem Gefallen zu führen.“

„Beim Hammer meines Großvaters! ich würde die Hüte der Bischöfe auf ihrem Haupte zerschmettern, wenn sie meine Macht usurpiren wollten!“

„Nein, denn Du fürchtest sie! Ich nehme die großen Güter und die Schmeicheleien zu Zeugen, die Du an sie verschwendest.“

„Ich fürchte die Bischöfe?“ rief der Kaiser; und

sich an Eginhard wendend: „Ist die Sache der Ratte mit dem Juden in Ordnung gebracht?"

„Ja, hoher Herr," antwortete Eginhard lächelnd; „gestern hat der Bischof den Handel abgeschlossen."

„Das kommt gerade recht, um Dir zu beweisen, ob ich die Bischöfe fürchte, Herr Bretannier . . . Ihnen schmeicheln! ich! während ich im Gegentheil keine Gelegenheit vorübergehen lasse, um ihnen strenge oder lustige Lectionen zu geben, wenn sie den Tadel verdienen. Was die Würdigen betrifft, so bereichere ich sie, doch ich besinne mich immer noch zweimal, ehe ich ihnen vom kaiserlichen Krongut abhängige Grundstücke und Abteien gebe, denn ich habe die Gewißheit, daß ich mir mit dieser oder jener Meierei, mit dieser oder jener Abtei einen Vasallen sichere, der mir treuer ist, als irgend ein Graf oder irgend ein Bischof."

So sprechend, erreichte der Kaiser seinen Palast wieder und ging in Begleitung von Eginhard, Amael, dessen Enkel und Bernhard, dem neuen Bischof von Limburg, in sein Gemach hinauf. Kaum war Karl in sein Observatorium eingetreten, als einer seiner Kammerherren zu ihm sagte: „Erhabener Kaiser, mehrere hohe Beamte Eueres Palastes haben um die Ehre gebeten, Ihr möget Ihnen den Zutritt zu Euch gestatten, um Euch ein sehr dringendes Gesuch vorzutragen...„Die edle Frau Mathalgarde (das war eine von den zahlreichen Concubinen des Kaisers) ist auch schon zweimal aus demselben Anlaß da gewesen."

„Laßt die Bittsteller eintreten," sagte Karl zu dem Kammerherrn, der sogleich abging; dann wandte sich der Kaiser gegen den jungen Geistlichen um, bezeichnete ihm den Vorhang des Fensters, bei welchem sein gewöhnlicher Stuhl stand, und fügte lachend bei: „Verbirg Dich hinter diesem Vorhange, junger Mann, Du wirst die Zahl der Nebenbuhler kennen lernen, welche die Erledigung eines Bisthums erweckt."

Kaum war der junge Geistliche hinter dem Vorhang, als eine große Anzahl von Vertrauten des Palastes, Beamten oder vornehmen Herren vom Hofe in das Gemacht strömte; jeder von ihnen machte seine eigenen Rechte auf das Bisthum oder die Rechte der Postulanten, die er empfahl, geltend und betäubte den Kaiser mit seinen inständigen Bitten. Unter ihnen befand sich ein prächtig gekleideter Bischof, mit stolzer, hoffärtiger Miene. Er näherte sich Karl ebenfalls.

„Das ist der Bischof mit der Ratte," sagte leise Eginhard zum Kaiser; „der Preis, den er dem Juden bezahlt hat, beträgt zehntausend Silberpfennige . . . der Jude hat mir die Summe, nach Euren Befehlen, gewissenhaft gebracht."

„Bischof von Vinorbergen*), hast Du nicht genug an einem Bisthum?" sagte Karl zu diesem prächtigen Prälaten. „Solltest Du noch um ein anderes bitten wollen?"

„Erhabener Fürst, ich bitte Euch, mir im Austausch gegen das Bisthum Vinorbergen das Bisthum Limburg bewilligen zu wollen."

„Weil dieses letztere Bisthum reicher ist?"

„Ja, hoher Herr, und wenn ich es erhalte, wird der Theil der Armen um so beträchtlicher sein."

„Und nun, Ihr Alle, höret wohl, was ich sage," rief mit strenger Miene der Kaiser, auf den Bischof deutend. „Da ich den leidenschaftlichen Geschmack des Prälaten für kleinliche, zu Grunde richtende Curiositäten kenne, die er um wahnsinnige Preise kauft, so haben ich den Juden Salomo beauftragt, eine Ratte in seinem Hause zu nehmen . . . Ihr höret, eine Ratte . . . die allergemeinste

---

*) Im Französischen **Bergues**, Stadt im jetzigen Bezirk Dünkirchen des franz. Dep. Nord.

Der Uebersetzer.

Ratte, die je in einer Rattenfalle gefangen worden ist; dann diese Ratte mit kostbaren Aromaten einzubalsamiren, sie in orientalische, goldgestickte Stoffe zu wickeln, dem Bischof von Vinorbergen als eine ungeheure Rarität von einer Ratte aus Judäa, welche ein venetianisches Schiff mitgebracht, anzubieten und an diesen Prälaten als die wunderbarste der Ratten zu verkaufen."

Ein ungeheures Gelächter erscholl unter den Zeugen dieser Scene, während der Bischof, erzürnt, aber sich bezwingend, die Augen vor Karl niederschlug, welcher also fortfuhr: „Wißt Ihr nun, welchen Preis der Bischof von Vinorbergen für diese Wunderratte bezahlt hat? Zehntausend Silberpfennige! ja, zehntausend Silberpfennige, so viel! Ich habe die Summe hier, der Jude hat sie mir zurückgebracht! . . . sie wird unter die Armen vertheilt werden!" Dann setzte Karl mit strenger Miene hinzu: „Bischöfe, Bischöfe, seid wohl hierauf bedacht! . . . Ihr müßt die Väter, die Versorger der Armen sein, Euch nicht gierig nach eitlen Frivolitäten zeigen . . . und Ihr thut gerade das Gegentheil und ergebt Euch dem Geize und nichtigen Begierden! Beim König des Himmels! nehmet Euch in Acht . . . Die Hand des Kaisers hat Euch erhoben, sie könnte Euch auch wieder erniedrigen. Nein, Bischof von Vinorbergen, Du wirst das Bisthum Limburg nicht bekommen; behalte das Deinige und wisse mir Dank für meine Milde. Was Euch Andere betrifft, erfahret, daß ich das Bisthum einem jungen Manne versprochen habe. Ich will aber mein Wort nicht einem jungen Manne brechen."

In diesem Augenblick traten die Höflinge auf die Seite, um Mathalgarde, eine von den Concubinen des Kaisers, durchzulassen. Diese sehr schöne Frau näherte sich dem Kaiser mit einer des glücklichen Erfolges ihrer Bitte versicherten Miene und sagte freundlich zu ihm: „Mein liebenswürdiger Herr, das Bisthum Limburg ist

erledigt; ich habe es, an Eurem Gutheißen nicht zweifelnd, einem Geistlichen, den ich begünstige, versprochen."

„Theure Mathalgarde, ich kann Euch nichts abschlagen; doch ich habe das Bisthum einem jungen Manne gegeben, und ich vermöchte es ihm nicht wieder zu nehmen."

Mathalgarde ergriff eine von den Händen des Kaisers und sprach mit ihrer süßesten, einschmeichelndsten Stimme zärtlich zu ihm: „Erhabener Fürst, mein huldreicher Gebieter, warum bringt Ihr dieses Bisthum so schlecht an, indem Ihr es einem jungen Menschen, einem Kinde ohne Zweifel, gebt? Ich beschwöre Euch, bewilligt das Bisthum meinem Geistlichen, Ihr habt keinen getreueren, ergebeneren Diener."

Plötzlich rief eine klägliche Stimme, welche hinter dem Vorhange hervor kam, zum großen Erstaunen der Anwesenden: „Herr Kaiser, seid standhaft! . . . duldet nicht, daß Euch irgend Jemand die Macht entreißt, die Euch Gott gegeben hat . . . Seid standhaft! erhabener Fürst! seid standhaft!" Das war die Stimme des armen Bernhard, der, befürchtend, Karl werde sich durch die schmeichelnden Worte von Mathalgarde verführen lassen, ihn so an sein Versprechen erinnerte. Da schob der Kaiser den Vorhang, hinter dem der Geistliche stand, auf die Seite, nahm ihn bei der Hand, stellte ihn den Versammelten vor und sprach: „Das ist der neue Bischof von Limburg . . ." Und sich an Bernhard wendend: „Vergiß nie, reichliche Almosen auszutheilen. Das wird eines Tags Dein Viaticum für die lange Reise sein, von der man nicht mehr zurückkehrt."

So in ihrer Hoffnung getäuscht, erröthete die schöne Mathalgarde vor Aerger und verließ ungestüm das Gemach; bald folgten ihr die nicht minder getäuschten Höflinge und der Bischof von Vinorbergen, der, ohne es zu wollen, zum Vortheil der Armen eine Ratte so theuer bezahlt hatte.

„Herr Bretannier," sagte der Kaiser zu Amael, den er zu sich an das Fenster winkte, das er öffnete, um auf den Balcon hinauszutreten und hier die sanfte Wärme der Herbstsonne zu genießen, „findest Du, daß Karl in der Laune ist, die Bischöfe sich seines Scepters, in Form eines Stabes, um seine Völker zu führen, bedienen zu lassen?"

„Karl, willst Du mir am Ende dieses Tages eine kurze Unterredung gewähren, so werde ich Dir aufrichtig meine Gedanken über das, was ich hier sehe, sagen; ich werde das Gute loben, ich werde das Schlimme tadeln."

„Du siehst Schlimmes hier?"

„Hier . . . und anderswo."

„Wie, anderswo?"

„Glaubst Du denn, Dein Palast und die Stadt Aachen, Deine Lieblingsstadt, seien ganz Gallien?"

„Was sprichst Du mir von Gallien? ich habe vor Kurzem seine nördlichen Provinzen durchzogen . . . ich bin bis in Boulogne gewesen, wo ich einen Leuchtthurm für die Schiffe habe errichten lassen, und . . ." Doch der Kaiser unterbrach sich und sagte zu dem Greise, indem er nach einer Stelle des Hofes deutete, den der Balcon beherrschte: „Schau! . . . und höre!"

Amael sah bei einer von den Gallerien einen jungen Mann von hoher, kräftiger Gestalt, mit schwarzem, buschigem Barte, der das reiche Gewand der Bischöfe trug; zwei von seinen Sklaven hatten ihm ein äußerst friedliches Pferd, wie es sich für einen Prälaten geziemt, gebracht und ganz nahe vor eine steinerne Bank gestellt, damit es ihrem Herrn leichter wäre, sein Thier zu besteigen; aber der junge Bischof, der zwei Frauen bemerkte, welche ihm von einem Fenster aus zuschauten, und ohne Zweifel einen Beweis von seiner Gewandtheit geben wollte, befahl den Dienern ungeduldig, das Pferd von der Bank zu entfernen; dann ergriff er, selbst die Hülfe des Steigbügels verachtend, die Mähne des Thieres und schwang sich mit einem so kräftigen Sprunge hinauf, daß er, das Ziel überrennend,

beinahe auf die andere Seite des Pferdes gefallen wäre und ziemlich große Mühe hatte, um sich im Sattel zu befestigen. Dieser gefährliche Sprung hatte die Aufmerksamkeit des Kaisers auf den zu behenden Prälaten gelenkt, er rief ihm auch, in dem er sich über den Balcon neigte, mit seiner kreischenden Stimme zu: „He! he! . . . mein flinker Prälat . . . ein Wort, wenn's beliebt?" Der junge Mann schaute empor, erkannte Karl und verbeugte sich ehrerbietig.

„Du bist lebhaft, gewandt und behend," rief der Kaiser; „Du hast einen guten Fuß, einen guten Arm, ein gutes Auge; die Ruhe unseres Reiches wird jeden Tag durch den Krieg gestört; wir bedürfen sehr Geistlicher von Deiner Art; bleibe also, um unsere Beschwerden zu theilen, da Du so hurtig zu Pferde steigen kannst . . . Ich werde Dein Bisthum einem minder flinken Manne geben."

Der junge Bischof senkte ganz verwirrt den Kopf. Er schaute den Kaiser mit einer flehenden Miene an, als man in der Ferne das Gebelle einer zahlreichen Meute und das Schallen der Hörner vernahm.

„Das ist meine Jägerei," sagte der Kaiser; „wir brechen zur Jagd auf, Herr Bretannier, und heute Abend, wenn Du willst, plaudern wir. Kehre mit Deinem Enkel in Deine Wohnung zurück; man wird Euch Euren Morgenimbiß bringen, wonach Ihr mir folgen möget; ich bin begierig, zu sehen, ob Dein Jüngling ein so geschickter Reiter ist, als man sagt, und dann höre, obgleich die Uebung der Jagd ein leichtfertiges Vergnügen ist, — ein Vergnügen, das ich indessen, ich gestehe es, leidenschaftlich liebe, denn in Friedenszeiten erhält es mich in Kraft und Gesundheit, — Du wirst vielleicht finden, daß Karl zuweilen einen guten Nutzen aus Leichtfertigkeiten zieht. Nehmt also Euer Mahl ein, ich will das meinige einnehmen, und dann zu Pferde!"

Octavius holte Amael und seinen Enkel nach ihrem Morgenimbiß ab. Während sie sich nach einem der Höfe des Palastes wandten, benützte der junge Römer einen Augenblick, wo ihn der Greis nicht hören konnte, und sagte lachend zu Vortigern: „Glücklicher Junge! ich bin fest überzeugt, daß zwei Paare schöner Augen, die einen ebenholzschwarz, die anderen azurblau, schon von fern in der Menge der Höflinge gesucht haben.“ Doch Octavius unterbrach sich, als er die Röthe wahrnahm, mit der sich das Gesicht des jungen Bretanniers färbte, und er fügte dann bei: „Warte doch das Ende meiner Worte ab, ehe Du purpurroth wirst . . . Ich sagte, zwei schöne blaue Augen und zwei schöne schwarze Augen haben schon mehr als einmal in der Menge der Höflinge gesucht . . . das ehrwürdige Gesicht Deines Großvaters, denn nichts zieht die schönen Augen mehr auf sich, als ein langer weißer Bart. Das ist so wahr, daß heute Morgen in der Messe die blonde Thetralde und die braune Hildrude den Gottesdienst vergaßen, um beständig . . . Deinen Großvater anzuschauen, der neben Dir stand . . . Oh! nun erröthest Du abermals. Befürchtest Du, die reizenden Töchter des Kaisers werden in einen Hundertjährigen verliebt?“

„Laß mich, Deine Scherze sind mir unerträglich,“ versetzte Vortigern ungeduldig. „Ich weiß nicht, was Du damit sagen willst.“

„Oh! wie ansteckend ist die Hofluft!“ rief Octavius. „Dieser junge Bretannier ist kaum seinen Heiden entlaufen, und schon ist er nicht minder Duckmäuser, als ein alter Pfaffe.“

Durch die Spöttereien von Octavius immer mehr verlegen gemacht, stammelte Vortigern ein paar Worte, und bald bestiegen der Greis, sein Enkel und der junge Römer vortreffliche Pferde, die sie in einem der Höfe des Palastes von Sklaven bewacht fanden, und folgten dem Kaiser.

Karlmann und Ludwig, welche am Morgen vom Schlosse Heristall angekommen waren, begleiteten Karl, eben so auch fünf von seinen Töchtern und vier von seinen Concubinen; die andern Frauen des Palastes nahmen diesmal nicht Theil an der Belustigung der Jagd. Unter den Jägerinnen bemerkte man Emma, welche muthig auf ihrem Rücken den Erzcaplan getragen hatte. Noch schön, näherte sie sich der Reife des Alters; dann kam Bertha, welche mit dem Blicke Engelbert, den schönen Abt von St. Riquier, suchte; sodann Adeltrude, welche von fern Audoin, einem der kühnsten Hauptleute des Kaisers, zulächelte; endlich die braune Hildrude und die blonde Thetralde, die, Beide, mit den Augen . . . den hundertjährigen Bretannier ohne Zweifel suchten, wie es Octavius zu Vortigern gesagt hatte. Die meisten Herren von Karls Gefolge trugen sehr seltsame Gewänder, die sie mit großen Kosten von Pavia, wohin der Handel die Reichthümer des Orients brachte, hatten kommen lassen. Unter diesen Höflingen hatten die Einen mit tyrischem Purpur gefärbte Tuniken, verziert mit breiten Pelerinen, Aufschlägen und Besätzen von phönicischen Vogelbälgen; die Federn vom Halse, vom Rücken und vom Schweife der asiatischen Pfauen machten diese reichen Gewänder in allen Reflexen von Azur, Gold und Smaragd glänzen. Andere Höflinge trugen kostbare Röcke von Murmelthier- oder Wieselhäuten von Judäa, ein Pelzwerk so fein, so zart wie der Balg der Vögel; Mützen mit wogenden Federn, Beinkleider von Stoff, rothe oder grüne Halbstiefel von orientalischem Leder, mit Gold oder Silber gestickt, vollendeten den glänzenden Anzug dieser Hofleute. Die plumpe bäurische Tracht des Kaisers contrastirte allein mit der Pracht seiner Höflinge; seine dicken, großen, ledernen Stiefel mit eisernen Sporen gingen ihm bis an die Schenkel; er trug über seiner Tunica eine weite Kasake von Lämmerfell, das Vließ nach außen, hatte eine Mütze von Dachsfell auf dem Kopfe, und hielt in der Hand eine Peitsche mit kurzem

Stiel, um seine Jagdhunde zu bestrafen. Durch seinen hohen Wuchs, der den seiner Leute weit überragte, erblickte Karl von fern Vortigern und seinen Großvater, und er rief: „He! Herr Bretannier! kommt, wenn's Euch beliebt, hierher an meine Seite; ich will wissen, ob Euer Enkel ein so guter Reiter ist, als mir meine Mädchen sagen." Die Reihen der Höflinge öffneten sich, um Amael und seinem Enkel Raum zu geben, welcher bescheiden seinem Großvater folgte und es nicht wagte, die Augen zu der den Kaiser umgebenden Gruppe der Frauen aufzuschlagen. Der Kaiser betrachtete aufmerksam Vortigern, der sein Pferd mit seiner gewöhnlichen Anmuth führte, und sagte zu ihm: „Der alte Karl beurtheilt mit einem Blicke die Geschicklichkeit eines Reiters. Ich bin zufrieden, doch gestehe, mein Junge, die Jagd ist Dir lieber, als die Messe, und der Sattel Deines Rosses lieber als eine Kirchenbank? . . . Sprich, antworte . . ."

„Ich ziehe die Jagd der Messe vor," erwiederte offenherzig Vortigern; „aber ich liebe den Krieg mehr, als die Jagd."

„Ist Deine Antwort nicht die eines guten Katholiken, so ist sie doch die eines aufrichtigen Jungen. Was denkt Ihr, Mädchen?" fügte der Kaiser sich an die Gruppe der Jägerinnen wendend bei: „Seid Ihr nicht meiner Ansicht?"

„Du fragtest den jungen Mann, was er vorziehe," erwiederte die braune Hildrude, während sie Vortigern fest anschaute; „er hat aufrichtig gesprochen. Hiefür lobe ich ihn, er sagt, was er thut, er würde thun, was er sagt. Tapferkeit und Redlichkeit sind in seinem Gesichte zu lesen."

Die blonde Thetralde, welche nicht nach ihrer Schwester zu sprechen wagte, wurde dunkelroth wie eine Kirsche und warf einen Blick des Neides, beinahe des Zorns auf die braune Hildrude, auf deren Erwiederung sie ohne Zweifel eifersüchtig war.

„Ich muß also auch diesen jungen Helden für seine

Offenherzigkeit loben, um nicht mit den Mädchen uneinig zu sein," sprach der Kaiser. „Vorwärts! Marsch!" Und er neigte sich an das Ohr von Amael und sagte leise zu ihm, indem er mit einem spöttischen Blicke die Menge seiner so glänzenden, unter ihren befiederten Tuniken so schimmernden Höflinge deutete: „Nicht wahr, das sind reich gekleidete Bursche? Schaue sie aufmerksam an; suche die Pracht ihrer Gewänder nicht zu vergessen; ich werde Dich zu geeigneter Zeit hieran erinnern." Und der Kaiser sprengte im Galopp weg, gefolgt von seinem ganzen Hofe, nachdem er den Höflingen, sowie den zwei Bretanniern zugerufen hatte: „Sind wir einmal im Walde, so ist Jeder für sich und der Gnade seines Pferdes überlassen. Auf der Jagd gibt es keinen Kaiser und keinen Hof: es gibt nur Jäger!"

Die Jagd fand in einem großen Walde statt, der vor den Thoren von Aachen lag. Anfangs glänzend, hatte sich die Sonne allmälig unter einem von jenen in dieser Jahreszeit und in diesen nördlichen Ländern so häufigen Nebeln verschleiert. Nach dem Befehle des Kaisers war keiner seiner Höflinge in seiner unmittelbaren Nähe geblieben; die Jäger zerstreuten sich; die Einen, welche verwegener, verließen die den Hirsch durch das Gehölze ungestüm verfolgende Meute nicht; die Anderen, minder unerschrockene Jäger, ließen sich vom Tone der Hörner oder dem Gebelle der Hunde leiten und sahen in der Ferne, von Zeit zu Zeit, den Hirsch, die Meute und die Jäger aus den Umkreisungen hervorkommen und durch die Baumgänge rennen. Schon am Anfange der Jagd hatte Karl, durch seine Hitze fortgerissen, seine Töchter verlassen, welche übrigens auch unfähig waren, ihm durch das dichte Gestrüppe zu folgen, in das der Kaiser der Franken wie der Letzte von seinen Jägern eindrang. Einen Augenblick

von seinem Großvater unter dieser stürmischen Versammlung getrennt, wo gegen hundert Pferde, auf einem Kreuzwege vereinigt, durch die Fanfaren der Hörner angereizt, sich gegenseitig belebten, stampften, wieherten, sich bäumten, suchte Vortigern, indem er sich auf den Steigbügeln erhob, Amael mit dem Blicke, als sein Pferd einen gewaltigen Seitensprung machte und mit solcher Hast durchging, daß der junge Bretannier, als es ihm nach großer Anstrengung gelang, wieder Herr seines Rosses zu werden, sich schon sehr weit von den Jägern entfernt fand. Da er nun mit den Augen den immer mehr sich verdichtenden Nebel zu durchdringen suchte, sah er sich allein in einer langen Allee, deren durch den Nebel verschleierte Ausgänge er nicht unterscheiden konnte. Er horchte, hoffend, in der Ferne das Geräusch der Jagd zu hören, das ihn, um sie wieder zu erreichen, geleitet hätte; aber es herrschte die tiefste Stille in diesem Theile des Waldes, dessen Wege Vortigern nicht kannte. Nach einigen Augenblicken traf indessen der rasche Galopp zweier Pferde, welche in aller Geschwindigkeit hinter ihm herbeikamen, an sein Ohr; dann vernahm er einen Schrei, der mehr durch den Zorn als durch den Schrecken ausgestoßen zu werden schien. Er erblickte durch den Nebel eine unbestimmte Form, sie wurde immer deutlicher, und die blonde Thetralde, die Tochter des Kaisers, erschien vor den Augen des jungen Bretanniers; in ein langes Gewand von saphirblauem Tuch, verbrämt mit Hermelin so weiß wie das Haar ihres Zelters, gekleidet, trug Thetralde auf ihren blonden Flechten eine kleine Mütze ebenfalls von Hermelin; eine Schärpe von tyrischer Seide mit lebhaften Farben, deren lange Enden im Winde flatterten, umschloß ihre zarte Gestalt. Das naive, reizende Gesicht der Kaiserstochter glänzte, belebt durch die Hitze des Rennens, von einem feurigen Incarnat; immer mehr erröthend beim Anblick von Vortigern, schlug sie ihre großen blauen Augen nieder, wäh-

rend die ungestümen Wogungen ihres fünfzehnjährigen Busens den engen Leib ihres Kleides emporhoben. Die Verwirrung von Vortigern kam der Verwirrung von Thetralde gleich; wie sie, blieb er stumm, verlegen; wie sie, hielt er die Augen gesenkt; wie sie endlich, fühlte er sein Herz heftig schlagen. Die stillschweigende Verlegenheit der zwei Kinder wurde durch Thetralde unterbrochen. Mit einer schüchternen, unsichern Stimme sagte sie zu dem Bretannier, ohne daß sie ihn anzuschauen wagte: „Ich glaubte Dich nie einholen zu können; Dein Pferd hatte einen so großen Vorsprung vor meinem Zelter . . .!

„Es ist . . . mein Pferd ist mit mir durchgegangen . . .“

„Oh! ich habe es wohl bemerkt . . . meine Schwester Hildrude auch,“ fügte Thetralde ihre schönen Brauen zusammenziehend bei; „dann sind wir Dir Beide nachgerannt . . . weil wir befürchteten, unbekannt mit den Wegen des Waldes könntest Du Dich verirren,“ setzte Thetralde hastig hinzu.

„Es schien mir auch, als hörte ich den Galopp zweier Pferde . . . dann einen Schrei!“

„Meine Schwester wollte mir zuvorkommen, aber ich, ich gab ihrem Pferde mit der Reitpeitsche einen guten Schlag auf den Kopf. Ganz erschrocken hat es sich auf die Seite in eine Allee geworfen und ist mit Hildrude durchgegangen; da sie es nicht bemeistern konnte, so stieß sie einen Schrei des Zorns aus.“

„Aber sie läuft vielleicht Gefahr? . . .“

„Nein, nein, meine Schwester wird am Ende ihr Pferd anhalten; nur, da der Nebel sehr dicht ist, wird sie uns nicht einholen können, und darüber freue ich mich.“

Vortigern war auf der Folter; doch ein unaussprechlich süßes Gefühl vermischte sich mit seiner Beklommenheit. Die zwei Kinder schwiegen abermals; die Tochter des Kaisers der Franken brach zuerst das Stillschweigen

von seinem Großvater unter dieser stürmischen Versammlung getrennt, wo gegen hundert Pferde, auf einem Kreuzwege vereinigt, durch die Fanfaren der Hörner angereizt, sich gegenseitig belebten, stampften, wieherten, sich bäumten, suchte Vortigern, indem er sich auf den Steigbügeln erhob, Amael mit dem Blicke, als sein Pferd einen gewaltigen Seitensprung machte und mit solcher Hast durchging, daß der junge Bretannier, als es ihm nach großer Anstrengung gelang, wieder Herr seines Rosses zu werden, sich schon sehr weit von den Jägern entfernt fand. Da er nun mit den Augen den immer mehr sich verdichtenden Nebel zu durchdringen suchte, sah er sich allein in einer langen Allee, deren durch den Nebel verschleierte Ausgänge er nicht unterscheiden konnte. Er horchte, hoffend, in der Ferne das Geräusch der Jagd zu hören, das ihn, um sie wieder zu erreichen, geleitet hätte; aber es herrschte die tiefste Stille in diesem Theile des Waldes, dessen Wege Vortigern nicht kannte. Nach einigen Augenblicken traf indessen der rasche Galopp zweier Pferde, welche in aller Geschwindigkeit hinter ihm herbeikamen, an sein Ohr; dann vernahm er einen Schrei, der mehr durch den Zorn als durch den Schrecken ausgestoßen zu werden schien. Er erblickte durch den Nebel eine unbestimmte Form, sie wurde immer deutlicher, und die blonde Thetralde, die Tochter des Kaisers, erschien vor den Augen des jungen Bretanniers; in ein langes Gewand von saphirblauem Tuch, verbrämt mit Hermelin so weiß wie das Haar ihres Zelters, gekleidet, trug Thetralde auf ihren blonden Flechten eine kleine Mütze ebenfalls von Hermelin; eine Schärpe von tyrischer Seide mit lebhaften Farben, deren lange Enden im Winde flatterten, umschloß ihre zarte Gestalt. Das naive, reizende Gesicht der Kaiserstochter glänzte, belebt durch die Hitze des Rennens, von einem feurigen Incarnat; immer mehr erröthend beim Anblick von Vortigern, schlug sie ihre großen blauen Augen nieder, wäh-

rend die ungestümen Wogungen ihres fünfzehnjährigen Busens den engen Leib ihres Kleides emporhoben. Die Verwirrung von Vortigern kam der Verwirrung von Thetralde gleich; wie sie, blieb er stumm, verlegen; wie sie, hielt er die Augen gesenkt; wie sie endlich, fühlte er sein Herz heftig schlagen. Die stillschweigende Verlegenheit der zwei Kinder wurde durch Thetralde unterbrochen. Mit einer schüchternen, unsichern Stimme sagte sie zu dem Bretannier, ohne daß sie ihn anzuschauen wagte: „Ich glaubte Dich nie einholen zu können; Dein Pferd hatte einen so großen Vorsprung vor meinem Zelter . . .!

„Es ist . . . mein Pferd ist mit mir durchgegangen . . .“

„Oh! ich habe es wohl bemerkt . . . meine Schwester Hildrude auch,“ fügte Thetralde ihre schönen Brauen zusammenziehend bei; „dann sind wir Dir Beide nachgerannt . . . weil wir befürchteten, unbekannt mit den Wegen des Waldes könntest Du Dich verirren,“ setzte Thetralde hastig hinzu.

„Es schien mir auch, als hörte ich den Galopp zweier Pferde . . . dann einen Schrei!“

„Meine Schwester wollte mir zuvorkommen, aber ich, ich gab ihrem Pferde mit der Reitpeitsche einen guten Schlag auf den Kopf. Ganz erschrocken hat es sich auf die Seite in eine Allee geworfen und ist mit Hildrude durchgegangen; da sie es nicht bemeistern konnte, so stieß sie einen Schrei des Zorns aus.“

„Aber sie läuft vielleicht Gefahr? . . .“

„Nein, nein, meine Schwester wird am Ende ihr Pferd anhalten; nur, da der Nebel sehr dicht ist, wird sie uns nicht einholen können, und darüber freue ich mich.“

Vortigern war auf der Folter; doch ein unaussprechlich süßes Gefühl vermischte sich mit seiner Beklommenheit. Die zwei Kinder schwiegen abermals; die Tochter des Kaisers der Franken brach zuerst das Stillschweigen

und sagte zu dem jungen Bretannier: „Du sprichst nicht. . . . Aergert es Dich, daß ich Dich eingeholt habe?“

„Nein, oh! nein.“

„Du findest mich vielleicht boshaft, weil ich das Pferd meiner Schwester geschlagen habe? Als ich sah, wie sie sich anstrengte, um mir zuvorzukommen, war ich nicht mehr Herrin über mich.“

„Ich hoffe, es wird Eurer Schwester kein Unglück widerfahren sein.“

„Ich hoffe es auch.“

Thetralde und Vortigern blieben abermals einige Augenbicke stumm. Das Mädchen sagte mit einem leichten Ausdruck von Aerger: „Du bist sehr schweigsam . . .“

„Das ist nicht meine Schuld. Ich weiß nicht, was ich sagen soll . . .“

„Ich auch nicht; ich sterbe übrigens vor Verlangen, mit Dir zu sprechen . . . Wie heißest Du?“

„Vortigern.“

„Vortigern, das ist ein Name Deines Landes?“

„Ja.“

„Ich, ich heiße Thetralde . . . Sage diesen Namen.“

„Thetralde . . .“

„Ich liebe es, Dich meinen Namen aussprechen zu hören . . . Du sagst ihn so sanft.“

„Er ist sanft auszusprechen.“

„Der Deinige auch, obwohl ein wenig barbarisch . . . Vortigern.“

„Wo kann die Jagd sein?“ fragte der junge Mann, während er mit einer wachsenden Bangigkeit nach allen Seiten schaute; „es wird schwierig sein, die Jäger wieder aufzufinden. Der Nebel wird immer dichter.“

„Wenn wir uns verirren würden!“ versetzte Thetralde lachend. „Ich kenne die Wege des Waldes nicht.“

„Warum seid Ihr dann nicht bei den Leuten vom Hofe Eures Vaters geblieben?“

„Ich weiß es nicht. Ich habe Dich rasch wegreiten sehen und bin Dir unwillkürlich gefolgt.“

„Und nun seht, in welcher Verlegenheit wir sind!“

„Du bist also ärgerlich, daß Du Dich hier mit mir allein befindest?“

„Mein Gott! ich bin nicht ärgerlich,“ rief der arme Vortigern; „aber ich befürchte für Euch, dieser dichte Nebel könnte sich am Abend in Regen verwandeln; Ihr werdet bis auf die Knochen naß werden, besonders wenn wir uns immer mehr verirren. Wir müßten die Jagd einzuholen suchen.“

„Versuchen wir es . . . . nach welcher Seite werden wir gehen?“

„So eben glaubte ich sehr in der Ferne den geschwächten Schall der Höner zu hören.“

„Laß uns horchen,“ sagte Thetralde, indem sie ihren reizenden Kopf auf die Seite neigte, während Vortigern sein Pferd ein paar Schritte machen ließ und dann in geringer Entfernung ebenfalls horchte.

„Hörst Du etwas?“ fragte die Tochter des Kaisers der Franken, ihre sanfte Stimme erhebend und sich an Vortigern wendend, der ein paar Schritte von ihr entfernt war. „Ich, ich höre nichts.“

„Ich auch nicht,“ erwiederte der junge Bretannier, während er sich Thetralde näherte. „Welch ein Unglück! Was ist zu machen?“

„Wir sind verloren!“ rief das Mädchen mit einem schallenden Gelächter. „Und wenn die Nacht kommt, wie gräßlich!“

„Wie! Ihr lacht in einem solchen Augenblick?“

„Hast Du Furcht, Soldat, der Du Dich so jung geschlagen?“ Dann drückte das Gesicht von Thetralde Besorgniß aus, und sie fügte bei: „Doch Deine Wunde?“

„Sprechen wir nicht von meiner Wunde, sprechen wir von Euch . . . Seht, der Nebel wird immer dichter. . . . Wie können wir unsern Weg wiederfinden?“

„Ich will von Deiner Wunde sprechen," erwiederte das Mädchen mit einer kindischen Ungeduld. „Warum trägst Du Deinen Arm nicht wie gestern in einer Binde?"

„Das wäre mir auf der Jagd beschwerlich gewesen."

Thetralde löste rasch ihren langen Gürtel von tyrischer Seide, reichte ihn Vortigern und sprach: „Nimm meinen Gürtel, er wird Deine Binde ersetzen und Deinen Arm halten."

„Ich versichere Euch, das ist unnöthig."

„Du weisest mich zurück!" sagte Thetralde traurig, während sie beständig den Gürtel, den sie Vortigern bot, in der Hand hielt; dann heftete sie ihre schönen blauen Augen beinahe flehend auf ihn und sprach: „Ich bitte Dich, schlage es mir nicht ab."

Besiegt durch diesen schüchternen und zugleich liebreichen Blick, nahm der Bretannier die Schärpe an, da er aber die Zügel seines Pferdes in der Hand hielt, so wurde es ihm sehr schwer, diese Schärpe umzubinden.

„Warte," sagte Thetralde zu ihm; und sie ließ ihren Zelter ganz in die Nähe des Pferdes von Vertigern gehen, neigte sich über ihren Sattel, nahm die zwei Enden der Schärpe und knüpfte sie hinter dem Halse des Jünglings zusammen. Er fühlte so die Hände des Mädchens seine Haare streifen, und er bebte so stark, daß Thetralde während sie den Knoten vollends machte, zu ihm sagte: „Du zitterst . . ."

„Ja," antwortete Vortigern mit wachsender Bangigkeit; „der Nebel wird so dicht, so feucht . . . Und Ihr selbst, friert Ihr nicht?"

„Ich . . . oh! nein . . . Doch da Du frierst, so laß uns, wenn Du willst, im Schritte weiter reiten . . . Es ist unnöthig, rascher zu gehen. Vielleicht wird die Jagd, die wir suchen, auf diese Seite zurückkommen."

„Möchten wir dieses Glück haben!" erwiederte der junge Mann mit einem Seufzer.

Die zwei Kinder ritten neben einander sachte in der

langen Allee fort, in der man auf zwanzig Schritte nichts zu unterscheiden vermochte, so dicht wurde der Nebel; die Nacht rückte heran. Thetralde sagte, nachdem sie einige Augenblicke geschwiegen: „Dein Großvater sieht sehr ehrwürdig und sehr gutmüthig aus."

„Ich liebe ihn auch eben so sehr, als ich ihn verehre."

„Und Dein Vater?"

„Er ist todt!"

„Wie! Du hast keinen Vater mehr? ... Und Deine Mutter, lebt sie noch?"

„Oh! ja, glücklicher Weise."

„Gleichst Du ihr?"

„Man hat es mir gesagt."

„Wie mußte sie weinen, als sie von Dir schied?"

„Meine Mutter hat Muth. Ihre letzten Worte waren: „„Du gehst als Geißel in ein feindliches Land ... was auch geschehen mag, ehre den bretannischen Namen und mache ihm Ehre.""

„Das ist wahr, wir Franken sind die Feinde der Leute Deines Landes; und dennoch fühle ich keine Feindseligkeit gegen Dich ... Und Du gegen mich?"

„Warum sollte ich der Feind eines Mädchens sein?"

„Hast Du Schwestern?"

„Ich habe eine."

„Gleicht sie Dir?

„Wir gleichen Beide unserer Mutter."

„Du mußt sehr betrübt sein, daß Du von Deiner Heimath entfernt bist? Soll ich den Kaiser, meinen Vater, bitten, daß er Dich und Deinen Großvater begnadigt?"

„Gnade! ... Ein Bretannier bittet nie um Gnade!" rief Vortigern stolz. „Ich und mein Großvater sind Geißeln auf Ehrenwort in Gefangenschaft; wir werden das Kriegsgesetz erdulden, ohne je um Gnade zu bitten."

„Desto besser! oh! desto besser!"

„Was wollt Ihr damit sagen?"

„Du wirst also mit Deinem Großvater lange hier bleiben."

Ein neues Stillschweigen folgte auf dieses Gespräch; bald verwandelte sich, wie Vortigern vorhergesehen, der dichte Nebel in einen feinen, durchdringenden Regen.

„Nun regnet es," sagte der junge Bretannier; „Eure Kleider werden durchnäßt werden! Das ist zum Verzweifeln! Man hört gar nichts, und man sollte glauben, dieser Weg habe kein Ende; doch hier ist ein anderer links, wenn wir ihn wählen würden?"

„Thun wir das," erwiederte Thetralde gleichgültig; und sie veränderte die Richtung ihres Zelters. Vortigern hielt plötzlich sein Pferd an, schnallte seine Degenkoppel auf und hing Koppel und Degen an seinen Sattelbogen, um seine Saie ausziehen zu können. Thetralde sagte zu ihm: „Was machst Du denn?"

Vortigern zog, ohne zu antworten, seine Saie vollends aus und blieb nur mit einem Rocke von dicker Leinwand, wie seine weiten Braien, bekleidet. „Ich habe Eure Schärpe angenommen," sagte er zu der Tochter des Kaisers, „Ihr werdet mich Euch mit meiner Saie bedecken lassen, deren Aermel ich unter Eurem Halse zusammenknüpfe; sie wird Euch als Mantel dienen und vor dem Regen schützen."

„Aber Du mit Deinem leinenen Rocke, Du wirst viel mehr durchnäßt werden, als ich."

„Seid unbesorgt, ich bin an die schlimme Witterung gewöhnt. Ich habe Eure Schärpe angenommen, nehmt meine Saie."

„So befestige sie auf meinen Schultern," erwiederte Thetralde erröthend. „Ich wage es nicht, die Zügel meines Zelters loszulassen."

Nicht minder bewegt, als seine Gefährtin, näherte sich Vortigern Thetralde und legte die Tunica auf ihre Schultern; als er aber die Aermel des Kleides unter dem Halse und beinahe auf dem wogenden Busen des

Mädchens binden sollte, das, die Augen gesenkt, die Wange dunkelroth, so viel als möglich sein rosiges Kinn emporhob, um Vortigern die Erfüllung seines verbindlichen Dienstes zu erleichtern, zitterten die Hände des Jünglings so stark, so stark . . . daß er zweimal die Aermel zu knüpfen wiederanfangen mußte.

„Siehst Du, wie Du frierst," sagte Thetralde; „Du schauerst noch stärker, als vorhin.

„Oh! nicht vor Kälte bebe ich . . ."

„Was hast Du denn?"

„Ich weiß es nicht . . . die Unruhe, in der ich mich Euretwegen befinde; die Nacht rückt heran . . . Der Regen nimmt zu, und wir wissen nicht, welchen Weg wir einschlagen sollen."

Plötzlich unterbrach Thetralde ihren Gefährten durch einen Freudenschrei, streckte die Hand nach einer Seite der Allee, der sie folgten, aus und sagte zu Vortigern: „Siehst Du dort jene Hütte?

Vortigern erblickte in der That unter einer Gruppe hochstämmiger, hundertjähriger Kastanienbäume, eine Hütte erbaut aus dichten, über einander gehäuften Erdklößen. Eine schmale Oeffnung bildete den Zugang zu dieser Höhle, vor welcher einige Ueberreste kurz zuvor angezündeten Gesträuches rauchten.

„Das ist eine von den Hütten, in welche sich die Sklaven-Holzhauer am Tage zurückziehen, wenn es regnet," sagte Thetralde; „wir werden dort unter Obdach sein. Binde Dein Pferd an einen Baum an und hilf mir von meinem Zelter absteigen."

Nur bei dem Gedanken, diesen einsamen Winkel mit dem Mädchen zu theilen, fühlte Vortigern sein Herz abwechselnd sich zusammenziehen und wieder ausdehnen; eine brennende Hitze stieg ihm in's Gesicht, und dennoch schauerte er; doch nach kurzem Zögern gehorchte er den Befehlen seiner Gefährtin, band sein Pferd an einen Baum, und um Thetralde, die sich gegen ihn neigte, absteigen zu

helfen, streckte er die Arme nach ihr aus und empfing darin bald den leichten, geschmeidigen Körper der Kaiserstochter. Diese Berührung brachte eine so tiefe Erschütterung in Vortigern hervor, daß er sich einer Ohnmacht nahe fühlte; die Tochter von Karl lief aber mit einer kindischen Neugierde auf die Hütte zu und rief heiter: „Es ist in der Hütte eine Moosbank und Vorrath an dürrem Holze, wir machen Feuer, es findet sich noch Gluth hier. Komm geschwinde!"

Der Jüngling eilte seiner Gefährtin nach und stolperte über einen runden Gegenstand, der unter seinen Füßen rollte; er bückte sich und sah auf dem Boden eine große Anzahl dorniger Hülsen, welche von den ungeheuren Kastanienbäumen dieses Waldes gefallen waren. Der Beweglichkeit der Eindrücke seines Alters nachgebend, sagte er lebhaft: „Große Entdeckung! Kastanien! Kastanien!"

„Welch ein Glück!" versetzte nicht minder heiter Thetralde; „wir werden Kastanien rösten; ich will sie auflesen, während Du das Feuer wieder anzündest."

Der junge Bretannier fügte sich um so williger in die Wünsche seiner Gefährtin, als er in diesen Spielen eine Zuflucht gegen die unbestimmten, stürmischen, glühenden Gedanken voll Zauber und voll Bangigkeit, denen er sich seit seinem Zusammentreffen mit Thetralde preisgegeben fühlte, zu finden hoffte. Er trat also in die Hütte ein, nahm einige Arme voll dürres Holz und fachte die Gluth wieder an, während die Tochter von Karl dahin und dorthin lief und einen großen Vorrath von Kastanien auflas, die sie in einem Flügel ihres Kleides zurückbrachte. Sie setzte sich sodann auf die im Hintergrunde der Hütte, deren Inneres lebhaft durch das bei der Schwelle brennende Feuer beleuchtet war, angebrachte Moosbank, deutete auf den Platz an ihrer Seite und sagte zu Vortigern: „Setze Dich hierher und hilf mir diese Kastanien aushülsen."

Der Jüngling setzte sich neben Thetralde, wetteiferte

mit ihr an Behendigkeit, und stach sich mehr als einmal in die Finger, indem er die reifen Früchte aus ihrer Hülle zog; dann sagte er lachend: „Hier sitzt die Tochter des Kaisers der Franken in einer Erdhütte und hülst Kastanien aus, wie das arme Kind eines Sklaven-Holzhackers."

„Vortigern, glaube mir," erwiederte Thetralde, mit einer strahlenden Miene ihren Gefährten anschauend, „nie ist die Tochter des Kaisers der Franken zufriedener gewesen."

„Und ich, Thetralde, ich schwöre Euch, daß ich, seitdem ich meine Mutter, meine Schwester und Bretannien verlassen, nie glücklicher als heute gewesen bin."

„Denkst Du, was Du da sagst?"

„Oh! ja."

„Und wenn morgen heute gleichen würde? . . . . und wenn es lange Zeit immer so wäre, wärest Du zufrieden?"

„Und Ihr, Thetralde?"

„Nenne mich doch Du; man dutzt sich in Germanien."

„Aber die Achtung? . . ."

„Ich nenne Dich Du und ich achte Dich darum nicht weniger," erwiederte lachend das Mädchen; „also Du fragst mich, ob mich der Gedanke, alle Tage werden diesem ähnlich sein, glücklich machen würde?"

„Ja."

„Vortigern, dieser Gedanke würde mich entzücken."

„Und mich auch, Thetralde."

Das Mädchen schwieg, dachte nach, während es in seinen zarten Fingern eine halb geöffnete Kastanienhülse hielt, und fragte dann, nachdem es einige Augenblicke geschwiegen: „Vortigern, ist es weit, sehr weit von hier in Deine Heimath?"

„Von hier nach Bretannien?"

„Ja."

„Zu Pferde haben wir mehr als einen Monat gebraucht, um hierher zu kommen."

„Wie! was sagst Du?"

Thetralde machte eine anmuthige Geberde des Aergers, gebot Vortigern durch einen Wink Stillschweigen und sagte: „Hast Du Geld?"

„Nein."

„Es bleiben mir hier in diesem Täschchen noch einige Stücke, denn auf dem Wege vom Palaste in den Wald hatte ich beinahe Alles armen Leuten gegeben."

Thetralde machte nun ein gesticktes Säckchen von ihrem Gürtel los und leerte den Inhalt auf ihren Schooß: es fanden sich dabei mehrere ziemlich schwere Goldstücke und eine noch größere Anzahl kleiner Silber- und Kupfermünzen. Zwei von den letzteren, eine von Silber und eine von Kupfer, und höchstens von der Größe eines Pfennigs waren durchbohrt und mittelst eines goldenen Fadens an einander gebunden.

„Was für zwei kleine an einander gebundene Stücke sind dies?" fragte Vortigern mit einem Blicke der Neugierde.

„Oh! diese dürfen wir nicht ausgeben, wir werden sie sorgfältig aufbewahren. Ich habe sie an einander binden lassen, weißt Du warum? Das eine von Kupfer ist im Jahre meiner Geburt geschlagen worden; das andere, das von Silber, ist heuer geschlagen worden, da ich fünfzehn Jahre alt wurde. Fabius, der Astronom meines Vaters, hat gewisse mit den Sternen, deren Einfluß glücklich ist, in Verbindung stehende magische Zeichen in diese Münzen eingegraben; der Bischof von Aachen hat sie sodann geweiht: daß ist ein Talisman."

„Schade!"

„Warum?"

„Wenn das kein Talisman gewesen wäre, Thetralde, so hätte ich Dich als Andenken an den heutigen Tag um diese zwei kleinen Münzen gebeten, welche Dein Alter nennen."

„Wozu soll es nützen, eher ein Andenken an diesen Tag, als an die anderen zu bewahren? Ist es nicht Dein

Verlangen wie das meinige, daß sich alle gleichen mögen? Doch wenn Du diese kleinen Münzen wünschest, lege sie beiseit, Du wirst sie sorgfältig aufbewahren. Ein Talisman ist immer etwas sehr Nützliches für eine lange Reise. Nimm, lege sie besonders in das Täschchen Deines Rockes."

Vortigern gehorchte beinahe maschinenmäßig, während das Mädchen, nachdem es treuherzig seinen kleinen Schatz gezählt hatte, zu dem Bretannier sagte: „Wir haben fünf Goldsous, acht Silberpfennige und zwölf Kupferpfennige; ferner meine Armspangen, mein Halsband, meine Ohrringe; glaubst Du, hiemit werden wir Geld genug haben, um bis Bretannien zu reisen?"

„Wie, Thetralde, Du wolltest?"

„Laß mich doch vollenden; Dein Pferd ist vortrefflich, mein Zelter kräftig; sogleich wird die Nacht eingetreten sein, wir bringen sie unter dem Schutze dieser Hütte zu. Der Sklave-Holzhauer, der sie am Tage benützt, wird mit der Morgenröthe zurückkommen; wir geben ihm einen Goldsou, daß er uns nach Worsten, einem kleinen Flecken, führt, der am Saume des Waldes, zwei Meilen von Aachen, liegt. Wir kaufen dort für mich einfache Kleider, einen guten Reisemantel von Tuch . . ."

„Thetralde, höre mich . . ."

„Ich werde Dich hören, wenn ich ausgesprochen habe. Wir begeben uns also morgen bei Tagesanbruch auf den Weg. Glaube nicht, daß ich mich vor den Strapazen fürchte; ich bin weder so groß, noch so stark, als meine Schwester Hildrude, und dennoch bin ich sicher, daß ich Dich, wenn Du müde, verwundet wärest, auf meinem Rükken tragen würde, wie meine Schwester Emma einst Eginhard, ihren Geliebten, getragen hat; doch nun sind die Kastanien ausgehülst, hilf mir sie unter die heiße Asche legen, und nehmen wir uns vor Allem in Acht, daß wir uns die Finger nicht verbrennen."

Hienach hob Thetralde mit einer Hand den Flügel ihres Kleides auf, worin die Früchte enthalten waren, und

lief zum Herde. Vortigern folgte ihr, er hielt sich für den Spielball eines Traumes. Seine Vernunft verließ ihn zuweilen unter einer Art von glühendem Liebesschwindel. Er kniete stillschweigend, beklommen, neben Thetralde vor der Gluth nieder, in die sie, nachdenkend, die Kastanien eine nach der andern warf. Außen hatte der Regen aufgehört, aber der Nebel, der beim Einbruche der Nacht doppelt dicht wurde, machte schon Alles finster; die Reflexe der Kohlengluth beleuchteten allein die reizenden Gesichter der zwei neben einander knieenden Kinder. Als die letzte Kastanie unter der Asche vergraben war, stand Thetralde auf, stützte sich vertraulich auf die Schulter von Vortigern und sagte, indem sie ihn bei der Hand nahm: „Während unser Abendbrod kocht, wollen wir uns auf die Moosbank setzen, und ich werde Dir meinen Plan vollends sagen."

. . . .

Die Nacht wurde sehr finster. Vergebens schien die flackernde, verscheidende Flamme des Herdes neue Nahrung zu verlangen . . . vergebens schienen die geräuschvoll in ihrer Hülle aufspringenden Kastanien das Braten ihres schmackhaften Markes zu verkündigen . . . vergebens stampften und wieherten das Pferd und der Zelter von Vortigern und Thetralde, als wollten sie ihr Abendfutter fordern . . . Der Herd erlosch, die Kastanien verwandelten sich in Kohle, das Gewieher der Rosse ertönte unter dem Schweigen des Waldes . . . weder Vortigern, noch Thetralde kamen aus der Hütte.

. . . .

Der Kaiser der Franken war schon beim Beginnen der Jagd mit seinem gewöhnlichen Ungestüm der Meute nachgesprengt. Anfangs wenig besorgt über das Verschwinden seines Enkels unter einer so großen Zusammenschaarung von Reitern, hatte sich Amael zufällig nach demjenigen Theile des Waldes gewendet, wo sich der Hirsch von Umkreisung zu Umkreisung verfolgen ließ. Amael war sogar kurz vor Einbruch der Nacht beim Tode des Hirsches an-

wesend, der, erschöpft vor Müdigkeit nach vier Stunden eines rastlosen Laufes, sich gegen die Hunde, als sie ihn endlich erreichten, stellte und sich gegen sie mittelst des ungeheuren Geweihs, mit dem sein Kopf bekränzt war, zu vertheidigen suchte. Der Kaiser hatte seine Meute beinahe nie verlassen; er kam, so wie einige von seinen Jägern, bald hinter ihr an Ort und Stelle, sprang von seinem Pferde und lief, ganz hinkend, auf den Hirsch zu, der schon mit seinen spitzigen Enden einige Hunde gespießt hatte. Mit einem erfahrenen Auge den günstigen Moment wählend, zog Karl seinen Hirschfänger, sprang gegen das mit dem Tode ringende Thier, stieß ihm seine Waffe in die Weiche des Bugs, gab ihm so den Fang und überließ es den Hunden. Diese stürzten sich auf das zuckende, noch heiße Jägerrecht und verschlangen es beim geräuschvollen Schalle der Fanfaren, welche die kaiserlichen Jäger bliesen, wodurch sie das Ende der Jagd verkündigten und das Gefolge zusammenriefen. Der Kaiser, nachdem er lange, sein blutiges Messer in der Hand haltend, mit großer Befriedigung seinen Hunden mit den roth gefärbten Schnauzen, die sich die Fetzen des Hirsches streitig machten, zugeschaut hatte, erblickte Amael und rief ihm freudig zu: „He! Herr Bretannier, findest Du, daß Karl ein guter und kühner Jäger ist?“

„Ich finde in diesem Augenblick, daß der Kaiser der Franken, mit seinem großen Messer in der Hand, mit seinen blutbefleckten Stiefeln und Kleidern aussieht wie ein Schlächter,“ antwortete der Hundertjährige. „Entschuldige meine Aufrichtigkeit.“

„Meine Hunde haben so tapfer gejagt, daß ich ganz freudig und zur Nachsicht geneigt bin, Herr Bretannier,“ rief der Kaiser lachend. Dann sagte er halblaut mit einer spöttischen Miene zu dem Greise: „Schau doch die Herren von meinem Hofe dort an, die am Anfange der Jagd so glänzend waren.“

Die meisten Höflinge und Palastbeamten des Kaisers

eilten in der That zu Pferde von verschiedenen Seiten auf den Ruf der Hörner herbei; der Regen fiel nun seit zwei Stunden; der Tag neigte sich zu seinem Ende. Diese am Anfange der Jagd so prächtig gekleideten, unter ihren mit dem blendenden Gefieder der seltensten Vögel geschmückten seidenen Tuniken so hoffärtigen Herren boten bei ihrer Rückkehr einen eben so kläglichen als lächerlichen Anblick. All dieses kurz zuvor in so bunten Farben schimmernde Gefieder war getrübt, straubig oder an die Tuniken angeklebt, von Koth befleckt, beinahe in Fetzen zerrissen durch die Dornen der Gesträuche oder durch die Aeste der Bäume. Die Federn der Pelzmützen hingen durchnäßt, gebrochen, schlumprig, meistens ungemein langen Fischgräten gleichend, herab; die feinen Halbstiefel von orientalischem Leder verschwanden unter einer dicken Lage Koth; andere ließen, durch die Dornen zerrissen, die Unterziehstrümpfe, häufig sogar die Haut der Jäger sehen. Einfach, warm gekleidet in seiner dichten Kasake von Schaffell, welche bis auf seine dicken ledernen Stiefel herabfiel, den Kopf bedeckt mit seiner Dachshautmütze, rieb sich Karl im Gegentheil die Hände mit einer pfiffigen Miene, als er seine bis auf die Knochen naß gewordenen Höflinge vor Kälte unter dem Regen schauern sah. Karl machte nun Amael ein Zeichen des Verständnisses und sagte leise zu ihm: „In dem Augenblick, wo wir auf die Jagd abgingen, habe ich Dich aufgefordert, wohl im Gedächtniß die Pracht der Gewänder dieser Gekken zu behalten, welche so eitel und nicht minder hirnlos sind, als die Pfauen Asiens, deren Bälge sie trugen. Sieh sie nun... diese schönen Söhne."

Amael lächelte mit einer beifälligen Miene, während der Kaiser seine kreischende Stimme erhob und, die Achseln zuckend, zu diesen Herren sagte: „Oh! Ihr wahnsinnigen Menschen! welches ist zu dieser Stunde das kostbarste und nützlichste von unsern Kleidern? Ist es das meinige, das ich mir um einen Pfennig gekauft habe? sind es die Eurigen, Euch so viel gekostet haben?" Bei diesem verständigen

Spott schwiegen die Höflinge beschämt, während der Kaiser seine beiden Hände auf seinen dicken Bauch legte und in ein schallendes Gelächter ausbrach.

„Karl,“ sagte Amael leise zu ihm, „ich höre Dich lieber mit dieser feinen Weisheit reden, als daß ich Dich einem verendenden Hirsche den Fang geben sehe.“

Doch statt dem alten Bretannier zu antworten, sprach Karl plötzlich zu diesem, während er die Hand in die Ferne ausstreckte: „Sieh doch das hübsche Mädchen!!“

Amael folgte mit den Augen der Geberde von Karl und sah unter mehreren Holzhauern-Sklaven des Waldes, welche die Neugierde zu der Jagd herbeigezogen hatte, eine ganz junge, kaum mit Lumpen bekleidete, weibliche Person von seltener Schönheit; ein viel jüngeres, zehn bis elf Jahre altes Kind hielt sie bei der Hand; eine eben so elend gekleidete, arme, alte Frau begleitete Beide. Der Kaiser der Franken, dessen große Augen von unzüchtiger Lüsternheit funkelten, wiederholte, sich an Amael wendend: „Bei der Capelle des heiligen Martin, das Mädchen ist hübsch! Bleibst Du, weil Du hundert Jahre alt bist, Herr Bretannier, unempfindlich beim Anblick einer so seltenen Schönheit?“

„Karl, das Elend dieses armen Geschöpfes ergreift mich mehr als seine Schönheit!“

„Du bist sehr mitleidig, Herr Bretannier . . . und ich auch. Linnen und Seide müssen ein so reizendes Kind kleiden. Es ist ohne Zweifel die Tochter von einem Holzhauer-Sklaven. Es gibt, bei meiner Treue, sehr hübsche im Walde, und oft, wenn ich jagte, habe ich eine Jagd wegen der andern aufgegeben . . . Aber wahrhaftig, ich habe nie hier eine niedlichere Person gesehen. Ihr guter Stern wird sie auf den Weg von Karl geführt haben!“ Und ohne das Mädchen aus den Augen zu lassen, rief er einem der Herren von seinem Gefolge: „He! Burkhard!“

Der edle Herr Burkhard stieg rasch vom Pferde und lief auf den Ruf des Kaisers herbei; dieser sagte ihm,

nachdem er sich von Amael entfernt hatte, ein paar Worte ins Ohr. Sehr geehrt ohne Zweifel durch das redliche Geschäft, mit dem ihn der Kaiser beauftragte, verbeugte sich Burkhard ehrfurchtsvoll, näherte sich, sein Pferd am Zaume haltend, dem alten Weibe und den zwei jungen Mädchen, winkte ihnen, ihm zu folgen, und verschwand mit ihnen hinter einer Gruppe von Jägern. Eine lebhafte Röthe färbte die Wangen von Amael; er faltete die Stirne, und seine Züge drückten eben so viel Entrüstung als Ekel aus. Plötzlich sah er den Kaiser mit einer gewissen Unruhe umherschauen, und er hörte ihn laut sagen: „Wo sind meine kleinen Mädchen? Sie kommen nicht... Sollten sie die Jagd verloren haben?"

„Erhabener Kaiser," sprach einer von den Palastbeamten, „ich habe Richulf, der Eure fürstlichen Töchter begleitete, behaupten hören, als es zu regnen angefangen, haben sich die Einen bewogen gefunden, nach Aachen zurückzukehren, während die Anderen nach dem Schlößchen im Walde, wo Ihr das Abendbrod zu bereiten befohlen, geeilt seien."

„Seht die Furchtsamen! wegen ein wenig Regen verlassen sie die Jagd! Ich wollte wetten, meine kleine Thetralde ist unter der Zahl dieser Amazonen, welche einen Wassertropfen fürchten und in Eile nach dem Palaste zurückgekehrt sind. Da dem so ist, so brauche ich mich nicht um sie zu bekümmern. Begeben wir uns nach dem Waldschlößchen, denn ich habe großen Hunger." Und während er wieder zu Pferde stieg, fügte der Kaiser bei: „Wir werden im Schlößchen diejenigen von den Mädchen finden, welche es vorgezogen haben, mit ihrem Vater zu Abend zu speisen . . . und ihnen werde ich viel Ehre anthun."

Als Amael den Kaiser eine Art von Besorgniß wegen seiner Töchter äußern hörte, fing er an ebenfalls über Vortigern, den er schon mehrere Male mit dem Blicke gesucht hatte, unruhig zu werden. Da er sodann Octavius

gewahrte, der jetzt erst die Herren vom Hofe im Galopp eingeholt hatte, sagte er rasch zu dem jungen Römer: „Octavius, hast Du meinen Enkel nicht gesehen?"

„Nein, wir sind beinahe am Anfange der Jagd getrennt worden."

„Er kommt nicht," versetzte Amael besorgt . . . „Es ist Nacht, und er kennt keinen von den Wegen dieses Waldes."

„Ho! ho!" rief der Kaiser der Franken, der, nachdem er wieder zu Pferde gestiegen war, sich dem Greise genähert und seine Fragen an den jungen Römer gehört hatte, „Du bist also nun sehr in Angst wegen Deines Jünglings? Nun! wenn er sich heute Abend verirrt hätte? morgen würde er seinen Weg wiederfinden! Wird er sterben, weil er eine Nacht im Walde zugebracht? Ist die Jagd nicht die Schule des Krieges? Komm, komm, beruhige Dich! und dann, wer weiß überdies," fügte Karl mit munterm Tone bei, „vielleicht hat er eine hübsche Holzhauerstochter in einer der Hütten des Waldes getroffen? Das ist seinem Alter gemäß; Du willst keinen Mönch aus diesem Jungen machen!"

Der Kaiser der Franken setzte sich in Marsch nach dem Waldschlößchen, wo er, ehe er nach Aachen zurückkehrte, mit seinen Höflingen speisen wollte. Er rief Amael, der immer wegen seines Enkels Vortigern besorgt war. „Herr Bretannier," sagte heiter der Kaiser zu dem Hundertjährigen, „laß uns plaudern. Was denkst Du von diesem Tag? Bist Du von Deinem Vorurtheile gegen Karl den Streitsüchtigen zurückgekommen? Hältst Du mich einiger Maßen für würdig, die verschiedenen Völker meines Reiches zu regieren, das den Umfang des alten römischen Reiches hat? Hältst Du mich besonders einiger Maßen für würdig, über Deine wilde kleine armoricanische Völkerschaft zu regieren?"

„Ich werde Dir freimüthig antworten."

„Ich zähle darauf."

„Karl, in meiner Jugend hat mir Dein Großvater den Vorschlag gemacht, der Kerkermeister des letzten Sprößlings von Chlodwig, eines unglücklichen Kindes, zu werden, das in einer Abtei gefangen gehalten wurde und kaum ein Kleid hatte, um sich zu bedecken. Dieses Kind, als es das Alter eines jungen Mannes erreicht hatte, ist auf Befehl von Pipin, Deinem Vater, geschoren und in ein Kloster eingesperrt worden, wo es unbekannt, vergessen starb."

„Was willst Du hieraus schließen?"

„So endigen die Königthümer, das ist die rasche oder langsame, den aus der Eroberung hervorgegangenen königlichen Geschlechtern vorbehaltene, Sühnung. Das ist ihre gerechte Strafe."

„So daß das Geschlecht von mir, den die ganze Welt Karl den Großen nennt," erwiederte der Kaiser mit einem Lächeln geringschätzenden Stolzes, „so daß mein Geschlecht dunkel, schmählich, wie dieser schwachsinnige, faule König, der letzte Sprößling von Chlodwig, endigen wird!"

„Das ist mein Gedanke. Ich habe es Dir gesagt: jedes Königthum sühnt früher oder später die Ungerechtigkeit seines Ursprungs."

„Herr Bretannier, ich hielt Dich für einen Mann von gutem Urheil und gesundem Geiste," versetzte der Kaiser, die Achseln zuckend, „Du bist nur ein alter Narr!"

„Karl, diesen Morgen hast Du in Deiner Pfalzschule bemerkt und ausgesprochen: die armen Kinder lernen mit Eifer, während die reichen Kinder träge sind. Der Grund hievon ist einfach: die Ersten fühlen das Bedürfniß, zu arbeiten, um emporzukommen, die Zweiten sind sicher, emporzukommen, ohne zu arbeiten. Deine Ahnen, die Majores Domus, als sie die Krone usurpiren wollten, haben es gemacht wie die armen Kinder. Deine Nachkommen, da sie keine Krone mehr zu erobern haben, werden handeln wie die reichen Kinder. Das ist eine von den tausend Ursachen der Entartung der Königthümer."

„Deine Vergleichung ist trotz eines gewissen Anscheins von Logik falsch. Mein Vater hat die Krone usurpirt, doch er hinterließ mir kaum das Königreich Gallien; zu dieser Stunde ist Gallien nur eine kleine Provinz des ungeheuren Reiches, das ich erobert habe. Ich bin also nicht träge, schlaff geblieben wie ein reiches Kind.“

„Ich spreche von Deiner Nachkommenschaft und nicht von Dir; doch gleichviel! gestohlene Güter, oder wenn Dich dieser Ausdruck zurückschreckt, mit Gewalt eroberte Macht frommt nie. Die fränkischen Könige und ihre Leudes, welche später vornehme Pfründherren geworden sind, haben mit Hülfe der Bischöfe Gallien geplündert; sie haben sich in seinen Boden getheilt und seine Völker in Sklavenbande geschlagen. Könige, Herren und Bischöfe werden früher oder später ihre Verbrechen sühnen Sie werden einander verschlingen, bis daß . . .“

„Vollende, Herr Bretannier.“

„Ich hatte zum Ahn einen Soldaten, der Milchbruder von Victoria der Großen . . .“

„Eine Heldin! Ich habe ihren Namen in den lateinischen Geschichtschreibern gelesen. Ihr Sohn regierte über Gallien.“

„Ja, über das freie Gallien, das ihn frei zu seinem Haupte gewählt hatte, nach dem Rechte jedes freien Volkes. Dieser Soldat, mein Ahn, hat die sterbende Victoria Folgendes weissagen hören: „„Nach Jahrhunderten des Schmerzes, der Unterdrückung, blutiger Kämpfe, wird sich Gallien, das verhaßte Joch der Könige vom fränkischen Geschlechte und der römischen Päpste brechend, frei, glorreich, furchtbar wiedererheben und von seinen Eroberern seinen Boden und seine Unabhängigkeit wiederzuerobern vermögen!““

„Die Prophezeiung ist seltsam, ich muß es gestehen; übrigens dürfte dieser Streit auf nichts Vernünftiges hinauslaufen,“ erwiederte ungeduldig der Kaiser. „Es handelt sich um die Zukunft; Du wirst Eines weissagen, ich etwas Anderes, wer wird zwischen uns entscheiden?“

„Die Vergangenheit. Dieselben Ursachen bringen immer dieselben Wirkungen hervor.“

„Lassen wir die Zukunft und die Vergangenheit, sprechen wir von der Gegenwart. Was denkst Du von mir?“

„Es ist Gutes und Schlimmes an Dir; doch ich glaube, Du bist mehr auf Deine schlimme, als auf Deine gute Seite stolz.“

„Worauf bin ich Deiner Ansicht nach stolz?“

„Auf Deine unfruchtbaren und unglücklichen Eroberungen.“

„Weiter?“

„Auf die lügnerischen Huldigungen, welche Dir durch ihre Gesandten die Kaiser von Persien, von Asien oder von Afrika darbringen.“

„Ist dies Alles?“

„Du bist auch stolz darauf, daß Du die Administration der römischen Kaiser wieder aufgebaut hast, daß Du Deinen Willen in Deinen zahlreichen Staaten von einem Ende zum andern herrschen machst. Was wird aber von dem Allem nach Dir bleiben? Nichts. Alle diese durch Deine Waffen eroberten, geknechteten Völker werden sich früher oder später empören. Dein ungeheueres Reich, bestehend aus Ländern, welche kein gemeinschaftliches Band des Ursprungs, der Sitten, der Sprache mit einander verknüpft, wird sich zergliedern und einstürzend Deine Abkömmlinge unter seinen Trümmern zerschmettern.“

„Also wird Kaiser Karl der Große wie ein Schatten über die Welt gegangen sein, ohne etwas zu gründen, ohne etwas zu hinterlassen?“

„Nein, Dein Leben wird nicht unnütz gewesen sein. Unablässig gegen die Friesen, die Sachsen, wilde Horden von germanischem Ursprung wie Du, welche Gallien erobern wollten, Krieg führend, hast Du, wenn nicht für immer, doch wenigstens auf lange Zeit den beständigen Invasionen Einhalt gethan, welche den Norden und den Osten unseres unglücklichen Landes verwüsteten, während

seine anderen Provinzen durch die Bürgerkriege der königlichen Familien verheert wurden. Wenn Du aber das Land Gallien vor den Barbaren verschlossen hast, so bleibt ihnen das Meer. Die normannischen Seeräuber führen jeden Tag Landungen auf den Küsten Deines Reiches aus, und oft sind die Schiffe dieser unerschrockenen Seeleute, die Maas, die Gironde oder die Loire hinauffahrend, bis in das Herz Deiner Besitzungen gedrungen."

Der Kaiser bebte bei diesen Worten von Amael. Seine verdüsterten Züge drückten eine Mischung von Bangen und Niedergeschlagenheit aus, und er erwiederte seufzend: „Oh! Greis, ich befürchte, diesmal täuschen Dich Deine Vorhersehungen nicht. Die Normannen! oh! die Normannen sind die einzige Sorge meiner schlaflosen Nächte. Ich weiß nicht warum, schon bei dem Gedanken an diese Heiden erfaßt mich eine seltsame, unwillkürliche Furcht. Ich war eines Tages in Narbonne, einige Boote von diesen Verfluchten trieben bis in den Hafen Seeräuberei. Eine schwarze Ahnung bemächtigte sich meiner, meine Augen füllten sich unwillkürlich mit Thränen. Einer von meinen Officieren fragte mich nach der Ursache meiner plötzlichen Traurigkeit: „„Wißt Ihr, meine Getreuen,"" sagte ich zu meiner Umgebung, „„wißt Ihr, warum ich aufrichtig weine? Ich befürchte gewiß nicht, daß mir diese Normannen durch ihre elenden Seeräubereien schaden, ich fühle mich tief betrübt darüber, daß sie zu meinen Lebzeiten die Frechheit haben, auf einem der Gestade meines Reiches zu landen, und groß ist mein Schmerz, denn ich habe die Ahnung von dem Unheil, das diese Normannen meiner Nachkommenschaft und meinen Völkern verursachen werden."" Nach diesen Worten blieb der Kaiser einige Augenblicke niedergeschlagen, als wäre er abermals schmerzlich ergriffen von der finstern Ahnung, die in seinem Geiste wiederaufgetaucht war.

„Karl," sprach Amael mit ernstem Tone, „ich habe es Dir gesagt, jedes Königthum trägt in sich selbst den

Keim des Todes, weil seine Entstehung ungerecht ist. Vielleicht werden diese freibeuterischen Normannen eines Tags Dein Geschlecht die ursprüngliche Ungerechtigkeit seiner von der Eroberung ausgegangenen Gewalt sühnen lassen. Was willst Du? Ihr erobernden Könige erbt den Thron und vermacht Euch die geknechteten Völker; wir, das eroberte Volk, hinterlassen unsern Söhnen den Haß gegen das Königthum."

Mochte der Kaiser, in seine Gedanken versunken, die letzten Worte des hundertjährigen Bretanniers nicht gehört haben, oder wollte er nicht darauf antworten, er rief: „Vergessen wir die verfluchten Normannen. Sprich von dem, was ich Deiner Ansicht nach noch Gutes gethan habe. Deine Lobeserhebungen sind spärlich, um so mehr gefallen sie mir."

„Du findest kein Vergnügen an der Grausamkeit, obgleich man Dir eine abscheuliche Schlächterei von mehr als viertausend Sachsen vorwerfen kann, welche auf Deinen Befehl nach einer blutigen Schlacht erwürgt worden sind."

„Erinnere mich nicht an diesen Tag," unterbrach Karl rasch den Hundertjährigen: „das wahr gräßlich, eine wahre Schlächterei; doch ich mußte diese Barbaren durch ein Beispiel erschrecken. Unselige Nothwendigkeit des Kriegs! ich habe sie beklagt, ich beklage sie noch jeden Tag."

„Ich will es glauben, denn trotz dieses, sicherlich in der wilden Hitze der Schlacht gegebenen, Befehls zum Blutbade hält man Dich nicht für einen grausamen Mann; Dein Herz ist zugänglich für gewisse Gefühle der Gerechtigkeit, der Menschenliebe; Du hast Dich in Deinen Capitularien mit der Verbesserung des Looses der Sklaven und der Bauern beschäftigt."

„Das war meine Pflicht als Christ, als Katholik."

„Du bist nicht mehr Christ, als Deine Freunde die Bischöfe; Du hast einem dem Menschen, was auch seine

Religion sein mag, natürlichen Instinkte der Menschlichkeit gehorcht; aber Du bist kein Christ."

„Beim König des Himmels! ich bin vielleicht ein Jude?"

„Christus hat nach dem Evangelium des heiligen Lucas gesagt: Der Herr hat mich gesandt, um den Gefangenen ihre Erlösung zu verkündigen, um frei zu lassen, die in Banden sind. Deine Krongüter sind aber mit Gefangenen bevölkert, welche die Eroberung ihrer Heimath entrissen hat; die Besitzungen Deiner Bischöfe und Deiner Aebte sind mit Sklaven bevölkert; folglich seid Ihr, Du und Deine Priester, keine Christen, denn ein Christ soll nach dem Spruche Christi nie seinen Nächsten in der Knechtschaft halten."

„Der Gebrauch will es so."

„Der Gebrauch? Und wer verhindert die Bischöfe und Dich, allmächtiger Kaiser, diesen abscheulichen Gebrauch aufzuheben? Wer verhindert Euch, die Sklaven frei zu lassen? Wer verhindert Euch, ihnen, mit der Freiheit, den Besitz dieser Ländereien wiederzugeben, die sie allein mit ihrem Schweiße befruchten, und die ihren einst freien Vätern gehörten?"

„Greis, es hat zu jeder Zeit Sklaven gegeben und es wird zu jeder Zeit geben. Wozu nützt es, von eroberndem Geschlechte zu sein, wenn nicht, um für sich und die Seinigen die Früchte der Eroberung zu behalten? Beim König des Himmels! hältst Du mich für einen Barbaren? Habe ich nicht Gesetze erlassen, Schulen gegründet, die Wissenschaften, die Künste unterstützt und ermuthigt? Gibt es in der Welt eine Stadt, welche mit Aachen zu vergleichen wäre?"

„Deine prachtvolle Stadt Aachen, die Hauptstadt Deines germanischen Reiches, ist nicht Gallien. Gallien ist für Dich ein fremdes Land geblieben. Du schätzest ungemein seine für Deine Herbstjagden günstigen Wälder und seine reichen Krongüter, deren Ertrag man jedes Jahr

nach Deiner überrheinischen Residenz führt; aber an Menschen und an Geld durch Deine unaufhörlichen Kriege erschöpft, ist Gallien so elend, daß zu keiner Zeit das Getreide, der Wein, das Rindvieh seltener und theuerer gewesen sind. Eine erschreckliche Armuth verheert unsere Provinzen; für einige Tausende von adeligen Herren, Bischöfen und Aebten, welche in der Schwelgerei und im Müßiggang leben, arbeiten Millionen von Geschöpfen Gottes, beinahe ohne Brod, ohne Obdach, ohne Kleidung, vom frühen Morgen bis zum späten Abend und sterben in der Sklaverei, um den Reichthum ihrer Gebieter zu erhalten; für einige Kinder, denen Du in Deiner Pfalzschule Unterricht ertheilen lässest, werden Millionen von Geschöpfen geboren, leben und sterben wie das Vieh, stumpfsinnig gemacht, herabgewürdigt, getäuscht durch Deine Priester, welche, mit Reichthümern überladen, besessen von einer unersättlichen Begierde nach Macht, der Menge die Göttlichkeit der Armuth und die Heiligkeit der Sklaverei predigen . . . So ist Gallien unter Deiner Regierung, Karl der Große, Kaiser . . . Bist Du für diese gräßlichen Uebel allein verantwortlich? Nein . . . Ich bin gerecht: diese Uebel sind leider die nothwendige Folge der Unterdrückung. Die Eroberung, die Quelle Deiner Macht, ist eine entsetzliche Ungerechtigkeit, sie kann nur entsetzliche Ungerechtigkeiten erzeugen."

„Greis," sagte der Kaiser mit einer düstern Miene und kaum seinen Zorn beherrschend, „nachdem ich Dich während dieses Tags als Freund behandelt hatte, erwartete ich von Deiner Seite eine andere Sprache."

„Ich habe aufrichtig mit Dir gesprochen, ich sprach immer so mit Deinem Großvater."

„Im Andenken an meinen Großvater, aus Dankbarkeit für den Dienst, den Du ihm in der Schlacht von Poitiers geleistet, wollte ich großmüthig gegen Dich sein."

„Ich bin hier Dein Gefangener auf Ehrenwort; ich verlange keine Gnade."

„Es handelt sich nicht um Gnade; ich wünschte

etwas Gutes für mich, für Dein Volk und für Dich zu vollführen. Ja, ich hoffte Dich nach diesem, in Vertraulichkeit mit mir zugebrachten Tage von Deinen Vorurtheilen zurückkommen zu sehen und gedachte Dir dann zu sagen: „„Ich habe die Bretannier durch die Stärke meiner Waffen besiegt, ich will meine Eroberung durch die Ueberzeugung befestigen. Kehre in Deine Heimath zurück, erzähle Deinen Landsleuten den Tag, den Du mit Karl dem Eroberer, dem Tyrannen, zugebracht hast; sie werden Deinen Worten Glauben schenken, denn sie haben, wie ich weiß, unbeschränktes Vertrauen zu Dir. Du bist die Seele der zwei letzten Kriege gewesen, die sie gegen mich geführt, sei auch die Seele der Friedensstiftung, die mein Wunsch ist. Eine auf die Gewalt gegründete Eroberung ist oft ephemer; eine durch die Zuneigung, durch die Achtung befestigte Eroberung wird unvergänglich. Ich glaube Dir bewiesen zu haben, daß man Karl achten, lieben kann; ich baue auf Deine Biederkeit, daß Du mir das Herz der Bretannier gewinnen wirst.““ Ja, das war meine Hoffnung. Diese Hoffnung hat die bittere Ungerechtigkeit Deiner Worte zerstört, denken wir nicht mehr daran. Du wirst als Geißel hier bleiben; ich werde Dich behandeln, wie ich einen tapfern Krieger, der meinem Großvater das Leben gerettet, behandeln muß; mit der Zeit wirst Du mich vielleicht billiger beurtheilen; ist dieser Tag gekommen, so kannst Du nach Deinem Vaterlande zurückkehren, und ich bin fest überzeugt, Du wirst von mir sagen, was Du Gutes von mir glaubst, wie Du heute sagen würdest, was Du Schlimmes glaubst.“

„Karl, obgleich Dein Gedanke nie sein Ziel erreichen kann, so ist dieser Gedanke doch edel, und ich weiß Dir Dank dafür.“

„Bei der Capelle des heiligen Martin! Ihr seid ein seltsames Volk, Ihr Bretannier! Wie! wenn Du glaubtest, ich verdiene Achtung und Zuneigung, würden Deine Landsleute, obgleich Deine Meinung theilend, nicht mit

Freuden meine Herrschaft annehmen, der sie sich jetzt gezwungen unterziehen."

„Es handelt sich für uns nicht darum, einen mehr oder minder verdienstvollen Herrn zu haben: wir wollen gar keinen Herrn."

„Ah! Ihr wollt keinen! ich bin doch Herr bei Euch, Ihr Heiden!"

„Bis zu dem Tage, wo wir uns auf's Neue gegen Dich empören werden."

„Man wird Euch zermalmen, ausrotten, das schwöre ich bei Gott!"

„Gut, laß die Bretannier Alle bis auf den Letzten vertilgen, laß alle Kinder erwürgen, dann wirst Du im Frieden über die verwüstete, entvölkerte Armorica regieren; so lange aber ein Mensch von unserem Geschlechte in diesem Lande lebt, kannst Du es besiegen, nie unterwerfen."

„Greis, ist denn meine Herrschaft so erschrecklich?"

„Wir wollen keine fremde Herrschaft. Nach dem Gesetze unserer Väter leben, frei unsere Häupter als freie Männer wählen, Niemand Tribut bezahlen, uns in unsere Grenzen einschließen und sie vertheidigen, das ist unser Wunsch! Nimm ihn an, Du wirst nichts von uns zu befürchten haben."

„Bedingungen mir! mir, der ich als unumschränkter Herr über Europa gebiete? Eine elende Bevölkerung von Hirten von Holzhauern, von Ackersleuten will mir Bedingungen auferlegen, mir, dessen Waffen die Welt erobert haben?"

„Ich könnte Dir antworten: um dieses elende Volk von Hirten, Holzhauern, Ackersleuten, welche in ihren Bergen in ihren Felsen, in ihren Sümpfen und Wäldern verschanzt waren, zu besiegen, habest Du nach dem armoricanischen Gallien Deine alten Kriegsbanden von Sachsen und Böhmen schicken müssen."

„Ja," rief der Kaiser unwillig, „und um Dein verfluchtes Land im Gehorsam zu erhalten, muß ich meine

Elitetruppen dort lassen, die mir jeden Augenblick in Germanien fehlen werden."

„Das ist für Dich unangenehm, Karl, ich gebe es zu, und ohne von der Invasion der Normannen von der See her zu sprechen, sind die Böhmen, die Ungarn, die Baiern, die Lombarden und andere durch Deine Waffen eroberten Völker, wie die Bretannier, besiegt, aber nicht unterworfen; jeden Augenblick können sie sich von Neuem erheben und, was sehr ernst ist, das Herz Deines Reiches bedrohen. Wir verlangen im Gegentheil nur frei und im Frieden zu leben und nicht über unsere Grenzen zu gehen."

„Und wer wird mir Bürgschaft leisten? Wer sagt mir, daß Ihr, sobald meine Truppen aus Eurem höllischen Lande abgezogen sind, Eure Ausfälle, Eure Angriffe gegen die außerhalb Euren Grenzen cantonirenden Truppen nicht wieder anfangt?"

„Das wäre unser Recht."

„Euer Recht?"

„Die andern Provinzen sind gallisch wie wir, es ist unsere Pflicht, sie aufzureizen, ihnen das Joch der fränkischen Könige brechen zu helfen; doch die vernünftigen Leute denken, der Augenblick sei nicht gekommen. Seit vier Jahrhunderten haben die Priester die Bevölkerungen zur Sklaverei gemodelt; Jahrhunderte werden leider vergehen, ehe sie erwachen; doch, höre, Karl, Du hast Vertrauen zu meinem Wort und zu meinem Einfluß auf meine Landsleute?"

„Wollte ich Dich nicht zu ihnen zurückschicken?"

„Du gestehst, daß es gefährlich für Dich ist, genöthigt zu sein, in Bretannien einen Theil Deiner besten Truppen zu erhalten?"

„Worauf zielst Du ab?"

„Rufe Dein Heer zurück, ich gebe Dir mein Bretannierwort, und ich bin ermächtigt, es Dir, im Namen

unserer Stämme zu geben, daß wir bis zu Deinem Tode unsere Grenzen nicht überschreiten werden."

„Beim Könige des Himmels! der Spott ist zu stark. Hältst Du mich für einen Dummkopf? weiß ich nicht, daß, wenn ich, meine Truppen zurückziehend, Euch einen Waffenstillstand bewillige, Ihr diesen benützen werdet, um Vorbereitungen zum Wiederbeginnen des Krieges nach meinem Tode zu treffen?"

„Ja, wenn Deine Söhne unsere Freiheiten nicht achten."

„Ich, der Sieger, soll in einen schmählichen Waffenstillstand einwilligen! soll einwilligen, meine Truppen aus einem Lande zurückzuziehen, das ich mit so großer Mühe gebändigt habe?"

„Laß also Dein Heer in Bretannien, doch erwarte in ein paar Jahren, früher vielleicht, neue Aufstände."

„Wahnsinniger Greis! wagst Du es, eine solche Sprache gegen mich zu führen, während Du, Dein Enkel und vier andere bretannische Häuptlinge meine Geißeln sind! Oh! ich schwöre bei Gott! Eure Köpfe würden bei der ersten Schilderhebung fallen, hörst Du? Glaube mir, traue nur nicht zu sehr der Gutmüthigkeit des alten Karl; ich liebe das Blut nicht, aber das furchtbare Beispiel, das ich an den viertausend empörten Sachsen gegeben habe, beweist Dir, daß ich vor keiner Nothwendigkeit zurückweiche."

„Die bretannischen Häuptlinge, welche in Folge ihrer Wunden unter Weges geblieben sind, aber uns bald nach Aachen nachfolgen werden, hätten, eben so wenig als ich und mein Enkel, den Geißelposten angenommen, wäre er ohne Gefahr gewesen; aber glaube mir, Karl, was auch das Loos sein mag, das unserer harrt, wir werden uns nicht gegen unsere Pflicht verfehlen: wir sind hier im Herzen Deines Reiches und im Stande, die Gelegenheit der Dinge zu beurtheilen; wir werden also, wenn es sein muß, gerade von hier aus das Signal zu einem neuen

Kriege geben, scheint uns der Augenblick gekommen zu sein."

„Beim König des Himmels! ist es genug der Frechheit?" rief der Kaiser, bleich vor Wuth; „Du wagst es, mir zu sagen, diese Verräther werden nach dem, was sie hier sehen und erspähen, nach Bretannien den Befehl zur Empörung schicken? Oh! ich schwöre bei Gott, schon morgen, schon heute Abend, sollt Ihr, Du und Dein Enkel, in so schwarze Kerker versenkt werden, daß Ihr Luchsaugen haben müßtet, um zu sehen, was hier vorgeht. Bei der Capelle des heiligen Martin, eine solche Unverschämtheit macht mich grimmig! Zum Glück sind wir beim Waldschlößchen; ich werde meine Töchter wiederfinden, und ihr Anblick soll mich für so viel Undank trösten."

So sprechend, setzte der Kaiser der Franken sein Pferd in Galopp, um rascher das nur noch eine kleine Strecke entfernt liegende Jagdschlößchen zu erreichen. Die Herren vom Gefolge schickten sich an, wie er den Gang ihrer Pferde zu beschleunigen, als er sich gegen sie umwandte und ihnen mit einer zornigen Stimme zurief: „Niemand folge mir; ich will allein bleiben; Ihr werdet meine Befehle außer dem Schlößchen erwarten."

Ein tiefes und ehrerbietiges Stillschweigen empfing die Worte des Kaisers, und während er sich entfernte, ritten die Herren vom Gefolge langsam nach dem Sammelplatze der Jagd; mit ihnen vermischt begleitete sie Amael, er dachte über seine Unterredung mit dem Kaiser nach und fühlte die Besorgniß, die ihm die verlängerte Abwesenheit von Vortigern verursachte, immer mehr zunehmen. Schauernd vor Kälte unter ihren schlumprigen gefiederten und seidenen Kleidern, fluchten die Höflinge des Kaisers ganz leise über die Launen ihres Gebieters, der so den Augenblick verzögerte, wo sie sich am Herde des Waldschlößchens zu erwärmen und durch Speise und Trank zu stärken hofften; sie waren von ihren Pferden abgestiegen und plauderten seit einer Viertelstunde, als Amael, der auch abge-

stiegen war und nachdenkend an einen Baum angelehnt stand, Octavius auf sich zulaufen sah und ihn hastig und mit bewegter Stimme rufen hörte: „Amael, ich suche Euch; kommt geschwinde!“ Der alte Bretannier band sein Pferd an einen Baum und folgte Octavius; sobald Beide ein paar Schritte von den fränkischen Herren entfernt waren, sprach der junge Römer: „Ich bin in einer tödtlichen Unruhe über Vortigern.“

„Was sagst Du?“

„Höre, was ich in diesem Schlößchen erfahren habe: Eurem Enkel, mit dem ohne Zweifel sein Pferd am Anfange der Jagd durchgegangen ist, sind Thetralde und Hildrude, zwei Töchter des Kaisers, nachgeritten. Was vorgefallen, weiß ich nicht, man hat mir nur versichert, Hildrude, welche sehr erzürnt geschienen, sei nach Aachen mit zweien von ihren Schwestern und den Concubinen des Kaisers zurückgekehrt . . . Thetralde ist also mit Vortigern an irgend einem Orte des Waldes geblieben.“

„Vollende.“

„Amael, ich kenne aus Erfahrung die Leichtigkeit der Sitten dieses Hofes. Thetralde hat Euren Sohn bemerkt, sie ist fünfzehn Jahre alt und in der Mitte ihrer Schwestern erzogen worden, welche so viel Liebhaber haben, als ihr Vater Geliebten hat. Vortigern, der arme Unschuldige, hat unwillkürlich Thetralde den Kopf verrückt, es sind zwei Kinder; sie sind mit einander verschwunden, sie werden sich mit einander verirrt haben . . . denn drei von den Töchtern von Karl sind in den Palast zurückgekehrt, zwei andere sind hier angekommen. Thetralde allein findet sich nicht. Wenn sie sich aber in Gesellschaft von Vortigern verirrt hat, so ist zu hoffen, hätte ich diesen Morgen gesagt . . . ist zu befürchten, sage ich heute Abend, daß . . .“

„Himmel und Erde!“ rief der Greis erbleichend, „Du hast den Muth, zu scherzen!“

„Ich gestehe, heute Morgen hätte ich das Abenteuer belustigend gefunden; diesen Abend kommt es mir furcht-

bar vor, vernehmet warum: Vorhin ist der Kaiser, nachdem er Befehl gegeben, daß ihm Niemand folgen sollte, in aller Eile auf das Jagdschlößchen zugeritten."

„Ja, ja, um allein mit seinen Töchtern zu bleiben, wie er sagte."

„Verfluchter Anfall von väterlicher Zärtlichkeit! Rothaide und Bertha, Töchter des Kaisers, welche ohne Zweifel glaubten, sie werden von seiner Ankunft vorher durch den Tumult des Reitertrupps benachrichtigt werden, hatten sich in die oberen Zimmer des Jagdschlößchens begeben, Bertha mit Engelbert, dem schönen Abte von Saint-Riquier, Rothaide mit Audoin, einem der Officiere des Kaises. In voller Sicherheit ließen es sich die zwei unklugen Paare einfallen, die Litaneien der Venus zu singen!"

„Welche Sitten! welch ein Hof!"

„Der Kaiser kommt allein an und steigt vom Pferde. Die Verliebten hören nichts. „„Wo sind meine Töchter?"" fragt er den Großnomenclator seiner Tafel, der die Vorbereitungen zum Abendbrod beaufsichtigt . . . Von ihm weiß ich diese Einzelnheiten, denn erstarrt vor Kälte und bis auf die Knochen durchnäßt, bin ich vorhin, trotz des Befehls von Karl, durch eine Hinterthüre in das Schlößchen eingetreten, um mich am Feuer der Küche zu wärmen . . ."

„Ei! was ist hieran gelegen!"

„„Wo sind meine Töchter?"" fragte also der Kaiser mit zornigem Tone, denn er schien wahrhaft wüthend zu sein. Ihr kennt vielleicht den Grund dieser Wuth, Amael, Ihr, der Ihr den ganzen Weg entlang mit ihm gesprochen habt."

„Octavius, Du spannst mich auf die Folter . . . vollende Doch."

„Der Großnomenclator, der, wie alle Palastbeamte, die Galanterien der Töchter des Kaisers kannte und sie auch hatte mit Audoin und Engelbert in die oberen Zimmer hinaufklettern sehen, vermuthete weislich, sie seien nicht

an diesen Ort gegangen, um ihre Gebete zu sprechen. Beim unerwarteten Anblick von Karl, der ihn fragte, wo seine Töchter seien, gerieth der Großnomenclator in Verwirrung und antwortete: „„„Erhabener Kaiser . . . ich werde die erhabenen Prinzessinnen von Eurer erhabenen Gegenwart benachrichtigen; sie sind, glaube ich, in die oberen Zimmer hinaufgegangen, um in Erwartung des Abendbrods ein wenig auszuruhen.“““ „„„Ich will zu ihnen gehen,“““ versetzte Karl, und er kletterte ebenfalls in den obern Stock hinauf. Der alte Vulcan, als er Venus und Mars in ihrer Liebeswonne ertappte, muß nicht wüthender gewesen sein, als der erhabene Kaiser, da er seine Töchter und ihre Liebhaber ertappte, denn der Großnomenclator, der bei der Treppenthüre geblieben war, hörte bald einen höllischen Lärmen in den oberen Zimmern: der zornsüchtige Karl spielte die Kreuz und die Quere mit dem Stiele seiner Jagdpeitsche auf den Liebespaaren; wonach ein tiefes Stillschweigen eintrat. Der Kaiser, der die Gewohnheit hat, dergleichen Dinge nicht ruchbar werden zu lassen, kam scheinbar ruhig, aber bleich vor Zorn, wieder herab, und . . .“

Die Erzählung von Octavius wurde hier plötzlich durch stürmisches Geschrei unterbrochen; er sah, wie Amael, Sklaven Fackeln in der Hand haltend aus dem Schlößchen herauskommen. Bald rief die durchdringende Stimme des Kaisers den Tumult beherrschend: „Zu Pferde! . . . meine Tochter Thetralde hat sich verirrt . . . sie ist nicht in den Palast zurückgekehrt . . . und auch nicht in das Jagdschlößchen gekommen . . . nehmet Fackeln . . . wir wollen sie suchen! Geschwinde . . . geschwinde zu Pferde! zu Pferde!“

„Amael . . . im Namen des Heiles Eures Enkels,“ rief hastig Octavius, „folgt mir von fern . . . es bleibt uns eine Möglichkeit, Vortigern vor dem Zorne des Kaisers zu retten!“

So sprechend, verschwand der junge Römer unter den

Herren des Hofes, welche nach ihren Pferden liefen, während Karl, dessen einen Augenblick verhaltener Zorn abermals ausbrach, mit kreischender Stimme den Anwesenden zurief: „Nun sind sie ganz bestürzt wie eine in Verwirrung gebrachte Heerde . . . Jeder nehme eine Fackel, folge einem von den Gängen des Waldes und rufe meiner Tochter aus Leibeskräften . . . Holla! es trage Jemand eine Fackel vor mir her!" Bei diesen Worten ergriff Octavius eine Fackel und näherte sich dem Kaiser, während sich andere Herren rasch in verschiedenen Richtungen entfernten, um Thetralde aufzusuchen. Amael begriff nun den Sinn der Aufforderung von Octavius; er stieg zu Pferde, wie Karl und der junge Römer, der ihm leuchtete, zu Pferde gestiegen waren, und folgte ihnen von fern, wobei er sich vom Lichte der Fackel, das durch die Finsterniß glänzte, leiten ließ.

Der Kaiser, wie es später Octavius Amael erzählte, schien bald dem Zorne, den ihm dieser neue Beweis vom ausschweifenden Lebenswandel seiner Töchter verursachte, bald der Bangigkeit, in die ihn das Verschwinden von Thetralde versetzte, preisgegeben zu sein. Diese verschiedenen Gefühle äußerten sich durch einige abgebrochene Worte, welche zu den Ohren des ein paar Schritte von dem Kaiser reitenden jungen Römers gelangten: „Unglückliches Kind! . . . wo ist sie? wo ist sie? . . . sie stirbt vielleicht vor Kälte und Angst in irgend einem Dickicht!" murmelte der Kaiser; dann schrie er aus Leibeskräften: „Thetralde! Thetralde!" Doch das Stillschweigen allein antwortete ihm, und er fuhr seufzend fort: „Ach! sie hört mich nicht! König des Himmels, erbarme Dich meiner! So jung . . . so zart . . . eine solche Nachtkälte kann sie tödten! . . . Oh! wehe meinem Alter, das dieses Kind getröstet hätte . . . Sie wäre nicht ihren Schwestern ähnlich geworden; ihre fünfzehnjährige Stirne ist nie über einen schlimmen Gedanken erröthet! Oh! todt! todt vielleicht! Nein, nein . . . die Jugend ist so lebendig . . .

und dann meine Töchter . . . ich habe sie wie Knaben erzogen . . . sie sind an die Strapazen gewöhnt . . . folgen mir auf meinen Reisen . . . und dennoch . . . diese finstere Nacht . . . die Kälte . . . die Angst, allein zu sein . . . Das ist gräßlich für ein Kind von diesem Alter." Und er schrie wieder: „Thetralde! Thetralde!" Dann hielt der Kaiser der Franken plötzlich an, horchte und sagte, nachdem er einen Augenblick geschwiegen, rasch zu dem Römer: „Hast Du nicht das Wiehern eines Pferdes gehört?"

„In der That, erhabener Fürst, mir scheint . . ."

„Horch . . . horch . . ."

Octavius schwieg; bald ertönte ein neues, entferntes Wiehern unter der Stille des Waldes. „Es ist sicher . . . meine Tochter wird; ihren Weg wiederzufinden verzweifelnd, ihren Zelter an einen Baum gebunden haben," rief Karl zitternd vor Hoffnung, und sich an Octavius wendend: „Im Galopp! im Galopp!" Und der Kaiser der Franken sprengte fort und schrie: „Thetralde, meine Tochter! . . . hier bin ich!"

Als Amael, der in einer ziemlich großen Entfernung und immer im Schatten Karl folgte, das Licht der Fackel, von dem er sich leiten ließ, rasch in der Finsterniß verschwinden sah, setzte er sein Pferd auch in Galopp, wobei er aber dem Kaiser immer denselben Vorsprung ließ. Dieser erreichte bald mit Octavius den Ort am Wege, wo Vortigern und Thetralde, ehe sie in die Hütte des Holzhauers eintraten, ihre Pferde angebunden hatten. Ein Schein der Fackel beleuchtete die weiße Gestalt des Lieblingsrosses der Kaiserstochter und ließ in der Dunkelheit den schwarzen Renner von Vortigern, der einige Schritte davon entfernt angebunden war. „Der Zelter von Thetralde!" rief Karl; dann, als er bei der Helle der Fackel, die Octavius trug, die Hütte erblickte, fügte er bei: „O König des Himmels, Dank sei Dir gesagt! mein liebes Kind hat ein Obdach gefunden!" . . .

Hierauf stieg der Kaiser ab und sagte zu dem jungen Römer, während er sich nach der ungefähr zwanzig Schritte vom Wege entfernten Hütte wandte: „Geschwinde, geschwinde, meine Tochter ist hier . . . Gehe voran . . . leuchte mir."

Mit einem schärferen Blicke begabt, als Karl, hatte Octavius bebend das in der Nähe des Zelters von Thetralde angebundene Pferd von Vortigern erkannt; den Wuthanfall ahnend, der den Kaiser bei dem Schauspiel, das seiner harrte, ohne Zweifel ergreifen würde... nahm Octavius seine Zuflucht zu einem äußersten Mittel: er stellte sich, als stolperte er, und ließ seine Fackel fallen, in der Hoffnung, sie unter seinen Füßen, wie durch Zufall, auszulöschen. Aber Karl bückte sich rasch, hob sie auf und rief: „Ungeschickter!" Dann lief er nach dem Eingange der Hütte.

Der junge Römer folgte dem Kaiser voll Angst; plötzlich sah er ihn versteinert auf der Schwelle der Hütte stille stehen, welche im Innern von der Fackel, die er in der Hand hielt, und die Amael fortwährend leitete, erleuchtet wurde. Der Hundertjährige war ebenfalls abgestiegen, und er konnte vermittelst des Blätterwerks, mit dem der Boden dicht bestreut war, sich, ohne vom Kaiser der Franken gehört zu werden, in dem Augenblick nähern, wo Karl, ganz bestürzt, unbeweglich stehen geblieben war. Man vernehme, was Amael bei der Helle der Fackel sah: In tiefen Schlaf versunken, sein Schwert an seiner Seite, vertheidigte Vortigern den Eingang der Hütte, denn, um in diese einzudringen, hätte man auf seinen Leib treten müssen, der quer über die Schwelle lag. Im Hintergrunde der Hütte schlief, auf einem Moosbette ausgestreckt und sorgfältig mit der Tunica des Jünglings bedeckt, Thetralde einen eben so tiefen Schlaf; ihr unschuldiger, reizender Kopf ruhte auf ihrem zurückgebogenen Arme. So groß war die Festigkeit ihres Schlafes, daß weder das Mädchen, noch Vortigern Anfangs durch das Licht der Fackel aufgeweckt wurde.

Große Schweißtropfen fielen von der bleichen Stirne des Kaisers der Franken. Auf sein erstes Erstaunen, in dieser einsamen Hütte seine Tochter in Gesellschaft des jungen Bretanniers wiederzufinden, war in seinen Zügen der Ausdruck einer entsetzlichen Angst gefolgt. Dann machten diese grausamen Zweifel über die Keuschheit seiner Tochter der Hoffnung Platz, als er die ruhige Heiterkeit des Schlafes der zwei Kinder bemerkte. Der Kaiser fühlte sich noch mehr beruhigt dadurch, daß Vortigern so vorsichtig gewesen, sich quer über die Schwelle zu legen, wobei er ohne Zweifel einem Gedanken ehrfurchtsvoller Fürsorge und muthiger Beschirmung gefolgt war.

Thretralde erwachte indessen zuerst; die Helle der Fackel traf auf ihre geschlossenen Augenlider; sie erhob ihren noch beschwerten Kopf, fuhr mit der Hand nach ihren Augen, öffnete sie bald in ihrer ganzen Größe und setzte sich auf; dann, als sie ihren Vater erblickte, gab sie einen so aufrichtigen Freudenschrei von sich, ihre Züge drückten ein so von aller Verlegenheit, von aller Scham reines Glück aus, als sie sich Karl mit einem Sprunge an den Hals warf, daß er sie voll Trunkenheit an sein Herz drückte und murmelte: „Oh! ich befürchte nichts mehr . . . ihre Stirne ist nicht erröthet!"

Diese Worte gelangten zu den Ohren von Amael, der bis jetzt unbeweglich hinter dem Kaiser stand. Karl lief bald eine große Gefahr: Thetralde hatte, als sie in der ersten Aufwallung ihrer Freude zu ihrem Vater eilte, Vortigern, über dessen Leib sie ging, gestoßen; plötzlich aufgeweckt, geblendet durch das Licht, ergriff der junge Bretannier, dessen Geist noch durch den Schlaf verwirrt war, sein Schwert und sprang auf, und als er am Eingange der Hütte zwei Männer sah, von denen der Eine Thetralde mit seinen Armen umschlungen hielt, glaubte er, man beabsichtige eine Entführung, packte Karl mit einer Hand bei der Gurgel, bedrohte ihn mit seinem bloßen Schwerte und rief: „Du bist todt, wenn . . ." Doch als-

bald den Vater von Thetralde erkennend, ließ Vortigern sein Schwert fallen, rieb sich die Augen, wich einen Schritt zurück und sagte: „Der Kaiser der Franken . . .“

„Er selbst, mein Junge!“ erwiederte freudig Karl, während er mit einer Art von Wuth auf's Neue die Stirne und die Haare seiner Tochter küßte. „Du beschirmtest den Eingang der Thüre, indem Du Dich quer über die Schwelle legtest . . . Die Stärke Deiner Faust beweist mir auch, daß derjenige, welcher eine schlimme Absicht gegen mein Kind gehabt hätte, schlecht angekommen wäre!“

„Wir sind Deine Feinde, und dennoch hast Du meinen Großvater und mich mit Güte aufgenommen,“ antwortete einfach der junge Bretannier, ohne die Augen vor dem durchdringenden Blicke von Karl niederzuschlagen; „ich habe über Deiner Tochter gewacht, wie ich über meiner Schwester gewacht hätte.“

Vortigern betonte die Worte: meiner Schwester, auf eine so edle Art, daß Amael Karl in's Ohr flüsterte: „Wie Du, zweifle ich nicht an der Reinheit dieser Kinder.“

„Du hier?“ rief der Kaiser, indem er sich erstaunt umwandte. „Sei willkommen. Woher des Weges?“

„Du suchtest Deine Tochter . . . ich, ich suchte meinen Enkel.“

„Und ich habe meine süße Tochter wiedergefunden!“ sprach Karl mit einer unbeschreiblichen Rührung, während er Thetralde abermals auf die Stirne küßte. „Oh! ich liebe sie, ich liebe sie . . . mehr, als ich sie je geliebt habe.“ Und während er sie immer mit einem Arme umschlungen hielt, ging der Kaiser in den Hintergrund der Hütte, wo er gelähmt durch die Gemüthserschütterung auf die Moosbank niedersank. Er ließ dann Thetralde auf seinen Schooß sitzen, betrachtete sie voll Glückseligkeit und sagte zu ihr: „Laß hören, Mädchen, erzähle mir Dein Abenteuer . . . Wie hast Du die Jagd verloren? . . . Wie hast Du Dich

verirrt? . . . Wie hast Du Dich darein gefügt, die Nacht in dieser Hütte zuzubringen, obgleich sie von einem so tapfern Krieger bewacht war?"

„Mein Vater," antwortete Thetralde, die Augen niederschlagend und ihr Gesicht an der Brust von Karl verbergend, auf dessen Schooß sie sitzen geblieben war, „laß mich meine Erinnerungen sammeln: ich will Dir Alles erzählen."

Während eines auf die Antwort von Thetralde eintretenden Augenblicks des Stillschweigens näherte sich Vortigern Amael, und dieser schloß ihn zärtlich in seine Arme, indeß der junge Römer, der mit seiner Fackel in der Hand dabei stand und die Scene beleuchtete, über die Haltung von Vortigern, man muß es gestehen, mehr erstaunt als begeistert zu sein schien.

„Mein Vater," sagte Thetralde, das Haupt erhebend und ihren unschuldigen Blick auf den Kaiser der Franken heftend, „nicht wahr, ich soll Dir Alles sagen? durchaus Alles?"

„Ja, Mädchen, durchaus Alles," erwiederte Karl. Und nach kurzem Nachdenken sprach er zu Octavius: „Stecke Deine Fackel in die Erde und bewache mit diesem jungen Mann unsere Pferde." Der Römer gehorchte, verbeugte sich und ging mit dem Enkel von Amael weg.

„Wie! mein Vater, Du entfernst Vortigern?" sagte Thetralde mit einem Ausdrucke sanften Vorwurfs. „Ich hätte im Gegentheil gewünscht, er würde bleiben, um meine Erzählung zu bestätigen."

„Alles, was Du mir sagen wirst, meine Tochter, werde ich Dir glauben. Sprich, sprich ohne Furcht vor mir und dem Großvater dieses würdigen Jungen."

„Gestern befand ich mich auf dem Balcon des Palastes, da ritt Vortigern in den Hof. Als ich erfuhr, er komme als Gefangener hierher, so jung und verwundet, erregte er sogleich meine Theilnahme; dann, als er von seinem Pferde beinahe abgeworfen, vielleicht getödtet worden

wäre, wurde mir so bange, so bange, daß ich einen Angstschrei ausstieß; da Hildrude und ich aber sahen, wie er sich als unerschrockener Reiter zeigte, warfen wir ihm unsere Sträuße zu."

„Ihr habt Beide mit mir von diesem Jüngling als von einem geschickten Reiter gesprochen, aber nichts von diesen Sträußen gesagt; doch lassen wir das . . . fahre fort."

„Ich war gewiß sehr glücklich über Deine Ankunft, Vater; doch ich gestehe, ich dachte vielleicht mehr noch an Vortigern, als an Dich; die ganze Nacht sprachen wir, meine Schwester und ich, von dem jungen bretannischen Geißel, von seiner Anmuth, von seinem zugleich sanften und kühnen Gesichte . . . von . . ."

„Gut, gut, gehen wir darüber weg, meine Tochter . . ."

„Ich soll Dir also nicht Alles sagen, Vater?"

„Doch, doch . . . fahre fort."

„Bei Tagesanbruch entschlief ich, doch das geschah abermals, um von Vortigern zu träumen; wir haben ihn in der Kirche wiedergesehen; wenn ich sein stolzes und sanftes Antlitz nicht anschaute, betete ich für das Heil seiner Seele. Nach der Messe, als ich erfuhr, man werde jagen, war meine einzige Furcht, er könnte nicht auf die Jagd kommen . . . Denke Dir meine Freude, mein Vater, als ich ihn gewahr wurde. Plötzlich geht sein Pferd durch; ich, beinahe ohne zu überlegen, denn ich handelte in der That unwillkürlich, ich gebe meinem Zelter einen Hieb mit der Reitgerte, um Vortigern einzuholen. Hildrude folgt mir, sie will mich überholen; oh! das reizt mich; ich schlage ihr Pferd auf den Kopf; es macht einen Seitensprung und reißt meine Schwester auf einem andern Wege fort; ich komme allein bei Vortigern an. Der Nebel, der Regen und bald auch die Nacht überraschen uns; wir bemerken diese Holzhauerhütte und einen halberloschenen Herd; da sagen wir uns: wir können unsern Weg nicht

Große Schweißtropfen fielen von der bleichen Stirne des Kaisers der Franken. Auf sein erstes Erstaunen, in dieser einsamen Hütte seine Tochter in Gesellschaft des jungen Bretanniers wiederzufinden, war in seinen Zügen der Ausdruck einer entsetzlichen Angst gefolgt. Dann machten diese grausamen Zweifel über die Keuschheit seiner Tochter der Hoffnung Platz, als er die ruhige Heiterkeit des Schlafes der zwei Kinder bemerkte. Der Kaiser fühlte sich noch mehr beruhigt dadurch, daß Vortigern so vorsichtig gewesen, sich quer über die Schwelle zu legen, wobei er ohne Zweifel einem Gedanken ehrfurchtsvoller Fürsorge und muthiger Beschirmung gefolgt war.

Thretralde erwachte indessen zuerst; die Helle der Fackel traf auf ihre geschlossenen Augenlider; sie erhob ihren noch beschwerten Kopf, fuhr mit der Hand nach ihren Augen, öffnete sie bald in ihrer ganzen Größe und setzte sich auf; dann, als sie ihren Vater erblickte, gab sie einen so aufrichtigen Freudenschrei von sich, ihre Züge drückten ein so von aller Verlegenheit, von aller Scham reines Glück aus, als sie sich Karl mit einem Sprunge an den Hals warf, daß er sie voll Trunkenheit an sein Herz drückte und murmelte: „Oh! ich befürchte nichts mehr . . . ihre Stirne ist nicht erröthet!"

Diese Worte gelangten zu den Ohren von Amael, der bis jetzt unbeweglich hinter dem Kaiser stand. Karl lief bald eine große Gefahr: Thetralde hatte, als sie in der ersten Aufwallung ihrer Freude zu ihrem Vater eilte, Vortigern, über dessen Leib sie ging, gestoßen; plötzlich aufgeweckt, geblendet durch das Licht, ergriff der junge Bretannier, dessen Geist noch durch den Schlaf verwirrt war, sein Schwert und sprang auf, und als er am Eingange der Hütte zwei Männer sah, von denen der Eine Thetralde mit seinen Armen umschlungen hielt, glaubte er, man beabsichtige eine Entführung, packte Karl mit einer Hand bei der Gurgel, bedrohte ihn mit seinem bloßen Schwerte und rief: „Du bist todt, wenn . . ." Doch als-

bald den Vater von Thetralde erkennend, ließ Vortigern sein Schwert fallen, rieb sich die Augen, wich einen Schritt zurück und sagte: „Der Kaiser der Franken . . .“

„Er selbst, mein Junge!“ erwiederte freudig Karl, während er mit einer Art von Wuth auf's Neue die Stirne und die Haare seiner Tochter küßte. „Du beschirmtest den Eingang der Thüre, indem Du Dich quer über die Schwelle legtest . . . Die Stärke Deiner Faust beweist mir auch, daß derjenige, welcher eine schlimme Absicht gegen mein Kind gehabt hätte, schlecht angekommen wäre!“

„Wir sind Deine Feinde, und dennoch hast Du meinen Großvater und mich mit Güte aufgenommen,“ antwortete einfach der junge Bretannier, ohne die Augen vor dem durchdringenden Blicke von Karl niederzuschlagen; „ich habe über Deiner Tochter gewacht, wie ich über meiner Schwester gewacht hätte.“

Vortigern betonte die Worte: meiner Schwester, auf eine so edle Art, daß Amael Karl in's Ohr flüsterte: „Wie Du, zweifle ich nicht an der Reinheit dieser Kinder.“

„Du hier?“ rief der Kaiser, indem er sich erstaunt umwandte. „Sei willkommen. Woher des Weges?“

„Du suchtest Deine Tochter . . . ich, ich suchte meinen Enkel.“

„Und ich habe meine süße Tochter wiedergefunden!“ sprach Karl mit einer unbeschreiblichen Rührung, während er Thetralde abermals auf die Stirne küßte. „Oh! ich liebe sie, ich liebe sie . . . mehr, als ich sie je geliebt habe.“ Und während er sie immer mit einem Arme umschlungen hielt, ging der Kaiser in den Hintergrund der Hütte, wo er gelähmt durch die Gemüthserschütterung auf die Moosbank niedersank. Er ließ dann Thetralde auf seinen Schooß sitzen, betrachtete sie voll Glückseligkeit und sagte zu ihr: „Laß hören, Mädchen, erzähle mir Dein Abenteuer . . . Wie hast Du die Jagd verloren? . . . Wie hast Du Dich

verirrt? . . . Wie hast Du Dich darein gefügt, die Nacht in dieser Hütte zuzubringen, obgleich sie von einem so tapfern Krieger bewacht war?"

„Mein Vater," antwortete Thetralde, die Augen niederschlagend und ihr Gesicht an der Brust von Karl verbergend, auf dessen Schooß sie sitzen geblieben war, „laß mich meine Erinnerungen sammeln: ich will Dir Alles erzählen."

Während eines auf die Antwort von Thetralde eintretenden Augenblicks des Stillschweigens näherte sich Vortigern Amael, und dieser schloß ihn zärtlich in seine Arme, indeß der junge Römer, der mit seiner Fackel in der Hand dabei stand und die Scene beleuchtete, über die Haltung von Vortigern, man muß es gestehen, mehr erstaunt als begeistert zu sein schien.

„Mein Vater," sagte Thetralde, das Haupt erhebend und ihren unschuldigen Blick auf den Kaiser der Franken heftend, „nicht wahr, ich soll Dir Alles sagen? durchaus Alles?"

„Ja, Mädchen, durchaus Alles," erwiederte Karl. Und nach kurzem Nachdenken sprach er zu Octavius: „Stecke Deine Fackel in die Erde und bewache mit diesem jungen Mann unsere Pferde." Der Römer gehorchte, verbeugte sich und ging mit dem Enkel von Amael weg.

„Wie! mein Vater, Du entfernst Vortigern?" sagte Thetralde mit einem Ausdrucke sanften Vorwurfs. „Ich hätte im Gegentheil gewünscht, er würde bleiben, um meine Erzählung zu bestätigen."

„Alles, was Du mir sagen wirst, meine Tochter, werde ich Dir glauben. Sprich, sprich ohne Furcht vor mir und dem Großvater dieses würdigen Jungen."

„Gestern befand ich mich auf dem Balcon des Palastes, da ritt Vortigern in den Hof. Als ich erfuhr, er komme als Gefangener hierher, so jung und verwundet, erregte er sogleich meine Theilnahme; dann, als er von seinem Pferde beinahe abgeworfen, vielleicht getödtet worden

wäre, wurde mir so bange, so bange, daß ich einen Angstschrei ausstieß; da Hildrude und ich aber sahen, wie er sich als unerschrockener Reiter zeigte, warfen wir ihm unsere Sträuße zu."

„Ihr habt Beide mit mir von diesem Jüngling als von einem geschickten Reiter gesprochen, aber nichts von diesen Sträußen gesagt; doch lassen wir das . . . fahre fort."

„Ich war gewiß sehr glücklich über Deine Ankunft, Vater; doch ich gestehe, ich dachte vielleicht mehr noch an Vortigern, als an Dich; die ganze Nacht sprachen wir, meine Schwester und ich, von dem jungen bretannischen Geißel, von seiner Anmuth, von seinem zugleich sanften und kühnen Gesichte . . . von . . ."

„Gut, gut, gehen wir darüber weg, meine Tochter . . ."

„Ich soll Dir also nicht Alles sagen, Vater?"

„Doch, doch . . . fahre fort."

„Bei Tagesanbruch entschlief ich, doch das geschah abermals, um von Vortigern zu träumen; wir haben ihn in der Kirche wiedergesehen; wenn ich sein stolzes und sanftes Antlitz nicht anschaute, betete ich für das Heil seiner Seele. Nach der Messe, als ich erfuhr, man werde jagen, war meine einzige Furcht, er könnte nicht auf die Jagd kommen . . . Denke Dir meine Freude, mein Vater, als ich ihn gewahr wurde. Plötzlich geht sein Pferd durch; ich, beinahe ohne zu überlegen, denn ich handelte in der That unwillkürlich, ich gebe meinem Zelter einen Hieb mit der Reitgerte, um Vortigern einzuholen. Hildrude folgt mir, sie will mich überholen; oh! das reizt mich; ich schlage ihr Pferd auf den Kopf; es macht einen Seitensprung und reißt meine Schwester auf einem andern Wege fort; ich komme allein bei Vortigern an. Der Nebel, der Regen und bald auch die Nacht überraschen uns; wir bemerken diese Holzhauerhütte und einen halberloschenen Herd; da sagen wir uns: wir können unsern Weg nicht

wiederfinden, bringen wir die Nacht hier zu! Zum Glück sehen wir von den Bäumen gefallene Kastanien; wir lesen sie auf, wir lassen sie unter der Asche braten, aber wir haben vergessen, sie zu speisen."

„Ohne Zweifel, weil Ihr zu müde waret? . . . und so hast Du Dich, um zu ruhen, auf diese Moosbank gelegt, und der Junge quer über die Schwelle?"

„Oh! nein, mein Vater, ehe wir entschliefen, haben wir viel gesprochen, viel gestritten, und so streitend haben wir unsere Kastanien vergessen . . . dann erfaßte uns der Schlaf, und wir entschlummerten."

„Aber worüber habt Ihr Euch denn gestritten, meine Tochter?"

„Ach! ich hatte schlimme Gedanken . . . diese Gedanken bekämpfte Vortigern mit allen seinen Kräften, und hierüber haben wir gestritten; siehst Du, im Grunde hatte er indessen Recht . . . denn Du wirst es nie glauben können. Ich wollte aus Aachen entfliehen und mit Vortigern nach Bretannien gehen . . . um ihn dort zu heirathen."

„Meine Tochter . . . mich verlassen . . . mich, der Dich so zärtlich liebt!"

„Das hat mir Vortigern geantwortet: „„Thetralde, bedenkst Du, Du willst Deinen Vater verlassen, der Dich liebt?"" sagte er zu mir. „„Wie! Du hättest den traurigen Muth, ihm diesen grausamen Kummer zu verursachen . . .? Und ich, den er, wie meinen Großvater, mit Güte behandelt hat, wäre Dein Mitschuldiger? Nein, nein, überdies bin ich hier Gefangener auf Ehrenwort; die Flucht ergreifen hieße mich entehren. Meine Mutter würde mich in ihrem Leben nie wiedersehen . . ."" „Deine Mutter liebt Dich zu sehr, um Dir nicht zu verzeihen," sagte ich zu Vortigern; „„mein Vater wird uns auch verzeihen, er ist so gut! Ist er nicht nachsichtig gegen meine Schwestern gewesen, welche ihre Liebhaber haben, wie er seine Geliebten hat? . . . Es thut Niemand Eintrag, sich zu lieben, wenn man sich gefällt; sind wir einmal verheirathet, so kehren wir zu unserem Vater zurück; glücklich, mich

wiederzusehen, wird er Alles vergessen, und wir werden bei ihm leben, wie Eginhard und meine Schwester Emma.““ Doch unbeugsam, sprach Vortigern unablässig von seinem Gelöbniß als Gefangener und vom Kummer, den Dir meine Flucht bereiten würde; er weinte, wie ich, heiße Thränen und tröstete mich und schalt mich zugleich, daß ich so kindisch sei; nachdem wir viel gestritten, viel geweint hatten, sagte er zu mir: „„Thetralde, die Nacht rückt vor; Du mußt müde sein, lege Dich auf dieses Moosbett; ich werde mich, mit meinem bloßen Schwerte an meiner Seite, quer über die Schwelle legen, um Dich im Nothfall zu vertheidigen . . .““ Ich sank vor Schlaf um . . . Vortigern bedeckte mich mit seiner Tunica; ich entschlummerte und träumte abermals von ihm, als Du mich vorhin aufwecktest, mein guter Vater.“

Der Kaiser der Franken hatte diese naive Erzählung mit einer Mischung von Angst, Rührung und Aerger angehört; bald gab er einen Seufzer der Erleichterung von sich, der auf die Betrachtung: „Welcher Gefahr ist meine Tochter entgangen!“ zu antworten schien. Dieser Gedanke beherrschte bald alle andere, Karl umarmte seine Tochter abermals voll Innigkeit und sagte zu ihr: „Theures Kind, Deine Offenherzigkeit entzückt mich; sie läßt mich vergessen, daß Du einen Augenblick Deinen Vater zu verlassen beabsichtigen konntest.“

„Oh! Vortigern hat gemacht, daß ich auf diesen schlimmen Plan verzichtete, und um ihn zu belohnen, wirst Du so gut sein, uns mit einander zu verheirathen, nicht wahr? Wir lieben uns so sehr!! . . .“

„Wir werden wieder hievon sprechen. Für jetzt müssen wir daran denken, das Jagdschlößchen zu erreichen, wo Du einige Augenblicke ruhen wirst; wir kehren sodann mit einander nach Aachen zurück. Erwarte mich hier; ich habe einen Augenblick mit diesem guten Greise zu reden.“

Karl verließ die Hütte mit Amael, blieb nach einigen Schritten stehen und sagte zu ihm: „Dein Enkel ist ei

redlicher Junge, Ihr seid eine Familie von wackern Leuten; Du hast meinem Großvater das Leben gerettet, Dein Enkel hat die Ehre meiner Tochter geachtet; denn ich weiß, wie verhängnißvoll im Alter dieser Kinder die Hinreißung einer ersten Liebe ist; diese Hinreißung hätte Vortigern mit seinem Leben bezahlt ... doch ich liebe es mehr, zu loben, als zu strafen."

„Karl, als ich vor einigen Stunden mit Dir von meiner Besorgniß wegen der Abwesenheit von Vortigern sprach, antwortetest Du mir: „„Gut, er wird eine hübsche Holzhauerstochter getroffen haben . . . die Liebe ist seinem Alter gemäß. Du wirst keinen Mönch aus diesem Jungen machen?"" Und wenn er nun Deine Tochter wie die Tochter eines Holzhauers behandelt hätte, . . . was würdest Du gethan haben?"

„Beim König des Himmels! Vortigern wäre nicht lebendig aus dieser Hütte gekommen."

„Es ist also erlaubt, die Tochter eines Sklaven zu entehren, und die Schande einer Kaiserstochter wird mit dem Tode bestraft? Beide sind doch Geschöpfe Gottes und gleich in seinen Augen."

„Greis, diese Worte sind unsinnig!"

„Und Du nennst Dich einen Christen! Und Du behandelst uns als Heiden! Mein Enkel hat sich als ein redlicher Mensch benommen, nichts mehr. Die Ehre ist uns theuer, uns Galliern von der alten Armorica, welche den Wahlspruch hat: Nie hat ein Bretannier Verrath geübt! Ein letztes Wort. Willst Du mir eine Bitte gewähren? ich werde Dir Dank dafür wissen."

„Sprich."

„Ich habe Dich heute von der Schönheit einer armen Sklaventochter ergriffen gesehen, Du gedenkst aus ihr eine von Deinen Concubinen eines Augenblicks zu machen; sei edelmüthig gegen diese Unglückliche, verdirb sie nicht; schenke ihr die Freiheit, ihr und ihrer Familie; gib ihr die Mittel, arbeitsam aber ehrlich zu leben."

„Es soll so geschehen, so wahr ich Karl heiße, ich verspreche es Dir. Du hast Dir sonst nichts zu erbitten?"

„Nichts."

„Höre nun Du . . . Du hast mir vorhin Folgendes gesagt: „„Ziehe Deine Truppen aus Bretannien zurück, und ich mache mich bei meinem Bretannierwort verbindlich, daß wir, so lange Du lebst, unsere Grenzen nicht überschreiten werden.""

„Ja diesen Vorschlag habe ich Dir gemacht, und ich mache ihn Dir abermals."

„Ich nehme ihn an."

„Du handelst als ein weiser Mann. Sei Deinem Worte getreu, wir werden dem unsern getreu sein."

„Deine Hand, Amael . . . Deine redliche Hand."

„Hier ist sie, Karl, und es sei die Hand eines Verräthers, wenn unser Volk eidbrüchig wird. Wir werden im Frieden mit Dir leben; achten Deine Abkömmlinge unsere Freiheiten, so werden wir auch mit ihnen im Frieden leben."

„Amael, das ist gesagt und beschworen."

„Karl, es ist gesagt und beschworen."

„Statt nach Aachen zurückzukehren, werdet Ihr nun, Du und Dein Sohn, die Nacht in diesem Waldschlößchen zubringen; morgen bei Tagesanbruch schicke ich Euch Euer Gepäcke und eine Bedeckung, beauftragt, Euch bis an die Grenzen der Armorica zu begleiten, und Ihr werdet Euch ohne Verzug auf den Weg begeben."

„Du kannst darauf zählen."

„Ich kehre allein mit meiner Tochter nach dem Waldschlößchen zurück und verspreche ihr, um sie nicht in Verzweiflung zu bringen, sie werde morgen Vortigern sehen. Meinen Höflingen sage ich, ich habe sie allein in dieser Hütte gefunden; ach! die üblen Nachreden der Höfe sind grausam; man glaubt hier selten an die Unschuld, und wenn man erführe, Thetralde habe einen Theil der

Nacht in dieser Hütte mit Deinem Enkel zugebracht, so würde man schon von ihr sagen, was man von ihren Schwestern sagt!" Und der Kaiser drückte seine Hand an seine feuchten Augen und fügte schmerzlich bei: „Ach! mein Vaterherz blutet; ich habe meine Töchter zu sehr geliebt, ich bin zu nachsichtig gewesen. Und dann verhinderten mich auch meine beständigen Kriege außerhalb meines Reiches, so wie die Staatsangelegenheiten, meine Kinder zu bewachen. In meiner Abwesenheit ließ ich sie in den Händen der Priester! sie versäumten nicht einen Gottesdienst und stickten Meßgewänder für die Bischöfe! Doch unser Herrgott, der mir immer in allen Dingen hülfreich gewesen ist, wollte mich in meiner Familie schlagen; sein Wille geschehe! Ich bin ein unglücklicher Vater." Und er rief den jungen Römer herbei und sprach mit furchtbarer Stimme zu ihm: „Octavius, Niemand ... hörst Du, Niemand darf erfahren, daß meine Tochter einen Theil der Nacht in dieser Hütte mit dem jungen Bretannier zugebracht hat, denn die Bosheit verschont nicht einmal das, was es Keuschestes und Ehrwürdigstes auf der Welt gibt. Das Geheimniß dieser Nacht ist nur mir, meiner Tochter und diesen zwei Bretanniern bekannt; ich bin ihrer Verschwiegenheit so sicher, als der meinigen und der von Thetralde. Gedenke dessen, was ich Dir sage: Du bist verloren, wenn ein einziges Wort von diesem Abenteuer bei Hofe in Umlauf kommt; Du allein hättest in diesem Falle gesprochen; bewahrst Du dagegen das Geheimniß, so kannst Du auf meine wachsende Gunst rechnen."

„Erhabener Kaiser, ich werde dieses Geheimniß in's Grab mitnehmen."

„Ich baue auf Dein Versprechen: führe mein Pferd und das meiner Tochter hierher; Du wirst uns nach dem Jagdschlößchen und dann nach Aachen begleiten; Du befehligst die Bedeckung, die ich diesen zwei Geißeln gebe, um in

ihre Heimath zurückzukehren; ich stelle Dir einen Befehl für den Oberanführer meines Heeres in Bretannien zu. Morgen bei Tagesanbruch wirst Du Dich mit der Bedeckung nach dem Waldschlößchen begeben, und Ihr werdet unverzüglich nach der Armorica abgehen."

Octavius verbeugte sich. Der Kaiser sprach zu Amael: „Der Mond ist aufgegangen; er beleuchtet hinreichend den Weg. Steige mit Deinem Enkel zu Pferde und folge diesem Waldgange, bis Du Dich auf einem Kreuzwege befindest; dort halte an, und man wird Dich auf meinen Befehl bald abholen, um Dich nach dem Waldschlößchen zu führen, von wo Du morgen mit Tagesanbruch abreisen wirst. Dein Volk sei seinem Worte getreu, ich werde dem meinigen getreu sein. Findest Du, der Kaiser Karl verdiene, daß man etwas Gutes von ihm sage, so sage es in Deinem Lande. Und nun lebe wohl."

Amael kehrte zu seinem Enkel zurück, den er in ein tiefes Nachdenken versunken am Rande des Weges auf einem Baumstamme sitzend fand; er hatte sein Gesicht in seinen Händen verborgen, weinte still, und hörte es nicht, als sich der Greis ihm näherte. „Mein Kind," sprach Amael zu ihm mit sanftem und zugleich ernstem Tone: „laß uns zu Pferde steigen und aufbrechen."

„Aufbrechen!" versetzte Vortigern, indem er bebend rasch sich erhob und mit der umgekehrten Hand sein in Thränen gebadetes Gesicht abwischte. „Aufbrechen? . . . Schon!"

„Ja, mein Kind, morgen begeben wir uns auf den Weg nach Bretannien, wo Du Deine Mutter und Deine Schwester wiedersehen wirst. Der Adel Deines Benehmens hat Früchte getragen; wir sind frei . . . Karl ruft seine Truppen aus der Armorica zurück."

Mein Großvater Amael schrieb kurze Zeit nach unserer Rückkehr von Aachen diese Erzählung, die ich unserer Familienlegende beigefügt habe.

Ich, Vortigern, habe meinen Großvater im Alter von hundert und fünf Jahren bald nach meiner Verheirathung mit der sanften Josseline sterben sehen. Karl der Große ist in Aachen im Jahre 814 gestorben.

Die
karolingischen Geldstücke
Epilog.

Der Paß von Glen-Clan. — Der Sumpf von Peulven. — Der Wald von Cardik. — Die Heiden von Kennor. — Das Thal von Lokfern.

818—912.

Im Jahre 818, sieben Jahre, nachdem Amael und sein Enkel Vortigern den Hof von Karl, dem Kaiser der Franken, verlassen hatten, um nach Bretannien zurückzukehren, erkletterten drei Reiter und ein Fußgänger mühsam eine von den steilen Ketten der Schwarzen Berge, die sich gegen den Südwesten der Armorica erstrecken. Wenn von der Höhe der Aufthürmung von Felsen, durch welche sich der Weg schlängelte, die Reisenden ihre Blicke unter sich senkten, sahen sie zu ihren Füßen eine lange Reihe von Hügeln und Ebenen, bald bedeckt mit schon reifem Roggen und Weizen, bald sich entrollend wie ungeheure Teppiche von Heidekraut; stellenweise dehnten sich in's Unabsehbare Moorgründe aus; einige Dörfer, zu denen man auf einer Landstraße gelangte, erhoben sich inmitten dieser unwegsamen Sümpfe, die ihnen als Schutzwehr dienten; anderswo weideten schwarze Schafe auf den rosenfarbenen Heiden und den grünen Thälern, welche zahlreiche Bäche bewässerten. Man sah auch auf diesen Weideplätzen Ochsen, Kühe, und besonders in großer Anzahl Pferde von der unermüdlichen bretannischen Race, hart bei der Arbeit, feurig im Kriege. Die drei Reiter, denen ein

Fußgänger voranschritt, kletterten immer weiter hinauf am jähen Abhange des Berges; der Eine von diesen Reitern, der ein geistliches Gewand trug, war Witchair, einer der reichsten Aebte Galliens. Die ungeheuren Güter seiner Abtei lagen in der Nähe der Grenzen Bretaniens; zwei von seinen Mönchen, zu Pferde wie er und wie er als Geistliche des Benedictiner-Ordens gekleidet, folgten ihm. Zwischen ihnen ging ein Maulthier beladen mit dem Gepäcke dieses Abtes, eines Mannes von kleinem Wuchse, mit feinem Auge und bald gottseligem, bald verschmitztem Lächeln! Der Führer, ein Bergbewohner, in der Kraft des Alters, stark und untersetzt, trug die alterthümliche Tracht der bretannischen Gallier: weite Braien von Leinwand, am Leibe mittelst eines ledernen Gürtels festgehalten, einen knappen Rock von Wollenstoff, und es hing auf seiner Schulter, auf derselben Seite wie sein Quersack, seine Kasake von Ziegenfell, obgleich man im Sommer war. Seine halb durch eine wollene Mütze verborgenen Haare fielen bis auf seine Schultern; er stützte sich von Zeit zu Zeit auf seinen Pen-bas, einen langen Stock von Stechpalme, der in einem Haken endigte. Die Augustsonne schoß, in ihrer Fülle, ihre glühenden Strahlen auf den Führer, die zwei Mönche und den Abt Witchair. Dieser hielt sein Pferd an und sagte zu dem Fußgänger: „Die Hitze ist erstickend; diese Granitfelsen senden sie uns glühend zurück, als käme sie aus dem Munde eines Ofens; unsere Thiere sind abgemattet. Ich sehe dort zu unseren Füßen einen dichten Wald; könntest Du uns nicht dahin führen? wir würden im Schatten ausruhen."

Karouer, der Führer, schüttelte den Kopf und erwiederte, mit dem Ende seines Pen-bas auf das Gehölze deutend: „Um dahin zu gelangen, müßten wir einen Sprung von zweihundet Fuß oder einen Umweg von beinahe drei Meilen im Gebirge machen; wähle."

„Ziehen wir also auf unserem Wege weiter; doch wann werden wir in das Thal von Lokfern kommen?"

„Siehst Du dort, dort am Horizont, den letzten der bläulichen Gipfel?"

„Ja, ich sehe ihn."

„Das ist der Menez-c'Hom, der höchste von den Schwarzen Bergen; dieser andere gegen Westen, ein wenig entfernter, ist der Loch-Renan; zwischen diesen zwei Bergen liegt das Thal von Lokfern, wo Morvan, der Ackersmann, das Haupt der Häupter Bretanniens, wohnt."

„Bist Du sicher, daß er in seiner Meierei ist?"

„Ein Ackersmann kehrt immer nach Sonnenuntergang in seine Meierei zurück."

„Kennst Du diesen Morvan?"

„Ich bin von seinem Stamme; ich habe an seiner Seite in unseren letzten Kriegen gegen die Franken, zu Lebzeiten von Karl, ihrem Kaiser, gestritten."

„Dieser Morvan soll verheirathet sein?"

„Seine Frau Noblede kommt ihm an Tapferkeit gleich. Er ist vom Geschlechte von Joel, damit ist Alles gesagt."

„Wer ist das, Joel?"

„Einer der bravsten Männer, deren Andenken die Armorica bewahrt hat. Seine Tochter Hena, die Jungfrau von der Insel Sen, hat ihr Leben als Opfer für das Heil Galliens dargeboten, als die Römer sich dieses Landes bemächtigten, wie sich die Franken desselben bemächtigt haben und abermals bemächtigen wollen, wie man sagt."

„Ihr erwartet also, daß Ludwig der Fromme, der Sohn vom großen Karl, Euch den Krieg erklärt?"

„Hast Du, seitdem Du über unsere Grenzen gekommen bist, Vorbereitungen zum Kampfe gesehen?"

„Ich habe die Ackersleute auf dem Felde, die Hirten ihre Herden hütend, die Städte offen und friedlich gesehen; man weiß aber, daß in Eurem Lande auf das erste Signal Hirten, Holzhauer, Ackersleute und Stadtbürger Soldaten werden."

Nacht in dieser Hütte mit Deinem Enkel zugebracht, so würde man schon von ihr sagen, was man von ihren Schwestern sagt!“ Und der Kaiser drückte seine Hand an seine feuchten Augen und fügte schmerzlich bei: „Ach! mein Vaterherz blutet; ich habe meine Töchter zu sehr geliebt, ich bin zu nachsichtig gewesen. Und dann verhinderten mich auch meine beständigen Kriege außerhalb meines Reiches, so wie die Staatsangelegenheiten, meine Kinder zu bewachen. In meiner Abwesenheit ließ ich sie in den Händen der Priester! sie versäumten nicht einen Gottesdienst und stickten Meßgewänder für die Bischöfe! Doch unser Herrgott, der mir immer in allen Dingen hülfreich gewesen ist, wollte mich in meiner Familie schlagen; sein Wille geschehe! Ich bin ein unglücklicher Vater.“ Und er rief den jungen Römer herbei und sprach mit furchtbarer Stimme zu ihm: „Octavius, Niemand ... hörst Du, Niemand darf erfahren, daß meine Tochter einen Theil der Nacht in dieser Hütte mit dem jungen Bretannier zugebracht hat, denn die Bosheit verschont nicht einmal das, was es Keuschestes und Ehrwürdigstes auf der Welt gibt. Das Geheimniß dieser Nacht ist nur mir, meiner Tochter und diesen zwei Bretanniern bekannt; ich bin ihrer Verschwiegenheit so sicher, als der meinigen und der von Thetralde. Gedenke dessen, was ich Dir sage: Du bist verloren, wenn ein einziges Wort von diesem Abenteuer bei Hofe in Umlauf kommt; Du allein hättest in diesem Falle gesprochen; bewahrst Du dagegen das Geheimniß, so kannst Du auf meine wachsende Gunst rechnen.“

„Erhabener Kaiser, ich werde dieses Geheimniß in's Grab mitnehmen.“

„Ich baue auf Dein Versprechen: führe mein Pferd und das meiner Tochter hierher; Du wirst uns nach dem Jagdschlößchen und dann nach Aachen begleiten; Du befehligst die Bedeckung, die ich diesen zwei Geißeln gebe, um in

ihre Heimath zurückzukehren; ich stelle Dir einen Befehl für den Oberanführer meines Heeres in Bretannien zu. Morgen bei Tagesanbruch wirst Du Dich mit der Bedeckung nach dem Waldschlößchen begeben, und Ihr werdet unverzüglich nach der Armorica abgehen."

Octavius verbeugte sich. Der Kaiser sprach zu Amael: „Der Mond ist aufgegangen; er beleuchtet hinreichend den Weg. Steige mit Deinem Enkel zu Pferde und folge diesem Waldgange, bis Du Dich auf einem Kreuzwege befindest; dort halte an, und man wird Dich auf meinen Befehl bald abholen, um Dich nach dem Waldschlößchen zu führen, von wo Du morgen mit Tagesanbruch abreisen wirst. Dein Volk sei seinem Worte getreu, ich werde dem meinigen getreu sein. Findest Du, der Kaiser Karl verdiene, daß man etwas Gutes von ihm sage, so sage es in Deinem Lande. Und nun lebe wohl."

Amael kehrte zu seinem Enkel zurück, den er in ein tiefes Nachdenken versunken am Rande des Weges auf einem Baumstamme sitzend fand; er hatte sein Gesicht in seinen Händen verborgen, weinte still, und hörte es nicht, als sich der Greis ihm näherte. „Mein Kind," sprach Amael zu ihm mit sanftem und zugleich ernstem Tone: „laß uns zu Pferde steigen und aufbrechen."

„Aufbrechen!" versetzte Vortigern, indem er bebend rasch sich erhob und mit der umgekehrten Hand sein in Thränen gebadetes Gesicht abwischte. „Aufbrechen? . . . Schon!"

„Ja, mein Kind, morgen begeben wir uns auf den Weg nach Bretannien, wo Du Deine Mutter und Deine Schwester wiedersehen wirst. Der Adel Deines Benehmens hat Früchte getragen; wir sind frei ... Karl ruft seine Truppen aus der Armorica zurück."

Mein Großvater Amael schrieb kurze Zeit nach unserer Rückkehr von Aachen diese Erzählung, die ich unserer Familienlegende beigefügt habe.

Ich, Vortigern, habe meinen Großvater im Alter von hundert und fünf Jahren bald nach meiner Verheirathung mit der sanften Josseline sterben sehen. Karl der Große ist in Aachen im Jahre 814 gestorben.

Die

karolingischen Geldstücke

Epilog.

Der Paß von Glen-Clan. — Der Sumpf von Peulven. — Der Wald von Cardik. — Die Heiden von Kennor. — Das Thal von Lokfern.

818—912.

Im Jahre 818, sieben Jahre, nachdem Amael und sein Enkel Vortigern den Hof von Karl, dem Kaiser der Franken, verlassen hatten, um nach Bretannien zurückzukehren, erkletterten drei Reiter und ein Fußgänger mühsam eine von den steilen Ketten der Schwarzen Berge, die sich gegen den Südwesten der Armorica erstrecken. Wenn von der Höhe der Aufthürmung von Felsen, durch welche sich der Weg schlängelte, die Reisenden ihre Blicke unter sich senkten, sahen sie zu ihren Füßen eine lange Reihe von Hügeln und Ebenen, bald bedeckt mit schon reifem Roggen und Weizen, bald sich entrollend wie ungeheure Teppiche von Heidekraut; stellenweise dehnten sich in's Unabsehbare Moorgründe aus; einige Dörfer, zu denen man auf einer Landstraße gelangte, erhoben sich inmitten dieser unwegsamen Sümpfe, die ihnen als Schutzwehr dienten; anderswo weideten schwarze Schafe auf den rosenfarbenen Heiden und den grünen Thälern, welche zahlreiche Bäche bewässerten. Man sah auch auf diesen Weideplätzen Ochsen, Kühe, und besonders in großer Anzahl Pferde von der unermüdlichen bretannischen Race, hart bei der Arbeit, feurig im Kriege. Die drei Reiter, denen ein

Fußgänger voranschritt, kletterten immer weiter hinauf am jähen Abhange des Berges; der Eine von diesen Reitern, der ein geistliches Gewand trug, war Witchair, einer der reichsten Aebte Galliens. Die ungeheuren Güter seiner Abtei lagen in der Nähe der Grenzen Bretanniens; zwei von seinen Mönchen, zu Pferde wie er und wie er als Geistliche des Benedictiner-Ordens gekleidet, folgten ihm. Zwischen ihnen ging ein Maulthier beladen mit dem Gepäcke dieses Abtes, eines Mannes von kleinem Wuchse, mit feinem Auge und bald gottseligem, bald verschmitztem Lächeln! Der Führer, ein Bergbewohner, in der Kraft des Alters, stark und untersetzt, trug die alterthümliche Tracht der bretannischen Gallier: weite Braien von Leinwand, am Leibe mittelst eines ledernen Gürtels festgehalten, einen knappen Rock von Wollenstoff, und es hing auf seiner Schulter, auf derselben Seite wie sein Quersack, seine Kasake von Ziegenfell, obgleich man im Sommer war. Seine halb durch eine wollene Mütze verborgenen Haare fielen bis auf seine Schultern; er stützte sich von Zeit zu Zeit auf seinen Pen-bas, einen langen Stock von Stechpalme, der in einem Haken endigte. Die Augustsonne schoß, in ihrer Fülle, ihre glühenden Strahlen auf den Führer, die zwei Mönche und den Abt Witchair. Dieser hielt sein Pferd an und sagte zu dem Fußgänger: „Die Hitze ist erstickend; diese Granitfelsen senden sie uns glühend zurück, als käme sie aus dem Munde eines Ofens; unsere Thiere sind abgemattet. Ich sehe dort zu unseren Füßen einen dichten Wald; könntest Du uns nicht dahin führen? wir würden im Schatten ausruhen.“

Karouer, der Führer, schüttelte den Kopf und erwiederte, mit dem Ende seines Pen-bas auf das Gehölze deutend: „Um dahin zu gelangen, müßten wir einen Sprung von zweihundet Fuß oder einen Umweg von beinahe drei Meilen im Gebirge machen; wähle.“

„Ziehen wir also auf unserem Wege weiter; doch wann werden wir in das Thal von Lokfern kommen?“

„Siehst Du dort, dort am Horizont, den letzten der bläulichen Gipfel?“

„Ja, ich sehe ihn.“

„Das ist der Menez-c'Hom, der höchste von den Schwarzen Bergen; dieser andere gegen Westen, ein wenig entfernter, ist der Loch-Renan; zwischen diesen zwei Bergen liegt das Thal von Lokfern, wo Morvan, der Ackersmann, das Haupt der Häupter Bretanniens, wohnt.“

„Bist Du sicher, daß er in seiner Meierei ist?“

„Ein Ackersmann kehrt immer nach Sonnenuntergang in seine Meierei zurück.“

„Kennst Du diesen Morvan?“

„Ich bin von seinem Stamme; ich habe an seiner Seite in unseren letzten Kriegen gegen die Franken, zu Lebzeiten von Karl, ihrem Kaiser, gestritten.“

„Dieser Morvan soll verheirathet sein?“

„Seine Frau Noblede kommt ihm an Tapferkeit gleich. Er ist vom Geschlechte von Joel, damit ist Alles gesagt.“

„Wer ist das, Joel?“

„Einer der bravsten Männer, deren Andenken die Armorica bewahrt hat. Seine Tochter Hena, die Jungfrau von der Insel Sen, hat ihr Leben als Opfer für das Heil Galliens dargeboten, als die Römer sich dieses Landes bemächtigten, wie sich die Franken desselben bemächtigt haben und abermals bemächtigen wollen, wie man sagt.“

„Ihr erwartet also, daß Ludwig der Fromme, der Sohn vom großen Karl, Euch den Krieg erklärt?“

„Hast Du, seitdem Du über unsere Grenzen gekommen bist, Vorbereitungen zum Kampfe gesehen?“

„Ich habe die Ackersleute auf dem Felde, die Hirten ihre Herden hütend, die Städte offen und friedlich gesehen; man weiß aber, daß in Eurem Lande auf das erste Signal Hirten, Holzhauer, Ackersleute und Stadtbürger Soldaten werden.“

„Ja, wenn man sie angreift.“

„Ihr erwartet also, angegriffen zu werden?“

Karouer schaute den Abt fest an, lächelte mit einer spöttischen Miene, antwortete nichts, pfiff durch seine Zähne, schwang maschinenmäßig seinen Pen-bas und schritt mit leichtem Fuße den drei Mönchen voran.

Die Nacht kam allmälig; Karouer und die drei Mönche, welche den ganzen Tag marschirt waren, erreichten einen der Höhenpunkte der bergigen Straße, der sie folgten, als plötzlich der Abt Witchair, ergriffen von einem seltsamen Schauspiel, sein Pferd anhielt. Er bemerkte am äußersten Horizont, der noch zu unterscheiden trotz der Abenddämmerung, ein Feuer, das die Entfernung kaum sichtbar machte ... Beinahe in demselben Augenblick entzündeten sich ähnliche Feuer in nicht fernen bestimmten Zwischenräumen die Kette der Schwarzen Berge entlang. Diese Feuer erschienen immer glänzender und ansehnlicher, je näher sie dem Orte waren, wo sich der Abt Witchair befand. Plötzlich sah er zwanzig Schritte vor ihm einen röthlichen Schimmer durch einen dichten Rauch hervorbrechen; bald verwandelte sich dieser Schimmer in eine glänzende Flamme, die gegen den gestirnten Himmel aufloderte und eine so lebhafte Helle verbreitete, daß der Abt, die Mönche, der Führer, die Felsen und ein Theil des Gebirgsabsatzes wie am Tage beleuchtet waren. Nach einigen Augenblicken schienen ähnliche Feuer, die sich in einer Fortsetzung von Hügel zu Hügel entzündeten, die Straße zu zeigen, welche die Reisenden durchlaufen hatten, und verloren sich in der Ferne im Nebel des Abends. Der Abt Witchair blieb stumm vor Erstaunen; Karouer stieß dreimal einen gutturalen, wie der eines Nachtvogels tönenden, Schrei aus. Ein ähnlicher Schrei erhob sich hinter dem Felsenplateau, auf dem die Flamme brannte, und antwortete auf den Ruf von Karouer.

„Was für Feuer sind das, die sich so von Berg zu

Berg entzünden?" fragte lebhaft der fränkische Abt nach einem ersten Augenblick des Erstaunens; „das ist ohne Zeifel ein Signal?"

„Zu dieser Stunde," antwortete der Führer, „glänzen ähnliche Feuer auf allen Gipfeln der Armorica, von den Bergen von Arres bis zu den Schwarzen Bergen und zum Ocean."

„Antworte," rief der fränkische Abt, „was ist der Zweck von diesem Signal?"

Karouer antwortete nach seiner Gewohnheit nichts und beschleunigte seine Schritte, seinen Stock schwingend.

Das Haus von Morvan dem Ackersmann, dem erwählten Haupte Bretanniens, lag auf einer Anhöhe des Thales von Lokfern, inmitten der letzten Absätze der Schwarzen Berge; starke Palisaden von rohen Eichenstämmen, durch starke Querbalken mit einander verbunden und auf den Rand tiefer Gräben gestellt, vertheidigten die Zugänge dieser Meierei. Außerhalb der befestigten Einschließung dehnten sich im Norden und Westen hundertjährige Wälder aus; im Süden liefen grüne Wiesen in sanftem Abhang bis zu den Krümmungen eines raschen, von Weiden eingefaßten Flusses herab. Die Wohnung von Morvan, seine Speicher, seine Pferdeställe, seine Rindviehställe hatten das bäuerische Aeußere der gallischen Gebäude in alten Zeiten; eine Art von ländlicher Halle war vor dem Haupteingang des Hauses angebracht; unter dieser Halle verweilten, das Ende des schönen Sommertags genießend, Noblede, die Frau von Morvan, und Josseline, die junge Gattin von Vortigern. Diese ganz junge Frau, von einer lachenden Schönheit, stillte ihren Letztgeborenen und hatte an ihrer Seite Ewrag und Rosneven, welche vier und fünf Jahre alt waren. Caswallan, ein christlicher Druide, ein Greis von ehrwürdigem Antlitz,

dessen Bart so weiß war als sein langes Gewand, lächelte sanft dem kleinen Ewrag zu, den er auf dem Schooße hielt. Noblede, die Frau von Morvan und Schwester von Vortigern, ungefähr dreißig Jahre alt, war von einer großen Schönheit, obgleich sich in ihrer Physiognomie eine unbestimmte Traurigkeit aussprach, denn, seit zehn Jahren verheirathet, kannte Noblede das Glück, Mutter zu sein, nicht. Ihre ernste Haltung, ihre hohe Gestalt erinnerten an jene Matronen, welche zur Zeit der Unabhängigkeit Galliens muthig, neben ihren Männern, im hohen Rathe der Nation saßen. Noblede und Josseline spannen ihren Rocken, während sich die andern Frauen und Mädchen der Familie von Morvan mit den Vorbereitungen zum Abendbrode oder mit verschiedenen häuslichen Arbeiten beschäftigten, mit Futter die Raufen füllten, welche die Herden bei ihrer Rückkehr vom Felde wohl versehen finden sollten. Der christliche Druide Caswallan hielt auf seinem Schooße den kleinen Ewrag und ließ ihn vollends seine Lection in der Religion unter folgender symbolischer Form hersagen, indem er zu ihm sprach: „„„Weißes Kind des Druiden, antworte mir, was werde ich Dir sagen? . . .""

„„„Sage mir die Theilung der Zahl Drei, damit ich sie heute lerne!""" erwiederte das Kind.

„„„Es gibt drei Theile in der Welt ... drei Anfänge und drei Enden für den Menschen wie für die Eiche . . . drei himmlische Reiche, goldene Früchte, glänzende Blumen, kleine Kinder, welche lachen.""" Diese drei himmlischen Reiche, in denen sich die goldenen Früchte, die glänzenden Blumen und die Kinder finden, welche lachen, mein kleiner Ewrag, sind die Welten, wohin nach und nach, um dort wieder aufzuleben und in Fortsetzung immer glücklicher zu leben, diejenigen gehen, welche auf dieser Welt reine und himmlische Handlungen vollbracht haben. Um sie zu vollbringen, mein Kind, was muß man sein?"

„Man muß weise, gut, gerecht sein, den Tod nicht fürchten, denn wir leben von Welt zu Welt wieder auf

mit einem stets neuen Körper; man muß Bretannien lieben wie eine zärtliche Mutter und es vertheidigen, wie man seine Mutter vertheidigt."

„Ja, mein sanftes Kind," sprach Noblede, den Sohn ihres Bruders an sich ziehend, „gedenke immer dieser heiligen Worte: Bretannien vertheidigen, wie man seine Mutter vertheidigt;" und die Frau von Morvan küßte Ewrag zärtlich.

„Mutter, Mutter!" rief der kleine Rosneven, während er freudig in seine Hände klatschte und, bald gefolgt von seinem Bruder Ewrag, aus der Halle sprang, „da kommt unser Vater."

Caswallan, Noblede und Josseline standen bei dem freudigen Geschrei der Kinder auf und eilten zwei großen, schwer mit goldenen Garben beladenen, von Ochsen gezogenen Wagen entgegen. Morvan und Vortigern saßen auf dem Vordergestelle von einem dieser Wagen, welche von einer ziemlich großen Anzahl die Sichel, die Heugabel und den Rechen der Schnitter tragender Männer oder junger Leute von der Familie oder vom Stamme des Hauptes der Häupter umgeben waren. In einiger Entfernung hinter ihnen kamen die Hirten und ihre Herden, deren Glöckchen man klingen hörte. Morvan, damals in der Kraft des Alters, stark und untersetzt, wie die meisten Bewohner der Schwarzen Berge, hatte die bäuerische Tracht: weite Braien von dicker Leinwand und ein leinenes Hemd, das seine breite Brust und seinen sonnverbrannten Hals sehen ließ, denn an diesem harten, heißen Erntetage hatte er seine Kasake abgelegt; seine langen, wie sein buschiger Bart, kastanienbraunen Haare umrahmten sein männliches Gesicht mit der breiten Stirne und dem unerschrockenen, durchdringenden Blicke. Bei Vortigern war der Ernst des Mannes, des Gatten und des Vaters auf die Blüthe der Jünglingszeit gefolgt. Seine Züge drückten eine sanfte Freude beim Anblick seiner zwei Kinder aus, die auf ihn zuliefen. Er küßte sie zärtlich und suchte mit den Augen seine Frau und seine

Schwester, welche sich ihm, von Caswallan begleitet, bald näherten.

„Liebe Frau, die Ernte wird gut und reichlich ausfallen," sagte Morvan zu Noblede. Und er fügte, indem er sich gegen die mit Garben beladenen Wagen umwandte, bei: „Hast Du je schönere Aehren, goldeneres Stroh gesehen?"

„Morvan," sprach Josseline, „Ihr erntet heuer frühzeitig . . . wir in der Gegend von Karnak, wir werden unser Korn noch vierzehn Tage auf dem Halme reifen lassen, nicht wahr, Vortigern?"

„Nein, meine sanfte Josseline," erwiederte er, „ich werde Morvan nachahmen, schon morgen kehren wir nach Hause zurück, um unsere Ernte aufs Schnellste zu beginnen."

„Ich werde Euch dabei noch sehr in Erstaunen setzen, Josseline," sagte Morvan, „denn, statt nach unserem alten, guten Gebrauche, die Garben, um das Korn zu zeitigen, aufgespeichert zu lassen, wird unser Getreide, heute geschnitten, in der Nacht gedroschen werden. Vortigern und ich, wir werden nicht die Letzten sein, die auf der Tenne der Scheune mit dem Dreschflegel spielen . . . Noblede, gib uns also geschwinde Abendbrod."

„Wie, Morvan!" versetzte Josseline, „Ihr und Vortigern wollt nach diesem harten Erntetage die Nacht noch bei der Arbeit zubringen?"

„Eine freudige Nacht, meine Josseline," erwiederte Vortigern, „denn, während wir das Korn dreschen, werdet Ihr, Du und Noblede, uns ein Lied singen. Caswallan wird uns einen alten Bardengesang sprechen, und von Zeit zu Zeit zapft man ein Faß Meth an, um die Arbeiter zu stärken."

„Vortigern," sagte lächelnd der christliche Druide, „glaubst Du denn, meine Arme seien durch das Alter so geschwächt, daß ich keinen Dreschflegel mehr handhaben könnte?"

„Und wir?" versetzte Josseline, „wir, die Töchter und

Frauen von Ackersleuten, haben wir denn die Gewohnheit, die Garben auf die Tenne zu tragen und das Korn einzusacken, verloren?"

„Und wir?" riefen der kleine Ewrag und sein Bruder Rosneven, „sage, Vater, können wir nicht zu zwei eine Garbe schleppen?"

„Oh! Ihr seid muthig, Ihr lieben Kleinen," erwiederte Vortigern, seine Kinder küssend, während Morvan zu seiner Frau sagte:

„Noblede, vergiß nicht, einige Lebensmittel in die Gaststube tragen zu lassen."

„Erwartet Ihr denn Gäste, Morvan?" fragte Josseline heiter. „Sie wären willkommen; sie würden uns das Korn dreschen helfen."

„Meine sanfte Josseline," antwortete das Haupt der Häupter, „die Gäste, die ich erwarte, essen den reinsten Weizen, aber nie geben sie sich die Mühe, ihn zu säen und zu ernten."

„Die Gaststube ist eingerichtet, der Boden mit frischen Blättern bestreut," erwiederte Noblede . . . „Ach! Niemand hat sie inne gehabt seit den letzten Tagen, wo sie von unserem Großvater Amael bewohnt war."

„Würdiger Großvater!" sprach Vortigern seufzend. „Er ist nur zu Euch gekommen, um einige Monate zu siechen und zu erlöschen."

„Sein Andenken sei gesegnet, wie sein Leben," sagte Josseline. „Ich habe ihn nur kurze Zeit gekannt, doch ich liebte und verehrte ihn wie einen Vater."

Bald setzten sich Morvan und alle diejenigen von seinem Stamme, welche mit ihm seine Güter bauten, ungefähr dreißig Personen an der Zahl, an einen langen Tisch, der in einem großen Saale zugerichtet war, welcher zugleich als Küche, als Speisezimmer und als Versammlungsort für die Winterabende diente. An den Wänden hingen Jagd- und Kriegswaffen, Fischernetze, Zäume und Sättel für die Pferde. Obgleich man mitten im Sommer

war, herrschte doch eine solche Kühle in dieser Gegend der Wälder und Berge, daß die Wärme des Herdes, an welchem man das Fleisch für die Abendmahlzeit geröstet hatte, den Schnittern wohl behagte. Seine flammende Helle verband sich mit der der harzigen Holzfackeln, welche in den in die Mauer gelötheten eisernen Armen staken.

Als die Arbeiter ihr Mahl zu sich genommen hatten, stand Morvan zuerst vom Tische auf und sprach: „Nun zur Arbeit, meine Kinder! . . . Die Nacht ist heiter; wir werden das Korn auf der äußeren Tenne dreschen. Ein paar zwischen die Steine des Brunnengeländers gesteckte Fackeln sollen uns leuchten, bis der Mond aufgeht. Wir werden unser Geschäft gegen ein Uhr in der Nacht beendigt haben, dann bis Tagesanbruch schlafen und zu den Feldern zurückkehren, um die Ernte zu vollenden."

Die Fackeln, die man in den Rand des Brunnens steckte, warfen ihren lebhaften Schein auf einen Theil des Hofes und die in der befestigten Umschließung enthaltenen Gebäude. Männer, Frauen und Kinder fingen an die mit Garben gefüllten Wagen abzuladen, während diejenigen, welche das Korn dreschen sollten, und unter ihnen Morvan, Vortigern und der alte Caswallan, die Garben mit dem Flegel in der Hand erwarteten, wobei sie, um sich behaglicher zu fühlen, nur ihre Braien und ihre Hemden anbehalten hatten. Die ersten Garben wurden mitten auf die Tenne gebracht, und alsbald ertönte das dumpfe und hastige Geklapper der kräftig von den starken Armen der Ackersleute regierten Flegel. In der Furcht vor einem nahe bevorstehenden Kriege beeilten sich die Bretannier, zu ernten und aufzuspeichern, um ihren Feldertrag auf dem Halme den Verwüstungen des Feindes zu entziehen und auch, um ihn auszuhungern, denn das Korn sollte in Höhlen, die man mit Erde bedeckte, vergraben werden. Morvan, dessen Stirne sich schon mit Schweiß befeuchtete, sagte, während er seinen Flegel rasch schwang: „Caswallan, Du hast uns einen Bardengesang versprochen; ruhe ein

wenig aus und singe, daß wir uns doppelt Muth zur Arbeit geben."

Der christliche Druide sang Lez=Breiz, diesen alten nationalen Bardengesang, so süß für das Ohr der Bretannier, welcher also beginnt:

„„Zwischen einem fränkischen Krieger und Lez=Breiz ist ein geregelter Kampf beschlossen worden. Gott gebe den Sieg dem Bretannier und gute Kunde denen von seinem Lande! Lez=Breiz sagte zu seinem kleinen Diener an jenem Tage: Erwache, putze mir meinen Helm, meine Lanze und mein Schwert, ich will sie mit dem Blute der Franken röthen; ich werde sie noch heute springen machen."" . . . .

„Alter Caswallan," sagten die Drescher, als er seinen Bardengesang, der ihr Blut von einer kriegerischen Hitze wallen machte, beendigt hatte, „die verfluchten Franken mögen kommen und uns angreifen, und wir werden wie Lez=Breiz sagen: „„Mit Hülfe unserer beiden Arme machen wir sie noch heute springen.""

Die Hirtenhunde, welche seit einigen Augenblicken dumpf knurrten, fingen in diesem Moment plötzlich an zu bellen und stürzten nach dem Thore der Einschließung. Bald erschien Karouer, dem Abte Witchair mit seinen zwei Mönchen, welche alle Drei zu Pferde waren, voranschreitend.

„Das ist die Wohnung von Morvan," sprach der Führer zum Abte, „Du kannst absteigen."

„Was für Fackeln sehe ich dort?" fragte der Priester, während er von seinem Pferde stieg, das er einem von seinen Mönchen übergab, „was für einen dumpfen Lärmen höre ich?"

„Das ist das Geklapper von Flegeln; ohne Zweifel drischt Morvan das Korn seiner Ernte."

Der Abt Witchair und sein Führer näherten sich der durch die Fackeln beleuchteten Gruppe der Ackersleute. Morvan, der mit seiner Arbeit beschäftigt war und durch

den schallenden Lärmen der Flegel betäubt wurde, konnte die Tritte der Ankömmlinge nicht hören. Karouer klopfte aber, um seine Aufmerksamkeit zu erregen, Morvan auf die Schulter. Dieser wandte sich um und sagte zum Führer: „Ah! Du bist es; und unser Mann?"

„Hier ist er," antwortete Karouer, auf seinen Reisegefährten deutend.

„Du bist der Abt Witchair?" fragte Morvan mit einer von seiner harten Arbeit noch keuchenden Stimme; dann kreuzte er seine kräftigen Arme auf dem Stiele seines Flegels, stützte sich darauf und fügte bei: „Ich erwartete Dich, willst Du zu Nacht speisen?"

„Ich will mich lieber vorher mit Dir besprechen."

„Noblede," sagte Morvan, mit der umgekehrten Hand den Schweiß, der seine Stirne badete, abwischend, „eine Fackel, meine liebe Frau." Und sich gegen den Abt umwendend: „Folge mir."

Noblede nahm eine von den Fackeln vom steinernen Runde des Brunnens und schritt ihrem Manne und Witchair in die für die Gäste bestimmte Stube voran. Es standen hier zwei große Betten bereit und ein Tisch besetzt mit Fleisch, Milchwerk, Brod und Früchten. Noblede, nachdem sie die Fackel in einen von den in die Wand gelötheten eisernen Armen gesteckt hatte, schickte sich an, wegzugehen, als Morvan mit bezeichnender Betonung zu ihr sagte: „Liebe Frau, Du wirst zurückkommen und mir den Abendkuß geben, wenn das Dreschen des Korns beendigt ist." Noblede antwortete ihrem Manne mit einem Blicke, sie habe ihn verstanden. Sie verließ die Gaststube, wo Morvan mit dem Abte Witchair allein blieb, und dieser wandte sich an das Haupt der Häupter:

„Morvan, ich grüße Dich; ich bringe Dir eine Botschaft vom König der Franken, Ludwig dem Frommen, dem Sohne von Karl dem Großen."

„Was ist diese Botschaft?"

„Sie besteht aus wenigen Worten; vernimm sie.“ Und er las:

„Die Bretannier haben eine Provinz vom Reiche des Königs der Franken inne, und sie weigern sich, Tribut zum Beweise seiner königlichen Oberherrlichkeit zu bezahlen; im Allgemeinen angesteckt von einem alten Sauerteige druidischer Götzendienerei, mißkennt ferner die bretannische Geistlichkeit die Suprematie des Erzbischofs von Tours. So mächtig sind die Folgen dieser traurigen Ketzerei, daß Lantbert, Graf von Nantes, Folgendes an Ludwig den Frommen schreibt: „„Die bretannische Nation ist hoffärtig, unbändig; Alles, was sie Christliches hat, ist der Name; was den Glauben, die Gottesverehrung, die frommen Werke betrifft, so würde man das vergebens in Bretannien suchen.““ Ludwig der Fromme, der einer für die katholische Kirche und die königliche Autorität so verletzenden Empörung ein Ziel setzen will, besiehlt dem bretannischen Volke, den Tribut zu bezahlen, den es dem Oberhaupte des Reiches der Franken schuldig ist, und sich den apostolischen Entscheidungen des Erzbischofs von Tours zu unterwerfen; in Ermangelung dessen Ludwig der Fromme durch die Gewalt seiner unbesiegbaren Waffen das bretannische Volk zum Gehorsam zwingen wird.“

„Abt Witchair,“ antwortete Morvan, nachdem er einige Augenblicke nachgedacht hatte, „Amael, der Großvater des Bruders meiner Frau, ist im Jahre 811 mit dem Kaiser Karl übereingekommen, daß es, wenn wir unsere Grenzen nicht überschreiten würden, nie Krieg zwischen uns und den Franken geben sollte. Wir haben unser Versprechen gehalten, Karl das seinige; sein Sohn, den Du den Frommen nennst, hatte uns bis jetzt nicht beunruhigt; er will uns heute Tribut bezahlen machen: wir schlagen es ihm ab!“

„Ludwig der Fromme ist König, unumschränkter Herr und Gebieter von Gallien; Bretannien bildet einen Theil

von Gallien. Bretannien gehört also ihm und muß ihm Tribut bezahlen."

„Wir werden Deinem König keinen Tribut bezahlen. Was die Priester betrifft, so sage ich Dir: Vor ihrer Ankunft in Bretannien ist dieses nie eingenommen worden; seit einem Jahrhundert hat sich Alles geändert: das mußte sein. Wer den schwarzen Rock eines Priesters sieht, sieht bald das Schwert eines Franken glänzen."

„Du sprichst die Wahrheit in Deiner Lästerung; jeder katholische Priester ist der Vorläufer des fränkischen Königthums."

„Wir haben nur zu viel an diesen Vorläufern. Trotz ihrer Streitigkeiten mit dem Erzbischof von Tours sind die guten Priester selten, die schlechten zahlreich. Während der letzten Kriege haben mehrere von Euren Priestern, deren Wohnsitz in Bretannien ist, den Franken als Führer gedient; Andere haben den Verrath von einigen unserer Stämme dadurch herbeigeführt, daß sie dieselben überredeten, sich Euren Königen widersetzen heiße sich den Zorn des Himmels zuziehen. Trotz dieser Verräthereien haben wir unsere Freiheit vertheidigt, und wir werden sie abermals vertheidigen."

„Morvan, Du bist ein vernünftiger Mann: handelt es sich darum, Euch zu unterjochen? nein; Euch aus dem Besitze Eurer Güter zu vertreiben? nein. Was verlangt Ludwig der Fromme? Daß Ihr ihm Tribut bezahlt als Huldigung gegen seine Oberherrlichkeit, nicht mehr."

„Das ist zu viel, denn es ist ungerecht."

„Höre mich: vergleiche das erschreckliche Unglück, das Bretannien erdulden wird, wenn es sich weigert, die Oberherrschaft von Ludwig dem Frommen anzuerkennen. Kannst Du die Verwüstung Deiner Felder, Deiner Ernten, den Verlust Deines Viehs, die Zertrümmerung Deines Hauses, die Sklaverei Deiner Nächsten der freiwilligen Bezahlung einiger Goldpfennige vorziehen, die Du für Deinen Theil an den Schatz des Königs der Franken entrichtest?"

„Ich würde es allerdings vorziehen, zwanzig Goldpfennige zu bezahlen und nicht zu Grunde gerichtet zu werden, aber . . ."

„Laß mich vollenden: es handelt sich nicht allein um die Güter der Erde; Du hast eine Frau, eine Familie, Kinder. Würdest Du aus leerem Rebellenstolze so viele Deinem Herzen theure Personen den gräßlichen Wechselfällen des Krieges preisgeben wollen? eines Krieges ohne Erbarmen, das erkläre ich Dir! Und dies in dem Augenblick, wo Du, nach Deinen eigenen Worten, im bretannischen Volke nicht mehr seine unzähmbare Energie von einst findest?"

„Nein," antwortete Morvan mit einer düstern, nachdenkenden Miene, während er seine Ellenbogen auf seine Kniee stützte und seine Stirne in seinen beiden Händen verbarg, „nein, das bretannische Volk ist nicht das, was es einst war."

„In meinen Augen ist diese Veränderung eine der göttlichen Eroberungen des katholischen Glaubens; in Deinen Augen ist sie ein Uebel: es sei, streiten wir nicht; das einst unbesiegbare Bretannien ist seit einem Jahrhundert mehrere Male von den Franken überwunden worden! Was geschehen ist, muß abermals geschehen! Und dennoch, obgleich Du Deinen Kräften mißtraust, obgleich Du die Gewißheit hast, daß Du unterliegen wirst, willst Du einen unbarmherzigen Kampf versuchen, statt gutwillig einen Tribut zu bezahlen, der in keiner Hinsicht Deine Freiheit und die der Deinigen ändert."

Erschüttert durch die hinterlistigen Worte des Abtes schwieg Morvan; dann sagte er langsam und mit Anstrengung:

„Auf welche Summe würde sich denn der Tribut, den Dein König fordert, belaufen?"

Witchair bebte bei diesen Worten von Morvan, den er zu einer feigen Unterwürfigkeit entschlossen glaubte. In diesem Augenblick trat Noblede ein, um den Abendkuß

ihrem Manne zu geben; dieser erröthete und wurde immer düsterer, als er seine Frau erblickte; er ließ sie sich ihm nähern, ohne ihr entgegen zu gehen, wie es seine Gewohnheit war. Die Gallierin errieth beinahe die Wahrheit an der verlegenen Miene von Morvan und an dem triumphirenden Gesichte des fränkischen Abtes; doch ihren Verdruß verbergend, ging sie auf ihren Mann, der immer sitzen blieb, zu und küßte ihm die Hände, wie sie dies jeden Abend zu thun pflegte; bei diesen Liebkosungen zitterte der Bretannier, sein schwankender Wille befestigte sich wieder, und er drückte seine Frau leidenschaftlich an seine Brust, zum großen Zorne von Witchair, der so in einem Augenblick das Resultat seiner hinterlistigen Unterredung zerstören sah. Glücklich und stolz, als sie auf die Schläge ihres Herzens die muthigen Schläge des Herzens ihres Gatten antworten fühlte, rief die Gallierin, die ihn immer umfangen hielt, indem sie einen Blick des Hasses und der Verachtung auf den Priester warf: „Woher kommt dieser Fremde? was will er? Bringt er uns den Frieden oder den Krieg?"

Morvan antwortete nichts; neue, seinen Entschluß erschütternde Ungewißheiten folgten in ihm auf den heilsamen Einfluß der Gegenwart von Noblede. Erstaunt über sein Stillschweigen, sprach diese mit einer traurigen und würdigen Miene: „Morvan, ich habe Dich gefragt, ob dieser Fremde uns den Krieg oder den Frieden bringt?"

„Dieser Mönch ist abgesandt vom König der Franken," antwortete ungestüm der Bretannier; „mag er den Krieg oder den Frieden bringen, das ist die Sache der Männer und nicht die Eurige, Weib."

Schmerzlich ergriffen von den Worten ihres Mannes, schaute ihn Noblede mit wachsendem Erstaunen an, als der Abt, der den Augenblick für geeignet hielt, um von Morvan eine günstige Entscheidung zu erlangen, zu ihm sagte: „Ich gehe auf der Stelle wieder ab: welche Antwort werde ich Ludwig dem Frommen bringen?"

„Ihr könnt Euch nicht auf den Weg begeben, ohne ausgeruht zu haben," erwiederte hastig Noblede, indem sie mit dem Blicke ihren Mann befragte, der wieder seiner peinlichen Unentschlossenheit preisgegeben zu sein schien; „es wird noch Zeit sein, wenn Ihr bei Sonnenaufgang wieder abreist."

„Nein, nein," entgegnete lebhaft der Abt, der den Einfluß der Gallierin auf den Geist ihres Mannes fürchtete, „ich reise auf der Stelle wieder ab. Sprich, Morvan! Werde ich Ludwig Worte des Friedens oder des Krieges bringen?"

Doch das Haupt der Bretannier stand auf, wandte sich nach der Thüre und antwortete: „Ich will die Nacht zum Ueberlegen haben;" und so sehr auch der Abt in ihn drang, er verließ die Gaststube mit Noblede.

Einige Augenblicke nachher waren Morvan, seine Frau, Vortigern und Caswallan unfern vom Hause unter einer ungeheuern Eiche versammelt. Der Mond ging strahlend am Horizont auf. Morvan reichte die Hand Noblede und sprach zu ihr: „Vielgeliebte Frau, meine Worte sind hart gewesen; verzeihe sie mir."

„Sie haben mich betrübt, nicht verletzt, nicht Dir mache ich sie zum Vorwurf, sondern diesem fremden Priester."

„Ja, erschüttert durch seine Sprache, schwankte ich in meinem Entschluß, doch bei Deinem Anblick, Theuere, wurde mir meine Schwäche ein Gewissensbiß."

„Und dieser Bote des Königs der Franken, was will er?" fragte Vortigern.

„Wenn wir einwilligen, Ludwig dem Frommen Tribut zu bezahlen und ihn als Oberherrn anzuerkennen, so werden wir einen unversöhnlichen Krieg vermeiden. Ich habe einen Augenblick gezögert, und ich gestehe, ich zögere noch vor den Mißgeschicken eines neuen Kampfes."

„Zögern!" rief Vortigern, „wir einer Drohung nachgeben?"

„Bruder," antwortete Morvan traurig, „das bretanische Volk ist nicht mehr, was es einst war."

„Du sprichst wahr," sagte Caswallan, „der katholische Hauch, immer tödtlich für die Freiheit der Völker, ist über dieses Land hingegangen; der Patriotismus einer großen Anzahl unserer Männer ist erkaltet; willst Du ihn auslöschen? Unterziehen wir uns einem schmählichen Frieden, und ehe ein Jahrhundert vergeht, wird Bretannien von Sklaven bevölkert sein."

„Bruder! Bruder!" fügte Vortigern, sich an das Haupt der Häupter wendend, bei, „nimm Dich in Acht! Der Drohung nachgeben, statt die bretannische Thatkraft in diesem heiligen, dreimal heiligen Kampfe gegen die Fremden wieder zu stählen, heißt uns durch die Erniedrigung zu Grunde richten! Heute werden wir dem König der Franken Tribut bezahlen, um den Krieg zu vermeiden; morgen werden wir ihm die Hälfte unserer Güter abtreten, damit er uns das Eigenthum des Uebrigen läßt; später werden wir uns der Sklaverei, ihrer Schande, ihrem Elend unterziehen, um nur unser Leben zu erhalten; die Kette wird genietet sein, wir werden sie Jahrhunderte lang schleppen."

„O Unglück und Schande über Bretannien!" rief Noblede mit einer schmerzlichen Entrüstung; „sind wir denn so tief gefallen, daß man schon die Länge unserer Kette mißt? Wie? hier stehen drei muthige, weise und erprobte Männer und verlieren ihre Zeit und ihre Worte damit, daß sie die freche Drohung eines fränkischen Königs erörtern! und um ihm zu antworten, braucht man nur eine Minute, nur ein Wort: Krieg!"

Die drei Bretannier sprangen auf bei dem Worte: Krieg, von Noblede mit einer heldenmüthigen Begeisterung ausgesprochen; in wachsender Exaltation fuhr sie fort:

„O entartete Gallier! vor acht Jahrhunderten schickte in dieses Land, wo wir sind, Cäsar, der größte Feld-

herr der Welt, das furchtbarste Heer der Welt befehligend, auch Boten und ließ Bretannien auffordern, ihm Tribut zu bezahlen; man antwortete diesen Römern damit, daß man sie schmählich aus der Stadt Vannes jagte; an demselben Abend bot Hena, unsere Ahnfrau, ihr Blut Hesus zur Befreiung Galliens, und das Kriegsgeschrei erscholl von einem Ende des Landes zum andern: ich nehme dich zum Zeugen, heiliges Gestirn, das Du diese hehre Nacht erleuchtest!" rief Noblede, indem sie ihre Hände gegen die Armorica ausstreckte; „Albinik der Seemann und seine Frau Meroe vollbrachten eine Wanderung von zwanzig Meilen durch die fruchtbarsten, von der Bevölkerung selbst in Brand gesteckten Gegenden Bretanniens! Cäsar hatte nur noch eine Wüste von rauchenden Trümmern vor sich, und am Tage der Schlacht von Vannes kämpften Alle von unserer Familie, Weiber, Mädchen, Kinder, Greise, und starben muthig. Ah! diese bekümmerten sich wenig um die entsetzlichen Wechselfälle der Schlacht. Frei leben oder sterben, das war ihr Glaube; sie besiegelten ihn mit ihrem Blute und lebten in den unbekannten Welten wieder auf!"

Noblede sprach so, als der Abt Witchair, der die Leute von der Meierei gefragt hatte, um Morvan wiederzufinden, sich der Eiche näherte, um welche er das bretanische Oberhaupt, Caswallan, Noblede und Vortigern versammelt sah.

Obgleich der Mond in seiner ganzen Klarheit am gestirnten Firmamente glänzte, rötheten doch schon die ersten Feuer der am Ende des Monats August frühzeitigen Morgendämmerung den Osten. „Morvan," sagte der Abt Witchair, „der Tag wird bald erscheinen, ich kann nicht länger warten; was ist Deine Antwort auf die Botschaft von Ludwig dem Frommen?"

„Priester, meine Antwort wird Dein Gedächniß nicht beschweren: Sage Deinem König, wir werden ihm Tribut ... mit Eisen bezahlen."

„Du willst den Krieg! Du wirst ihn haben, ohne

Gnade und Barmherzigkeit!" rief wüthend der Abt; und er schwang sich auf sein Pferd, das die Mönche herbeigeführt hatten, und fügte, indem er sich gegen das Haupt der Häupter umwandte, bei: „Bretannien wird verwüstet, in Brand gesteckt werden! es soll kein Stein auf dem andern bleiben. Zittere! der letzte Tag dieses Volkes ist gekommen!" Während er diese Worte sprach, schien der Priester das bretannische Oberhaupt durch die Geberde zu verfluchen; er gab seinem Pferde mit Grimm die Sporen und entfernte sich rasch, gefolgt von seinen zwei Mönchen. Nach Verlauf von kaum einer Viertelstunde hörte Witchair hinter sich den Galopp eines Pferdes; er wandte sich um und sah einen Reiter mit verhängten Zügeln herbeikommen; es war Vortigern. Der Abt hielt in einer letzten Hoffnung an; er sagte zum Bruder von Noblede: „Möchte Deine Erscheinung ein glückliches Vorzeichen sein. Morvan bereut ohne Zweifel seinen unsinnigen Beschluß."

„Morvan bedauert, daß Du in Deiner Hast mit Deinen zwei Mönchen ohne Führer abgegangen bist; Ihr könntet Euch in unsern Bergen verirren. Ich werde Dich bis zur Stadt Guenhek begleiten, dort gebe ich Dir einen sichern Mann, der Dich bis zur Grenze führt."

„Junger Mann, höre mich an. Du bist, wie man mir gesagt hat, der Bruder der Frau von Morvan; sei für das Heil Bretanniens bemüht, Morvan von seinem wahnsinnigen Entschluß zurückzubringen."

„Mönch, die auf unseren Bergen während der letzten Nacht Deiner Reise angezündeten Feuer waren ein Lärmzeichen unsern Stämmen gegeben, damit sie sich für den Krieg bereit halten und ihre Ernten beschleunigen; Dein König will den Krieg, er wird den Krieg haben. Nicht ein Wort mehr über diesen Gegenstand! Ich bitte, antworte mir nur auf eine Frage: Du kommst vom Hofe in Aachen? Was ist aus den Töchtern von Kaiser Karl geworden?"

Der Abt schaute Vortigern mit Erstaunen an und

erwiederte: „Was liegt Dir am Schicksal der Töchter des Kaisers?"

„Vor acht Jahren habe ich meinen Großvater nach Aachen begleitet; dort sah ich die Töchter von Karl. Das ist die Ursache meiner Neugierde in Betreff ihres Schicksals."

„Die Töchter von Karl sind auf Befehl ihres Bruders, Ludwig des Frommen, in Klöster verwiesen worden," antwortete Witchair ungestüm. „Möchten sie durch ihre Reue die Vergebung ihrer abscheulichen Ausschweifungen verdienen."

„Hat Thetralde das Loos ihrer Schwestern getheilt?"

„Thetralde ist vor langer Zeit gestorben."

„Sie!" rief Vortigern, ohne seine Gemüthserschütterung verbergen zu können. „Das arme Kind! . . . so jung gestorben!"

„Ueber diese hat der erhabene Karl nie zu erröthen gehabt."

„Was war die Ursache des Todes dieses Kindes?"

„Man weiß es nicht; Sie erfreute sich bis zu ihrem fünfzehnten Jahre einer blühenden Gesundheit; plötzlich wurde sie kränklich, und mit sechzehn Jahren verschied sie in den Armen ihres Vaters, der sie immer beweint hat. Doch es ist genug gesprochen von den Töchtern von Karl dem Großen; ich frage Dich zum letzten Male, ja oder nein, willst Du es versuchen, Morvan von seinem Entschluß, der der Untergang dieses Landes sein wird, zurückzubringen? Du schweigst? Ist das eine Verweigerung? Antworte doch!"

In seine Betrachtungen versunken, blieb Vortigern stumm und traurig; er dachte an das so jung gestorbene Kind, dessen rührendes Andenken lange Zeit sein Herz erfüllt hatte. Ungeduldig über das fortdauernde Schweigen des Bretanniers, legte der Abt seine Hand auf die Schulter von Vortigern und sagte zu ihm: „Ich frage Dich,

ob Du es versuchen wollest, Morvan zu bewegen, daß er auf seinen wahnsinnigen Entschluß verzichtet?"

„Mönch, ich sage Dir zum letzten Mal: Dein König will den Krieg, er wird den Krieg haben."

Und wieder in seine Gedanken versinkend, ritt Vortigern an der Seite von Witchair weiter, bis sie die Stadt Guenhek erreicht hatten. Hier betraute Vortigern einen sichern Mann mit der Führung des Abtes, und während sich der Bote von Ludwig dem Frommen nach den Grenzen Bretanniens wandte, kehrte der Bruder von Noblede nach dem Hause von Morvan zurück.

Der Paß von Glen-Clan.

Der Paß von Glen-Clan ist der einzige practicable Durchgang durch die letzte Kette der Schwarzen Berge, eines Granitgürtels, der das Herz Bretanniens vertheidigt. Er ist so eng, der Paß von Glen-Clan, daß ein Wagen kaum durchkommen kann; er ist so jäh, der Abhang des Passes von Glen-Clan, daß sechs Paare Ochsen kaum genügen, um einen Wagen auf der abschüssigen Steige fortzuziehen, von deren Höhe ein Stein von selbst mit Geschwindigkeit bis unten an den wie ein Strombett in der Tiefe ungeheurer, senkrechter, hundert Fuß hoher Felsen ausgehöhlten Weg rollen würde. Ein entferntes, Anfangs verworrenes, dann immer näher kommendes Geräusch stört die tiefe Stille dieser Einsamkeit; man unterscheidet allmählig das dumpfe Getrappe der Reiterei, das Geklirre der eisernen Waffen auf den eisernen Rüstungen, den abgemessenen Schritt zahlreicher Abtheilungen von Fußvolk, das Knarren der über einen steinigen Weg holpernden Wagenräder, das Wiehern der Pferde, das Brüllen der angespannten Ochsen; alle diese Geräusche nähern sich, verstärken sich, vermengen sich, verkündigen das Heranrücken eines beträchtlichen Heeres. Plötzlich macht

sich der klägliche, gedehnte Schrei eines Nachtvogels auf dem Gipfel der Felsen, welche die Päſſe überhängen, hörbar; andere, immer mehr entfernte, Schreie antworten auf das erste Signal wie ein immer schwächer werdendes Echo; dann hört man nichts mehr als den gewaltigen Lärmen des vorrückenden Heeres. Eine kleine Schaar erscheint am Eingang dieses gekrümmten Passes mit einem Mönche zu Pferde als Führer; immer die Priester, immer! wenn es sich um eine räuberische, blutige Eroberung handelt. An der Seite dieses Mönches marschirt ein Krieger von hohem Wuchse, mit einer reichen Rüstung bekleidet; sein weißer Schild, auf welchen drei Adlerklauen gemalt sind, hängt an seinem Sattelbogen, ein eiserner Streitkolben hängt auf der andern Seite; hinter diesem fränkischen Anführer kommen einige Reiter in Begleitung von etwa zwanzig sächsischen Bogenschützen, welche an ihren langen Köchern erkennbar sind . . .

„Hugh," sagte der Anführer der Krieger zu einem von seinen Leuten, „nimm zwei Reiter mit Dir, fünf bis sechs Bogenschützen werden Dir vorangehen, um sich zu versichern, daß wir keinen Hinterhalt zu befürchten haben; beim geringsten Angriff zieht Euch gegen uns zurück und macht Lärm. Ich will nicht unvorsichtig meine Truppen sich in diesen Engpaß wagen lassen." Hugh gehorchte seinem Anführer. Trotz des jähen Abhangs der gekrümmten Straße den Schritt beschleunigend, verschwand die kleine Vorhut bald bei einer der Wendungen des Weges.

„Neroweg, Deine Maßregel ist weise," sagte der Mönch; „man vermöchte nicht vorsichtig genug in diesem verfluchten Lande Bretannien vorzurücken; ich wohne seit langer Zeit darin und kenne es."

„Wenn wir aus diesen Päſſen ausmünden, gelangen wir also auf ein ebenes Land?"

„Ja, doch zuvor müſſen wir durch den Sumpf von Peulven und den Wald von Cardik ziehen; dann kommen wir zu den großen Heiden von Kennor, dem

Sammelplatze der zwei anderen Heere von Ludwig dem Frommen, die nach diesem Punkte über den Villaine-Fluß und durch den Paß der Droch-Berge ziehen, wie wir durch diesen Paß marschiren. Von drei Seiten angegriffen, ist Morvan verloren."

„Ich befürchte immer, in einen Hinterhalt zu gerathen. Warum ist ein so wichtiger Durchgang wie dieser nicht vertheidigt?"

„Du wirst es begreifen. Ich habe Dir den Feldzugsplan von Morvan gesagt, wie er mir von Kervor preisgegeben worden ist, von Kervor, diesem vortrefflichen Katholiken und Haupte der südlichen Stämme, durch die wir gezogen sind, ohne auf den geringsten Widerstand zu stoßen."

„Es ist wahr, diese Einwohnerschaften brachten uns Lebensmittel, und auf Deine Stimme knieten sie bei unserem Vorüberziehen nieder."

„Zur Zeit der anderen Kriege hättest Du die Hälfte von Deinen Truppen in diesem von Sümpfen, Hecken und Wäldern durchschnittenen Lande zurückgelassen; heuer hast Du es als Gebieter durchzogen. Woher kommt diese Veränderung? Davon, daß der katholische Glaube allmälig bei diesen bis damals unzähmbaren Völkern eindringt; wir haben ihnen die Unterwerfung unter Ludwig den Frommen gepredigt und sie mit dem ewigen Feuer bedroht, wenn sie gegen Eure Waffen Widerstand leisten. Sie haben die Hölle gefürchtet und uns gehorcht."

„In der That, mehrere Hauptleute von diesen alten Banden, welche zur Zeit von Karl dem Großen hier gestritten haben, sagen mir jeden Tag, sie erkennen das, einst beinahe unbesiegbare, bretannische Volk nicht mehr. Trotz Deiner Erklärungen aber, Mönch, kann ich nicht begreifen, daß der Durchgang durch diese Päße verlassen ist."

„Das ist ganz einfach; nach seinem Feldzugsplane rechnete Morvan auf den Widerstand der Stämme, durch wir gezogen sind, und er glaubte, dieser Widerstand

würde zwei bis drei Tage währen; Kervor, das Haupt dieser Stämme, hat mich im Gegentheil von den Absichten von Morvan unterrichtet und mir versichert, seine Leute werden sich nicht schlagen; diese vortrefflichen Katholiken haben Wort gehalten; Du bist auch in einem Tage ohne Schwertstreich durch ein Land marschirt, das Dich ohne den Abfall von Kervor einen dreitägigen Kampf und den vierten Theil Deiner Truppen kosten mußte. Deine rasche Ankunft bei den Pässen von Glen=Clan nicht vermuthend, wird Morvan erst heute Abend oder morgen Leute zu ihrer Besetzung abschicken; er hat nicht genug Mannschaft, um sie ein paar Tage müßig zu lassen, besonders wenn er auf drei verschiedenen Seiten von drei Heeren angegriffen wird."

„Ich habe nichts hierauf zu antworten, Vater in Christo; Du kennst dieses Land besser, als ich. Ah! es glücke dieser Krieg, und ich werde meinen Antheil an den Ländereien der Eroberung haben. Nach dem Versprechen von Ludwig dem Frommen werde ich ein eben so mächtiger Herr in Bretannien werden, als es Gonthram, mein älterer Bruder, in Auvergne seit der Eroberung von Chlodwig ist."

„Und Du wirst nicht vergessen, die Kirchen zu beschenken. Bedenke wohl, ohne die Unterstützung der katholischen Priester ist keine Eroberung möglich."

„Ich werde nicht undankbar sein, mein Vater; einen Theil der Beute, die wir hier machen, wende ich dazu an, daß ich eine Kapelle dem heiligen Martin baue, für den unsere Familie immer eine besondere Verehrung gehegt hat; aber Du, der Du die Gebräuche dieser verdammten Bretannier kennst, sage mir, an welchem Orte verbergen sie ihr Geld? Sie sollen, wenn sie aus ihren Häusern fliehen, nur die vier Wände zurücklassen und sich mit ihren Schätzen in die tiefen, unzugänglichen Schlupfwinkel zurückziehen."

„Wenn wir im Herzen des Landes ankommen, wo sich der Widerstand concentrirt hat, werde ich Dir das Mittel,

diese Verstecke zu finden, angeben; sie sind beinahe immer am Fuße gewisser druidischer Steine verborgen, für welche viele von diesen Heiden einen abgöttischen Cultus hegen; sie glauben so ihre Schätze unter den Schutz ihrer abscheulichen Götter zu stellen."

„Aber diese Steine, wo soll man sie suchen? an welchen Zeichen soll man sie erkennen?"

„Das ist mein Geheimniß, Neroweg; es wird das unsere sein, wenn wir, wie ich Dir gesagt habe, im Herzen des Landes sind."

Während sie sich so vertraulich mit einander besprachen, erstiegen der Mönch und der fränkische Anführer langsam die jähen Abhänge des Passes; von Zeit zu Zeit kam Einer von den Reitern oder Fußgängern, die man als Kundschafter abgeschickt hatte, und unterrichtete Neroweg von seinen Beobachtungen. Als Hugh zurückkehrte, meldete er seinem Anführer, nichts könne einen Hinterhalt vermuthen lassen. Völlig beruhigt durch die Versicherungen des Mönches, gab Neroweg Befehl, seine Truppen vorrücken zu lassen, zuerst das Fußvolk, dann die Reiterei, nach dieser die Gepäckwagen, und endlich eine letzte Abtheilung von Fußgängern. Das Heer setzte sich in Bewegung und drang in den Paß ein, der so eng war, daß kaum vier Mann neben einander marschiren konnten. Diese lange Reihe mit Eisen bedeckter, an einander gepreßter, langsam in Krümmungen marschirender Männer bot vom Gipfel der Felsen, welche den schmalen Weg beherrschten, einen seltsamen Anblick; es war, als wände sich eine riesige Schlange mit eisernen Schuppen durch eine zwischen zwei Granitwände ausgegrabene Schlucht fort. Ziemlich erschüttert in dem Augenblick, wo sie sich in diesen für Hinterhalte so günstigen Durchgang wagten, befestigte sich das Vertrauen der Franken bald wieder. Schon näherte sich die Vorhut, der Neroweg und der Mönch voranritten, dem Ausgange des Passes von Glen-Clan, während die mit Ochsen bespannten Gepäckwagen sich

kaum, um in denselben einzudringen, in Bewegung setzten, gefolgt von der Nachhut, welche aus thüringischen Reitern und sächsischen Bogenschützen bestand.

Die letzten Wagen und die Spitze der Nachhut zogen in den Paß ein, als plötzlich der klägliche Schrei eines Nachtvogels, ein Schrei ähnlich denen, welche die Annäherung der Franken begrüßt hatten, auf dem Gipfel der zwei Abschüsse ertönte; sogleich machten sich, von unsichtbaren Händen abgestoßen, mehrere ungeheure Felsblöcke los, rollten und sprangen von den Bergen herab mit dem Getöse des Donners, fielen mitten unter die Wagen, zermalmten einen großen Theil davon und erdrückten oder verstümmelten ihre Gespanne. Die zerbrochenen Wagen, die getödteten oder über ihre Wunden wüthenden, niedersinkenden oder gegen einander losstürzenden Ochsen brachten eine gräßliche Verwirrung in die Nachhut der Franken; außer Stande, unter diesen Hindernissen vorzurücken, und so vom Hauptheere getrennt, war sie in Ohnmacht versetzt. In der ganzen Länge des Passes von Glen-Clau rollten so Felsstücke oben von den Gipfeln herab, zerschmetterten und decimirten die zusammengedrängten Reihen der Krieger; verstümmelt, in mehrere blutige Stücke zerschnitten, krümmte uud wand sich diese eiserne Riesenschlange krampfhaft in der Tiefe der Schlucht, als sich ihre zwei Firsten mit einer Menge bis dahin verborgener Bretannier bekränzten und diese einen Hagel von Pfeilen, Spießen und Steinen auf die verwirrten, bestürzten, ohnmächtigen fränkischen Cohorten regnen ließen, die zwischen den zwei Granitmauern eingeschlossen waren, von deren Höhe herab unsere gewaltigen Männer dem Feinde einen raschen und sichern Tod zusandten. Vortigern befehligte diese Tapferen, seinen Bogen in einer Hand, seinen Köcher an der Seite. Nicht einer von seinen Pfeilen verfehlte sein Ziel. Erschreckliche Schlächterei! herrliches Blutbad! Das Kriegs- und Triumphgeschrei der

armoricanischen Gallier antwortete auf die Flüche und Verwünschungen der Franken! erschreckliche Schlächterei! herrliches Blutbad! das dauerte so lange, als unsere Männer einen Stein, einen Pfeil, einen Spieß zu schleudern hatten. Als seine Munition und die seiner Gefährten erschöpft war, rief Vortigern vom Gipfel eines Felsen herab, indem er den Franken eine Geberde der Herausforderung machte:

„Wir werden so unsern Boden Fuß für Fuß vertheidigen; jeder von Euren Schritten wird durch Euer Blut und durch das unsere bezeichnet sein: es sind nicht alle unsere Stämme feig und verrätherisch wie die von Kervor, dem guten Katholiken!“ Und Vortigern stimmte den Kriegsgesang an, den ihm sein Ahn Scanvoch, der Milchbruder von Victoria der Großen, hinterlassen hatte.

„Diesen Morgen sagten wir: Wie viel sind sie denn, diese Franken? wie viel sind sie denn, diese Barbaren? Diesen Abend sagen wir: Wie viel waren sie denn, diese Franken, wie viel waren sie denn, diese Barbaren?“

Der Sumpf von Peulven.

Der Sumpf von Peulven ist ungeheuer; er bildet im Osten und im Süden eine Art von Bucht; sein Ufer begrenzt der Saum des dichten Waldes von Cardik; im Norden und im Westen bespült er den sanften Abhang der Hügel, welche auf die letzten Abstufungen der Schwarzen Berge folgen, deren Gipfel am Horizont, von den letzten Sonnenstrahlen mit Purpur übergossen, erscheinen; ein Damm oder eine Erdzunge, welche nach den Grenzen des Waldes ausläuft, durchzieht den Sumpf von Peulven in seiner ganzen Länge; es herrscht tiefe Stille in dieser Einsamkeit; das stehende Wasser wiederscheint die entflammten Tinten der untergehenden Sonne; von Zeit zu Zeit erheben sich Flüge von Brachvögeln, von Reihern und

anderen Wasservögeln aus dem Schilfrohr, mit dem der Sumpf theilweise bedeckt ist, und wirbeln und steigen ihr Klagegeschrei ausstoßend zum Himmel empor. Mehrere fränkische Reiter, nachdem sie die Rückseite des Hügels erstiegen haben, kommen auf seine Höhe und halten ihre Pferde an; ihre Blicke senken sich auf den Sumpf, und nachdem sie ihn einen Augenblick betrachtet, kehren sie um und reiten zu Neroweg und dem Mönche zurück, deren Soldaten einige Stunden vorher in der Tiefe der Pässe von Glen-Clan decimirt und dann beständig auf ihrem Wege von kleinen Schaaren von Bretanniern geneckt worden sind, welche, hinter den Hecken oder in tiefen, halb vom Gesträuche bedeckten, Gräben im Hinterhalte liegend, unversehens die Vorhut oder die Nachhut der Franken angriffen und nach hitzigen Gefechten auf diesem von Hindernissen aller Art durchschnittenen Terrain verschwanden, das für die Reiterei unbenützbar und dem Fußvolk unbekannt war, weshalb sich dieses aus Furcht, in einen Hinterhalt zu gerathen, nicht von der Hauptcolonne zu entfernen wagte. Neroweg hielt zu Pferde, neben dem Mönche, auf dem Gipfel eines Hügels, der nur wenig von dem entfernt war, welchen die Kundschafter erstiegen hatten; er wartete auf ihre Rückkehr, um seinen Marsch fortzusetzen; unfern vom Anführer machte die Vorhut Halt, seine Haupttruppen machten dahinter auch Halt; ein Theil der Nachhut hatte eine Meile von da bleiben müssen, um das Gepäcke, die Wagen und die Verwundeten dieses Heeres zu bewachen, welche seinen Marsch verzögert hätten.

Das Gesicht des Anführers der Franken war düster, niedergeschlagen; er sagte zum Mönche: „Ah! welch ein Krieg! welch ein Krieg! Ich habe gegen die Normannen gestritten, als sie unsere befestigten Lager an der Mündung der Somme und der Seine angriffen; diese verdammten Seeräuber sind erschreckliche Feinde, eben so rasch bei der Offensive, als wenn sie sich auf die leichten Fahr-

zeuge zurückziehen, auf denen sie von den Meeren des Norden bis zu den Küsten Galliens kommen; aber beim heiligen Martin! diese verfluchten Bretannier sind noch viel teuflischer, noch viel ungreifbarer, als die Normannen, gewiß furchtbare Leute! sie sind die Besorgniß der letzten Jahre von Karl, dem großen Kaiser, gewesen, sie sind die Bekümmerniß seines Sohnes." Dann wiederholte er mit düsterer Miene: „Ah! welch ein Krieg! welch ein Krieg!"

Der Mönch drehte sich auf seinem Sattel um, streckte seine Hand in der Richtung aus, in welcher die fränkischen Truppen herbeigekommen waren, und sagte zu Neroweg: „Schau nach Westen."

Der Anführer der Franken sah, der Andeutung des Priesters folgend, in gewissen Entfernungen von einander vom Feuer gefärbte Rauchwirbel, die sich von den Bergen erhoben, welche das Heer hinter sich ließ. Der Mönch sprach zum Franken:

„Siehe! der Brand bezeichnet überall unsern Durchzug; die von ihren auf der Flucht begriffenen Bewohnern verlassenen Dörfer und Flecken sind auf Befehl den Flammen preisgegeben worden; die Bretannier haben nicht, wie die normannischen Seeräuber, das Hülfsmittel ihrer Schiffe, um mit ihren Reichthümern auf dem Ocean zu entfliehen. Wir treiben diese flüchtigen Einwohner vor uns her, die anderen zwei Armeecorps von Ludwig dem Frommen machen ihrerseits ein ähnliches Manoeuvre, und wir müssen auch wie sie morgen früh in das Thal von Lokfern kommen; dort werden sich, in die Enge getrieben, die seit mehreren Tagen im Süden, im Osten und im Norden angegriffenen Einwohnerschaften finden; umgeben von einem eisernen Kreise, werden sie dann vernichtet oder in die Sklaverei geführt. Ah! diesmal wird das für immer gebändigte Bretannien endlich dem katholischen Glauben und der Macht der Franken unterworfen sein! Was ist daran gelegen, daß Deine Soldaten für den Sieg des Glaubens und des fränkischen Königthums decimirt worden sind! werden die Truppen,

welche Dir bleiben, in Verbindung mit den anderen Heeresabtheilungen nicht genügen, um die Bretannier zu vertilgen?"

„Mönch," erwiederte Neroweg ungestüm, „Deine Worte trösten mich nicht über den Tod so vieler tapferer Krieger, deren Gebeine in der Tiefe des Passes von Glen-Clan und auf den Heiden dieses verfluchten Landes bleichen werden!"

„Beneide sie vielmehr um ihr Loos; sie sind für die Religion gestorben, das Paradies ist ihnen gesichert."

Neroweg schüttelte den Kopf und sagte nach einem ziemlich langen Stillschweigen:

„Du hast mir versprochen, mir die Orte zu bezeichnen, wo diese verfluchten Heiden ihre Reichthümer vergraben?"

„Höre: jenseits des Sumpfes von Peulven, durch den wir marschiren müssen, ist ein tiefer Wald, in welchem druidische Steine in großer Anzahl vorhanden sind; ich bin fest überzeugt, daß wir, wenn wir zu ihren Füßen aufgraben, große, seit dem Anfang des Krieges hier verborgene Geldsummen finden werden."

„Wann werden wir zu diesem Walde kommen?"

„Heute Abend, vor Einbruch der Nacht."

„Meine Truppen so spät in diesen Wald eindringen lassen und in einen Hinterhalt, dem im Passe ähnlich, fallen, nein! nein!" rief Neroweg; „der Tag neigt sich zu seinem Ende, wir werden heute Nacht unter den kahlen Hügeln, wo wir sind, lagern; man hat hier keine Ueberfälle zu befürchten."

„Deine Kundschafter sind zurück," sprach der Priester zum Anführer der Franken, „befrage sie, ehe Du einen Entschluß fassest."

„Neroweg," sagte einer von den Reitern, die den Abhang des entgegengesetzten Hügels herabgekommen waren, „so weit das Auge reicht, erblickt man nichts auf dem Sumpfe, keinen Menschen, keinen Nachen, und auf seinen

Ufern keine Hütte, keine Verschanzung. Der Saum eines großen Waldes begrenzt diesen Sumpf am Horizont."

Ungeduldig, die Beschaffenheit des Terrain zu beurtheilen, hatte der fränkische Anführer bald in Begleitung des Mönches den Gipfel des Hügels erreicht; von da sah er eine unermeßliche Wasserfläche, in der sich die letzten Feuer der untergehenden Sonne spiegelten; große Dickichte von Schilfrohr durchschneidend, lief die grünliche Landstraße bis zum Saume des Waldes.

„Es sind durchaus keine Hinterhalte während des Durchzugs durch diese Einsamkeit zu befürchten," sagte Neroweg; „unser Marsch kann höchstens eine halbe Stunde dauern."

„Und es bleibt noch ungefähr eine Stunde Tag," versetzte der Mönch. „Der Wald, den Du dort erblickst, heißt der Wald von Cardik; er erstreckt sich sehr weit rechts und links vom Sumpfe, denn im Westen erreicht er die Küste des armoricanischen Meeres; doch der Theil, welcher gerade vor dem Damme liegt, hat kaum eine Viertelmeile Breite; wir können vor dem Ende des Tages durchmarschirt sein, und wir werden dann zu den Heiden von Kennor, einer ungeheuren Ebene, gelangen, wo Du mit voller Sicherheit lagern kannst. Morgen bei Tagesanbruch kehren wir in den Wald zurück und suchen am Fuße die druidischen Steine, wo die Reichthümer der Bretannier vergraben sein müssen."

Neroweg, nachdem er einen Augenblick gezögert hatte, schickte Einen von seinem Gefolge ab und ließ seinen Truppen Befehl geben, sich in Marsch zu setzen, um auf der ungefähr dreißig Fuß breiten, vollkommen flachen, mit feinem Grase bedeckten und für die Blicke von einem Ende zum andern zugänglichen Straße weiter zu ziehen. Neroweg fühlte sich beruhigt, nichtsdestoweniger befahl er, sich der Felsen von Glen-Clan erinnernd, kluger Weise mehreren Reitern, um hundert Schritte den Truppen voranzumarschiren. Diese fingen an im Gefolge ihres Führers

auf der Landstraße zu defiliren, und bald war sie mit Truppen in ihrer ganzen Länge bedeckt; in der Ferne sah man vom Fuße des Hügels bis zu seinem Gipfel aufgeschaart und sich in Bewegung setzend, wenn die Reihe, weiter zu marschiren, allmälig an sie kam, die letzten Cohorten des Heeres. Plötzlich erhoben sich in gewissen Entfernungen von einander und aus mehreren Rohrdickichten, welche längs der Erdzunge zerstreut waren, Schreie von Nachtvögeln, Schreie ähnlich denen, welche schon auf den Gipfeln der Felsen von Glen-Clan ertönt hatten. Auf dieses Signal schienen die dumpfen, wiederholten Streiche von mehreren Aexten zu antworten; dann stürzte die Landstraße an mehreren Stellen unter den Füßen der Soldaten ein; wehe denen, welche sich auf diesen Fallen, erbaut von Balken und starken Flechten verborgen unter einer Lage beraster Erde, befanden. Diese Erfindung, welche man Vortigern zu verdanken hatte, der sich in seinen langen Winternächten mit Stellmacherarbeit belustigte, diese sehr einfache Erfindung war von sicherem Erfolg; die beweglichen Brücken konnten entweder das Gewicht der Truppen, die darüber zogen, tragen oder unter ihren Schritten aufschnappen, wenn man mit Axtstreichen gewisse ungeheure hölzerne Pflöcke, den einzigen Stützpunkt dieser fliegenden Bretter, durchhieb. Vortigern und viele Leute von seinem Stamme hatten sich, bis an den Hals in's Wasser getaucht, unbeweglich, stumm, unsichtbar unter dem Schilfrohre gehalten, das bei der Stelle der Fallen unmittelbar am Damme emporragte. Als dieser ganz mit Kriegern bedeckt war, spielten die Aexte, die Pflöcke fielen, und er war von mehreren zwanzig Fuß breiten Gräben durchschnitten, in deren Tiefe sich durcheinander Fußgänger, Reiter und Pferde aufhäuften, welche bei ihrem Falle von einer großen Anzahl von Spießen empfangen wurden, die man dem Wasser gleich eingerammt hatte. Beim Anblick dieser entsetzlichen Fallen, beim wilden Geschrei der Verwundeten, verbreitet sich eine furchtbare Unordnung, gefolgt von einem panischen

Schrecken, unter den Franken; da sie die Straße überall unterhöhlt glauben, so strömen sie verwirrt auf beiden Seiten der Gräben gegen einander zurück; die erschrockenen Pferde bäumen sich, überschlagen oder springen wüthend in den Sumpf, wo sie mit ihren Reitern verschwinden. Nachdem die Verwirrung allgemein geworden ist, erheben sich Vortigern und seine unter den besten Bogenschützen ausgewählten Bretannier im Schilfrohr und lassen einen Hagel von Pfeilen auf diese Anhäufung besiegter Krieger regnen, die sich mit den Füßen zertreten oder von den Pferden zermalmt werden; anderes, entfernteres Kriegsgeschrei antwortet auf den Ruf von Vortigern. Bretannier in großer Menge kommen aus dem Saume des Waldes hervor und stellen sich in Schlachtordnung am Ufer des Sumpfes auf, bereit, den Franken den Durchmarsch, sollten sie ihn wagen, streitig zu machen. Der Anblick dieser neuen Feinde steigert auf den höchsten Grad den panischen Schrecken der Truppen von Neroweg; statt nach dem Saume des Waldes zu marschiren, drehen sie den Mantel, um zum Kern des noch auf dem Hügel aufgeschaarten Heeres zurückzukehren, und stürzen mit einer solchen Wuth nach dieser Seite, daß die Tiefe der Gräben bald mit einer Menge verwundeter, sterbender oder todter Krieger gefüllt ist, und diese Anhäufung dient als Brücke für die Flüchtlinge, welche die Pfeile der Bretannier mit Wunden bedecken. Da wiederholten Vortigern und seine Tapfern den Kriegsgesang, von dem schon die Päſſe von Glen-Clan ertönt hatten:

„Diesen Morgen sagten wir: Wie viel sind es denn, diese Franken? Wie viel sind es denn, diese Barbaren? Diesen Abend sagen wir: Wie viel waren es denn, diese Franken? Wie viel waren es denn, diese Barbaren?"

Der Wald von Cardik.

„Welch ein Krieg! welch ein Krieg!" sagten die Soldaten von Ludwig dem Frommen, die auf jedem Schritte

die Gebeine ihrer Gefährten unter den Felsen und Sümpfen der Armorica zurückließen. „Welch ein Krieg! jede Hecke der Felder, jeder Graben der Wiesen verbirgt einen Bretannier mit sicherem Auge und fester Hand; der Stein der Schleuder, der Pfeil des Bogens pfeifen und fehlen nie ihr Ziel. Welch ein Krieg!" Die Höhlung der Abgründe, der Morast der stehenden Wasser verschlingen die Leichname der fränkischen Soldaten; dringen sie in die Wälder ein, so verdoppelt sich die Gefahr; jedes Gehölze, jeder Baumgipfel verbirgt einen Feind. Als er es am Tage vorher nicht wagte, in den plötzlich von einem Gürtel von Tapferen umschlossenen Wald von Cardik einzudringen, sagte auch Neroweg, der dem Unglück des Sumpfes von Peulven entkommen war, während er floh: „Welch ein Krieg! welch ein Krieg!" Die Nacht brachte er, wie sein immer mehr vermindertes Heer, auf den Hügeln zu, wo er keinen Hinterhalt befürchtete. Der Morgen graut; die Scham, die Wuth im Herzen beim Gedanken an seinen Marsch vom vorhergehenden Tage, läßt der fränkische Anführer Trompeten und Clarine blasen. An der Spitze seiner Krieger marschirt er wieder über den Damm des Sumpfes; er will mit Gewalt in den Wald von Cardik eindringen. Fußgänger und Reiter treten abermals die in der Tiefe der Gräben aufgehäuften Leichname nieder; kein Hinterhalt verzögert den Zug der Franken. Bei Sonnenaufgang hat die letzte Phalanx den Sumpf hinter sich, alle Truppen von Neroweg sind vor dem Saume des Waldes entfaltet; er dient als Schlupfwinkel für die armoricanischen Gallier; sie haben sich am vorhergehenden Tage dahin zurückgezogen. Diese hundertjährigen Waldungen erstrecken sich im Westen bis an das abschüssige Ufer eines Flusses, der sich ins Meer ergießt, und im Osten bis zu unergründlichen Schlünden. Wüthend über seine Niederlage am vorhergehenden Tage, angestachelt von der Hoffnung, die am Fuße der druidischen Steine vergrabenen Reichthümer rauben zu können, vermag der fränkische

Heerführer kaum seine wilde Hitze zu beherrschen; immer begleitet von dem am Tage vorher schwer verwundeten Mönche, rückt er gegen den Wald vor; die Eichen, die Ulmen, die Eschen und die Birken pressen ihre Stämme an einander, verschlingen ihr Geäste; zwischen diesen Stämmen findet man nur Brombeersträuche und Gestrüppe; ein einziger gekrümmter Weg bietet sich dem Blicke von Neroweg; er betritt ihn; kaum kann das Tageslicht in dieses grüne, von den buschigen Gipfeln der großen Bäume gebildete Gewölbe eindringen. Dickichte von sechs bis acht Fuß hohen Stechpalmen begrenzen den Weg, ihre dornigen Blätter machen diese Orte undurchdringlich. Die Soldaten, welche weder rechts, noch links abgehen können, sind genöthigt, diesem grünen Engpasse zu folgen; noch erschüttert von dem Unglück, das sie kurz zuvor betroffen, rücken sie mit Mißtrauen durch den düstern Wald von Cardik vor, sprechen leise mit einander und befragen von Zeit zu Zeit mit ängstlichem Blicke den blätterreichen Gipfel der Bäume und das Gebüsche am Rande des Weges. Bis jetzt hat indessen nichts die Furcht der Cohorten gerechtfertigt; das dumpfe, abgemessene Geräusch ihres Marsches, das Geklirre ihrer Rüstungen stören allein die Stille des Waldes. Selbst diese Stille verdoppelt die unbestimmte Bangigkeit der Franken; sie waren Anfangs auch schweigsam, die Päffe von Glen-Clan und der Sumpf von Peulven! Schon ist mehr als die Hälfte des Heeres in diese großen Waldungen eingedrungen, da hält bei einer Wendung der Straße Neroweg, der vom Mönche begleitet an der Spitze marschirt, plötzlich an . . . So weit sein Auge reicht, vor ihm, rechts, links, sieht er einen ungeheuren Verhau; unter der Art der Holzhauer gefallene Eichen, Ulmen von hundert Fuß Höhe und fünfzehn bis zwanzig Fuß im Umfange bedecken den Boden, dergestalt bei ihrem Sturze in einander verwickelt, daß ihre ungeheuren Aeste, ihre riesigen Stämme eine unübersteigbare Schranke für die Reiterei bilden; das Fußvolk allein hätte nach unerhör-

ten Mühseligkeiten diese Hindernisse erklettern und sich mit Axtstreichen eine Bahn brechen können.

„Ah! welch ein Krieg! welch ein Krieg!" rief abermals Neroweg, die Fäuste ballend. „Nach dem Engpasse der Sumpf, nach dem Sumpfe der Wald! Kaum wird mir das Drittel meiner Truppen bleiben, wenn ich mit den anderen Anführern zusammentreffe . . . Oh! unbezähmbare Gallier! teuflische Bretannier! die Flammen der Hölle mögen brennend für Euch sein!"

„Sie werden darin brennen, die Götzendiener! bis zum Tage des jüngsten Gerichtes, denn sie verachten den katholischen Glauben. Muth! Neroweg! Muth! Ist dieses letzte Hinderniß überwunden, so kommen wir zu den Heiden von Kennor. Dort werden wir uns mit den zwei Armeecorps von Ludwig dem Frommen verbinden und in das Thal von Lockfern eindringen, wo wir bis auf den Letzten diese verfluchten Armoricaner vertilgen!"

„Fehlt es mir an Muth, wahnsinniger Mönch?" rief Neroweg wüthend. „Hast Du gesehen, daß es mir an Tapferkeit gemangelt? Du, der Du uns führst, hast uns schon zweimal in Hinterhalte fallen gemacht. Beim großen heiligen Martin! hättest Du ein Einverständniß mit dem Feinde, Du würdest uns nicht anders geführt haben."

„Habe ich diesen Gefahren nicht mit Dir getrotzt?" erwiederte verächtlich der Priester, indem er auf seinen von einer blutigen Binde gehaltenen linken Arm deutete. „Bürgt Dir diese Wunde, die ich gestern im Sumpfe von Peulven bekommen, nicht für meine redliche Absicht? Was diese Verhaue betrifft, so sind sie, obgleich sie sich ins Unabsehbare zu erstrecken scheinen, vielleicht eingeschränkter, als wir glauben."

„Was nützt das? Wie sollen wir einen andern Weg finden, als diesen, der, wie Du sagst, der einzige ist, welcher den sonst überall für ein Heer undurchdringlichen Wald durchzieht?"

Der Mönch schüttelte den Kopf und antwortete nicht.

Von Entmuthigung und wachsender Angst erfaßt, fingen die Truppen an zu murren, als plötzlich drei Schreie von Nachtvögeln den Tumult übertönten. Sogleich griffen auch hinter den Verhauen hervor und von den Gipfeln der die Straße begrenzenden Bäume herab die im Hinterhalte befindlichen bretannischen Schleuderer und Bogenschützen die Franken mit einem Hagel von Pfeilen und Steinen an; ungeheure, oben an den Eichen abgesägte Aeste machten sich los, fielen herab und zerschmetterten oder verstümmelten die Soldaten: neuer panischer Schrecken, neues Blutbad; Reiter von ihren Pferden geworfen, Fußgänger zertreten unter den Hufen der Rosse, Soldaten geblendet, zerrissen, da sie sich in das Dickicht von Dornen strotzender Stechpalmen stürzten! Welch ein süßes Schauspiel für die Augen eines Galliers der Armorica! Stöhnen der Sterbenden, Flüche der Verwundeten, Todesdrohungen gegen den des Verraths bezüchtigten Mönch! Welch ein sanftes Concert für das Ohr eines Galliers der Armorica! Die Schlächterei nahm immer mehr zu unter dieser gräßlichen Verwirrung, als Vortigern, der seinen Bogen in einer Hand hielt und sich mit der andern an einem der Aeste anklammerte, welche den höchsten Punkt der Verhaue beherrschten, vor den Augen der Franken erschien; seine mächtig schallende Stimme ließ folgende Worte vernehmen: „Und nun, Ihr Verfluchten, zieht, wenn Ihr könnt, durch diesen Wald; unsere Köcher sind leer; wir werden Euch bei den Zugängen des Thales von Lokfern erwarten!“ Als er sodann den Anführer der Franken erschaute, der, vom Pferde gestiegen, den Steinen und Pfeilen der Angreifenden seinen großen weißen Schild, auf dem man drei goldene Adlerklauen gemalt sah, entgegensetzte, stieß Vortigern, an diesem Embleme einen Sohn der Neroweg erkennend, einen Schrei des Erstaunens und des Hasses aus, legte auf der Sehne seines Bogens seinen letzten Pfeil zurecht, schoß ihn auf den Anführer der Krieger ab rief: „Ich, der Abkömmling von Joel, sende dieses

Dir, dem Abkömmlinge von Neroweg, den mein Ahn Keradeuk, der Bagaude, getödtet hat." Der Pfeil schwirrte und durchbohrte, den untern Rand vom Schilde des Franken streifend, dessen Knie unterhalb der Beinschiene. Bei diesem lebhaften Schmerz rief Neroweg, während er niedersank, mehreren sächsischen Armbrustschützen, den Gallier bezeichnend, zu: „Schießt! schießt auf diesen Schurken!"

Drei sächsische Pfeile flogen; zwei derselben drangen vibrirend in den Ast ein, an welchem sich Vortigern hielt; der dritte Pfeil aber traf ihn in den linken Arm. Der Abkömmling von Joel riß auf der Stelle aus seiner Wunde das spitzige Eisen, warf es blutig gegen die Franken mit einer Geberde verächtlicher Herausforderung zurück und verschwand hinter dem Astwerk.

Dreimal ließ sich der Schrei des Nachtvogels im Walde hören; die Bretannier zerstreuten sich auf nur ihnen bekannten Fußpfaden und sangen dabei den alten Bardengesang:

„Diesen Morgen sagten wir: Wie viel sind sie denn, diese Franken? Wie viel sind sie denn, diese Barbaren? Diesen Abend sagen wir: Wie viel waren sie denn, diese Franken? Wie viel waren sie denn, diese Barbaren?"

Die Heiden von Kennor.

Sie haben ungefähr vier Meilen Länge und drei Meilen Breite, die Heiden von Kennor, sie bilden ein weites Plateau; dieses senkt sich im Norden gegen das Thal von Lockfern und ist im Westen begrenzt von einem breiten Flusse, der sich in geringer Entfernung in das armoricanische Meer ergießt. Der Wald von Cardik und die letzten Abhänge der Kette des Men-Brez erstrecken sich längs dieser Heiden hin; sie sind in ihrer ganzen Ausdehnung bedeckt mit zwei bis drei Fuß hohem Heidekraut, das die glühende Sonne der Hundstage beinahe ausgedörrt hat. Glatt wie ein See, bietet diese kahle Ebene einen

trostlosen Anblick. Ein heftiger Wind, der von Osten weht, macht das hohe, braungelbe Heidekraut wogen. Der Himmel ist an diesem Tage des Windes und der Sommerhitze von einem glänzenden Azur; die Augustsonne übergießt mit ihrem brennenden Lichte diese Einöde, deren Stille nur bisweilen durch das scharfe Gezirpe der Grille oder durch das lange Stöhnen des Windes, der über die Heiden streicht, gestört wird. Bald erscheint längs dem Ufer des Flusses hinziehend eine schwarze, verworrene Masse, dehnt sich aus, vergrößert sich und wendet sich nach dem Mittelpunkte der Ebene von Kennor. Das ist eines von den drei Corps des Heeres, das Ludwig der Fromme in Person gegen die bretannischen Gallier führt. Lange vor seiner Erscheinung stiegen andere, geschlossene Cohorten bildende Truppen im Osten die letzten Abhänge des Men-Brez herab und marschirten gegen die Ebene, den Vereinigungspunkt der drei Heere, welche die Armorica überfallen, auf ihrem Durchzuge das Land mit Feuer und Schwert verheert und die Einwohner gegen das Thal von Lokfern zurückgedrängt hatten.

Nur die Truppen von Neroweg, welche am Morgen im Walde von Cardik festgehalten wurden, fehlten noch auf dem Sammelplatze. Endlich kamen sie in Unordnung aus den Wäldern hervor und bildeten sich wieder in Phalangen. Nach unerhörten Strapazen und Arbeiten sich einen Weg mit der Axt in der Hand bahnend, die Reiterei, welche gegen den Sumpf von Peulven umzukehren genöthigt war, im Stiche lassend, ist es den Truppen von Neroweg gelungen, durch den Wald zu marschiren, doch diese Truppen sind beinahe um die Hälfte vermindert, ebensowohl durch die Verluste, die sie beim Durchzug durch die Pässe und den Sumpf erlitten haben, als in Folge des Abfalls zahlreicher Cohorten, die in ihrem zunehmenden panischen Schrecken und trotz der Befehle ihrer Officiere der Rückzugsbewegung der Reiterei gefolgt sind.

Diese drei Armeecorps haben sich erblickt; ihr Marsch

läuft gegen den Mittelpunkt der Ebene zusammen; schon ist die Entfernung, die sie trennt, so sehr verringert, daß man von einem dieser Corps zum andern in der Sonne die Rüstungen, die Helme und die Eisen der Lanzen spiegeln sieht. Das Armeecorps von Ludwig dem Frommen, das zuerst in die Ebene auf den Abhängen des Men-Brez herabgekommen war, machte Halt, um die anderen Corps zu erwarten. Diese demoralisirten, wie die von Neroweg, in Folge ihres langen Marsches durch Gefahren und Hindernisse aller Art decimirten Truppen faßten indeß wieder Muth. Sie sollten diesmal in der Ebene kämpfen, nachdem sie über das ungeheure Plateau gezogen, das man in seiner ganzen Ausdehnung mit den Augen ermessen konnte; es mußte keine Falle verbergen; diese letzte Schlacht sollte dem Kriege ein Ende machen; die im Thale von Lokfern in die Enge getriebenen Bretannier würden durch drei oder viermal den ihrigen überlegene Streitkräfte erdrückt werden. Die ersten Cohorten der von den Ufern des Flusses und vom Walde kommenden Heere waren im Begriffe, sich mit den Truppen von Ludwig dem Frommen zu vermengen . . . Plötzlich erheben sich in der Ferne gegen Osten, von wo ein trockener und heftiger Wind blies, kleine, Anfangs unmerkliche Rauchwolken an den Grenzen der Heide, die sich bis zum letzten Abhange des Men-Brez erstreckte; doch diese rauchenden Punkte dehnen sich aus, verbinden sich mit einander in einem Raume von mehr als zwei Meilen und bilden allmälig einen ungeheuren, schwärzlichen, von glühenden Reflexen gerötheten Rauchgürtel . . . Das Feuer ist an hundert Stellen zugleich von den bretannischen Galliern im dürren Heidekraut der Ebene von Kennor angezündet worden! Durch die Heftigkeit des Windes getrieben, rückt dieses Flammenmeer bald, den Horizont von Osten zum Süden, von den Abhängen des Men-Brez bis zum Saume des Waldes umfassend, rasch vor, wie die großen Fluthen, welche der Hauch des Sturmes noch beschleunigt. Erschrocken beim

Anblick dieser entflammten Wogen, welche auf ihrer Rechten mit der Geschwindigkeit des Orkans herbeikommen, zaudern die Franken einen Augenblick: zu ihrer Linken ist ein tiefer Fluß, hinter ihnen der Wald von Cardik, vor ihnen der Abhang des Plateau, das sich gegen das Thal von Lockfern senkt; Ludwig der Fromme entflieht mit verhängten Zügeln in der Richtung dieses Thales und gibt so seinen Truppen das Signal zur Flucht; sie hoffen vom Plateau wegzukommen, ehe die Flammen, sich der ganzen Heide bemächtigend, dem Heere jeden Ausweg abgeschnitten hätten. Ungeduldig, der Gefahr zu entgehen, bricht die Reiterei, nach dem Beispiel des fränkischen Königs, ihre Glieder, dringt in die Cohorten des Fußvolks ein, wirft sie nieder, galoppirt über ihren Leib. Sie laufen auseinander; die Verwirrung, der Tumult, der Schrecken des Fußvolks erreichen den höchsten Grad: die Feuerwogen rücken immer weiter und weiter. Der ungestümste Lauf vermöchte ihnen nicht mehr zuvorzukommen. Das ungeheure Flammenmeer erreicht zuerst die niedergeworfenen, durch den Ansturz der Reiterei verstümmelten Soldaten und umhüllt sodann die Hauptmasse des Heeres; in einem Augenblick sind die bestürzten Schaaren bis an den Bauch in den Flammen. Bei der Tapferkeit unserer Väter! das ist die Hölle der Verdammten in dieser Welt! Grausame, unerhörte Schmerzen! Lustiges Schauspiel für das Auge eines bretannischen Galliers; eisengepanzerte fränkische Reiter rösten, von ihren Pferden gefallen, in ihrer rothglühenden Rüstung wie Schildkröten in ihrer Schale; Fußgänger machen ergötzliche Sprünge, um der entzündeten Woge zu entkommen; sie holt sie ein, kommt ihnen zuvor, ihre Füße, ihre Beine können sie, bis auf die Knochen verbrannt, nicht mehr tragen, sie stürzen nieder und fallen unter gräßlichem Gebrülle in den Ofen; Pferde fühlen, trotz ihres stürmischen Laufes, die Flamme, die sie verfolgt, ihre Flanken und ihre Eingeweide verzehren und werden wüthend; vom Schwindel befallen, bäumen sie sich und stürzen rückwärts auf ihre Reiter, Rosse und Reiter rollen

mitten in's Feuer: die Pferde wiehern, die Menschen stöhnen oder brüllen; ein ungeheures Concert von Flüchen, von Verwünschungen, von Schmerzens- und Wuthschreien steigt zum Azur des Himmels mit dieser prächtigen Hekatombe fränkischer Krieger empor! Oh! wie herrlich war sie anzusehen, die Heide von Kennor, noch roth und rauchend eine Stunde nach ihrer Entzündung, die das Heidekraut bis auf seine Wurzeln in Kohlengluth verwandelt hatte! Herrliche Gluth von einer Ausdehnung von drei Meilen! bedeckt mit Tausenden von ungestalteten, verkohlten menschlichen Ueberresten, heißes Jägerrecht, über dem sich schon die Schaaren der Raben des Waldes von Cardik drehen. Ruhm und Ehre Euch, Bretannier! mehr als ein Drittel des Heeres der Franken hat den Tod auf den Heiden von Kennor gefunden!

„Welch ein Krieg! welch ein Krieg!“ sagte auch Ludwig der Fromme. Ja, unbarmherziger Krieg, heiliger Krieg, dreimal heiliger Krieg eines Volkes, das seine Freiheit, seine Familie, sein Feld, seinen Herd vertheidigt! O alte Erde Galliens! alte Armorica! heilige Mutter! Alles wird Waffe für deine kräftigen Kinder! Felsen, Abstürze, Sümpfe, Wälder, entflammte Heiden! O Bretannien, halb in Eis verwandelt durch das tödtliche Gift des katholischen Hauches! Bretannien, verrathen, im Herzen getroffen, auf den Tod getroffen durch das Schwert der fränkischen Könige, dein edles Blut durch die Brust deiner Kinder verlierend, wirst du dich vielleicht unter das Joch der Eroberer und der römischen Priester beugen; doch die Knochen deiner in diesem erhabenen Kampfe zermalmten, verbrannten, ertränkten Feinde werden unseren Abkömmlingen den heldenmüthigen Widerstand des armoricanischen Galliens erzählen!

Das Thal von Lokfern.

Decimirt durch den Brand der Heide von Kennor, war das Heer in Unordnung in der Richtung des Thales von Lokfern geflohen, welches das ungeheure Plateau beherrscht, wo sich die drei Truppencorps versammelt hatten. Dem Unglück entgangen, fortgerissen durch ein stürmisches Rennen, kam ein Theil der fränkischen Reiterei, Ludwig dem Frommen in seinem hastigen Laufe folgend, zuerst an den Grenzen des Plateau an. Hier sahen die Reiter, vom Schrecken angetrieben und nur darauf bedacht, einander zuvorzukommen, unter ihnen, am Fuße des Abhanges, den sie hinabsteigen mußten, um sie anzugreifen, die zahlreiche bretannische Reiterei in Schlachtordnung aufgestellt und von Morvan und Vortigern befehligt, eine bäuerische, aber unerschrockene, kriegsgewohnte und vortrefflich berittene Reiterei. Fortgerissen auf den jähen Abhang des Thales durch das Ungestüm ihrer Rosse, unfähig, sie zu bemeistern, um eine Angriffsordnung zu bilden, sprengten die Franken mit verhängten Zügeln in verworrenen Massen hinab, in der Hoffnung, die feindliche Reiterei unter diesem unwiderstehlichen Ansturz zu zermalmen; doch plötzlich sich in zwei Corps theilend, von denen das eine Vortigern, das andere Morvan befehligte, ergriffen die armoricanischen Reiter die Flucht nach rechts und links, statt die Franken zu erwarten. Der weite Raum, der sich vom Fuße des Hügels bis zum Flusse erstreckte, fand sich so entblößt durch die rasche Wendung der Gallier, und die ersten Glieder der Franken konnten nur mit großer Mühe hundert Schritte vom Ufer der Scoër ihre Pferde anhalten. Die Unordnung der nach und nach durch die Breite des Flusses gehemmten Feinde benützend, kehrten Morvan und Vortigern nun zum Kampfe zurück, faßten den Feind von der Seite, rechts,

links, gingen voll Wuth auf ihn los, richteten ein entsetzliches Blutbad an und stürzten in's Wasser die Franken, welche ihren Säbeln oder Aexten entgingen. Während dieses erbitterten Kampfes trafen die Trümmer des Fußvolks von Ludwig dem Frommen, auch von der brennenden Heide fliehend, nach und nach in Unordnung ein; aber diese Truppen bildeten sich wieder auf dem Gipfel der Abdachungen des Thales in Cohorten, stürmten gegen die bretannischen Reiter, welche Anfangs Sieger waren, los, und, die Gestalt des Kampfes verändernd, erdrückte sie diese Reserve durch die Ueberzahl; jenseits des Flusses, ihrer letzten Barrière, war das bäuerische gallische Fußvolk aufgestellt, — Ackersleute, Hirten, Holzhauer, mit Piken, Sensen, Aexten, die Geübtesten mit dem Bogen und der Schleuder bewaffnet. Hinter ihnen, in einer durch Verhaue und Gräben beschützten Einschließung, waren die Weiber und Kinder der Streitenden versammelt; vor dem Einfall entfliehend, hatten diese von tiefer Traurigkeit ergriffenen Familien ihre kostbarsten Gegenstände mit sich genommen und warteten in einer erschrecklichen Angst auf den Ausgang dieser letzten Schlacht. . . .

Weine! weine! Bretannien, und dennoch sei stolz! Deine durch die Ueberzahl erdrückten Söhne haben bis zum Ende Widerstand geleistet! Alle sind verwundet oder todt in Vertheidigung ihrer Freiheit gefallen! Der Fluß hatte an einer Stelle eine Furt; der Mönch, der Neroweg geführt, bezeichnete den Truppen von Ludwig dem Frommen diesen Weg, sie zogen durch, nachdem sie die Reiterei von Morvan vertilgt hatten. Auf dem andern Ufer der Scoër aufgestellt, vertheidigten die Armoricaner heldenmüthig den Boden Fuß für Fuß, Mann für Mann, und zogen sich gegen die befestigte Einschließung, den letzten Zufluchtsort ihrer Familien, zurück. Die katholischen Soldaten von Ludwig dem Frommen, dem Katholischen, marschirten über Haufen von Leichnamen und griffen die befestigte Einschließung an,

deren Vertheidiger todt oder verwundet waren. Nach ihrer Gewohnheit, erwürgten die Franken die Kinder, schändeten die Frauen und Mädchen im Blute ihrer nächsten Verwandten, plünderten sie und schleppten sie als Sklaven in das Innere Galliens. Ermold der Schwarze, ein Mönch, der Begleiter von Ludwig dem Frommen in diesem gottlosen Kriege (immer ein Priester), hat die Geschichte davon in lateinischen Versen geschrieben. Er erzählt den Tod von Morvan auf folgende Art: Bald verbreitet sich das Gerücht, der Kopf des Hauptes der Bretannier sei dem König der Franken gebracht worden. Die Franken laufen unter Freudengeschrei hinzu, um diesem Schauspiele beizuwohnen; man reicht sich von Hand zu Hand den blutigen Kopf von Morvan, gräßlich zerrissen durch das Schwert, das ihn vom Rumpfe getrennt hat. Der Abt Witchair wird gerufen, um zu untersuchen, ob es wirklich der des Hauptes der Bretannier sei. Der Mönch spritzt Wasser auf diesen Kopf; nachdem er ihn gewaschen, streicht er das lange Haar auf die Seite und erklärt, er erkenne die Züge von Morvan. So ist Bretannien, das für die Franken verloren war, abermals unter die Abhängigkeit von ihnen gestellt.

Vortigern, der Enkel von Amael, hat diese Erzählung vom Kriege der Franken gegen die Bretannier geschrieben; man hat ihn für todt am Ufer der Scoër liegen lassen; als er wieder zum Bewußtsein kam, waren ein Tag und eine Nacht seit der Niederlage der Bretannier verlaufen. Einige christliche Druiden kamen, geführt von Caswallan, der, obgleich verwundet, doch der Schlächterei entgangen war, auf das Schlachtfeld, um die noch lebenden Verwundeten wegzubringen. Vortigern war unter dieser Zahl. Er erfuhr, daß seine Schwester Noblede, die Frau von Morvan, und einige

andere Weiber und Mädchen, die in die befestigte Einschließung geflohen waren, sich den Tod gegeben hatten, um sich der Beschimpfung durch die Franken und der Sklaverei zu entziehen. Vortigern, nachdem der Abt Witchair das Haus von Morvan verlassen hatte, um Ludwig dem Frommen die Weigerung der armoricanischen Gallier in Betreff des Tributs, den er von ihnen forderte, zu melden, Vortigern war mit seiner Frau und seinen Kindern in die Gegend von Karnak zurückgekehrt, um seine Felder abzuernten. Sobald die Ernte vollbracht war, ließ er seine Familie im Hause seiner Väter und begab sich wieder zu Morvan, um gegen das Heer von Ludwig dem Frommen zu streiten. Kaum von seinen Wunden geheilt, kehrte Vortigern nach Karnak zurück, wo er seine Frau und seine Kinder fand; die Franken hatten es nicht gewagt, ihre Invasion über die Thäler von Lokfern zu treiben; sie ließen die Armorica verwüstet, entvölkert von ihren muthigsten Vertheidigern, aber nicht unterworfen und nur auf den Augenblick wartend, um sich abermals zu empören. Vortigern hat diese Legende den anderen Erzählungen seiner Familie beigefügt, und ebenso auch die zwei karolingischen Geldstücke, das Geschenk von Thetralde, einer der Töchter von Karl dem Großen. An diesem Tage, dem 20. November des Jahres 818, bestehen die frommen Reliquien der Familie von Joel aus der goldenen Sichel von **Hena**, aus dem ehernen Glöckchen von **Guilhern**, dem eisernen Halsband von **Sylvest**, dem Kreuze von **Genovefa**, dem äbtlichen Stabe von **Bonaik**, dem Goldschmied, und den karolingischen Geldstücken von **Vortigern**.

Ende der karolingisen Geldstücke.

Ich, der älteste Sohn von Vortigern, schreibe hierher den Todestag meines Vaters. Ich habe ihn verloren gestern am fünften Tage des Monats Februar

889. Bretannien hat traurige Tage gesehen und unsere Familie noch viel traurigere Tage, durch die Trennung meiner zwei Brüder: der Eine hat unser Land verlassen, um in die Länder des Nordens mit den normannischen Seeräubern zu gehen; das Herz blutet mir bei dieser Erinnerung, — ich habe weder den Muth, noch den Willen, diese kläglichen Erzählungen niederzuschreiben; vielleicht wird mein ältester Sohn Gomer eines Tags diesen Muth und diesen Willen haben, die mir fehlen.

Stuttgart. Aus dem bisherigen Verlag ist in den unsrigen übergegangen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Das Schaltjahr,

welches ist „der deutsch Kalender mit den Figuren und hat 366 Tag."

Durch J. Scheible.

Mit einer großen Anzahl komischer, satyrischer, magischer und anderer Abbildungen.

8. cart. 1—5. Band. Preis eines jeden Bandes 2 Thlr. oder 3 fl. 30 kr.

Dieses Werk ist so pikanten Inhalts, und enthält so viele Curiositäten und Seltenheiten in Wort und Bild, daß diejenigen, welche in vollem Maße sich ergötzen und Raritäten gesammelt besitzen wollen, die sie einzeln selbst zu enormen Preisen gar nimmer bekommen könnten, es nicht werden entbehren wollen.

Unter einer Menge hier nicht aufzuzählender Rubriken sind am reichsten folgende vertreten: Die heitern Feste des ganzen Jahres: Eselsfeste, Fastnachtsgebräuche, Bohnenkönig, Narrenfeste, Fischerstechen, Scheibenschießen u. s. f.

Altdeutscher Witz, Schwank und Spott von: Seb. Brandt, Geiler von Kaisersberg, Fischart,

Murner, Hans Sachs u. s. w. — Die Wundermänner und die Wundermittel: Theophrastus Paracelsus, Albertus Magnus ꝛc. — Magie, Alchemie, Sympathie ꝛc. — Besondere Sitten und Gebräuche: Die Frauenhäuser und Frauenwirthe, Probenächte der deutschen Bauernmädchen ꝛc. — Volks- und Fürstenlust: Turniere, Aufzüge, Fastnachtsspiele ꝛc. — Spottschriften, Spottbilder und illustrirte fliegende Blätter. — Handwerker-, Künstler- und Studenten-Ceremoniel: Gebräuche, Liederlust ꝛc. — Häusliches Leben: Essen und Trinken, Küchen- und Kellermeisterei, Moden und Luxus ꝛc. — Abenteurer und Unholde: Fahrende Schüler, Vaganten, fahrende Frauen, Goldmacher, Teufelsbeschwörer, die Losungen und Zeichen der Mordbrenner ꝛc. — Curiositäten aus dem Gebiete der Justiz: Feuer- und Wasserproben, peinliches Halsgericht ꝛc. — Die mittelalterliche Kalenderweisheit in ihrem ganzen Umfange: Prognostikon, Aderlaß-, Schröpf-, Bad- und andere medicinische Vorschriften, Wetterregeln, Bauernphilosophie u. s. w. —

Franckh'sche Verlagshandlung.



Murner, Hans Sachs u. s. w. — Die Wundermänner und die Wundermittel: Theophrastus Paracelsus, Albertus Magnus ꝛc. — Magie, Alchemie, Sympathie ꝛc. — Besondere Sitten und Gebräuche: Die Frauenhäuser und Frauenwirthe, Probenächte der deutschen Bauernmädchen ꝛc. — Volks- und Fürstenlust: Turniere, Aufzüge, Fastnachtsspiele ꝛc. — Spottschriften, Spottbilder und illustrirte fliegende Blätter. — Handwerker-, Künstler- und Studenten-Ceremoniel: Gebräuche, Liederlust ꝛc. — Häusliches Leben: Essen und Trinken, Küchen- und Kellermeisterei, Moden und Luxus ꝛc. — Abenteurer und Unholde: Fahrende Schüler, Vaganten, fahrende Frauen, Goldmacher, Teufelsbeschwörer, die Losungen und Zeichen der Mordbrenner ꝛc. — Curiositäten aus dem Gebiete der Justiz: Feuer- und Wasserproben, peinliches Halsgericht ꝛc. — Die mittelalterliche Kalenderweisheit in ihrem ganzen Umfange: Prognostikon, Aderlaß-, Schröpf-, Bad- und andere medicinische Vorschriften, Wetterregeln, Bauernphilosophie u. s. w. —

Franckh'sche Verlagshandlung.